Elke Liebs

Die Melancholie des Glücks

Leben mit Efim G. Etkind

Melancholie und Freude sind wohl Schwestern.
Und aus den Zweigen fällt verblühter Schnee.
Mit jedem Pulsschlag wird aus Heute Gestern.
Auch Glück kann weh tun. Auch der Mai tut weh.

Erich Kästner

Vorworte

Dieses Buch ist die Geschichte einer tiefen Freundschaft und einer nicht vorhersehbaren, abenteuerlichen Liebe zwischen zwei Menschen. Es ist die Geschichte meines Lebens mit Efim Etkind in Europa, d.h. vornehmlich in Paris, in Berlin, in Potsdam und in der Bretagne – und natürlich immer wieder, oft dreimal im Jahr – auch in Russland, vor allem St. Petersburg, das wir bis zu Efims Tod immer noch Leningrad nannten. Ich habe bewusst mehr über unser persönliches Leben geschrieben, über unseren Alltag, den wir mehr liebten als die besonderen Ereignisse, und unsere zahllosen Reisen – weniger über den international bekannten Literaturwissenschaftler, Publizisten, Kultur-Botschafter oder Übersetzer. Das mögen andere tun oder haben es schon getan. Mich interessieren keine Chronologie, keine Publikationsliste, keine Titel und Ehren, keine nachschlagbaren Lebensdaten – nur die Koordinaten eines durch und durch ungewöhnlichen Menschen. Einige dieser Koordinaten werden genannt, viele aber nicht. Mein Kontext ist eine innere Genealogie, die Genealogie zweier Menschen, die das Leben ganz zufällig zusammen geführt hat und die einander nie wieder losließen. Anders als in Gerüchten und Büchern von Zeitgenossen müssen wir uns Efim – ungeachtet seiner Erfahrungen der Verfolgung und

des Exils - als einen glücklichen Menschen vorstellen – wie den Sisyphus von Camus. Dass ich in dieses Glück eingeschlossen war und ein Teil davon wurde, trägt mich bis zum Ende hin und bleibt meine Trauer und meine Freude, verbunden mit einer tiefen Dankbarkeit. Wollte man die Quintessenz dieses Lebens, das er inständig liebte, mit all seinen Schrecknissen, Herausforderungen, Erfolgen, Auszeichnungen und persönlichen Beziehungen, mit seinen Glücken und mit seinen Traurigkeiten auf eine kurze Formel bringen, so könnte dies nur eine Gedichtzeile von Rilke sein, die leicht von ihm selber stammen könnte:
HIERSEIN IST HERRLICH.

Das Denkmal

Dieser Mann ist ein Denkmal!
Ein Freund und Kollege stürzt zu Beginn der neunziger Jahre mit diesen Worten in mein Office an der University of Oregon, Eugene, in der Hand ein dickes Konvolut von eng beschriebenen Blättern. Vor Aufregung hat er vergessen zu klopfen, guten Tag zu sagen und das obligatorische how are you today? zu fragen, woran man sieht, dass er kein Amerikaner ist. Atemlos versucht er, seiner Fassungslosigkeit Ausdruck zu verleihen: Über 500 Publikationen, das ist einfach unglaublich. Und stell Dir vor: Er kommt hierher. Er ist schon da!
Ich bleibe gelassen. Nie habe ich mich daran gewöhnen können, dass in der Wissenschaftswelt ein Mensch in erster Linie nicht ein Mensch ist, sondern eine kleinere oder größere Publikationsliste. Das ist der Maßstab, nach dem er bewertet wird. Der hier so atemlos spricht, gehört zu denen mit einer schmaleren Liste, was mir ganz belanglos erscheint. Aber ich weiß, dass er darunter leidet und von einem opus magnum träumt, das die Welt erstaunen soll. Ich habe keinerlei Zweifel, dass es eines Tages da sein wird, denn er ist von ebenso brillanter Klugheit, wie er hartnäckig arbeitsam ist – aber noch ist es nicht geboren. Zuvor muss auch e r noch ein Denkmal kennen lernen, und dies durch einen ähnlich dringenden Hinweis meinerseits. Aber davon später.
Eher aus Höflichkeit denn aus Neugier nehme ich die Blätter zur Hand und lese: Professor Jefim G. Etkind, Department of Russian, wohnhaft in Paris, gebürtig in Leningrad (ehemals Petrograd), Distinguished Professor für 1 Semester an der University of Oregon, Eugene, Institut für russische Sprache und Literatur.

Stell dir vor, er war noch in der Roten Armee, unterbricht mein Kollege die Lektüre.
Er ist wirklich ein lebendes Denkmal!
Bevor er samt seinen Papieren wieder hinausstürmt, da ich nicht die erwartete Begeisterung an den Tag lege, fällt mir noch zufällig das Geburtsdatum des Denkmals ins Auge: 26. Februar. Das Geburtsjahr habe ich nach meiner Gewohnheit gleich wieder vergessen. Was bedeutet schon Alter?
Ein paar Tage später steht das Denkmal in meinem Dienstzimmer. Es ist üblich an amerikanischen Universitäten, dass Gäste aus anderen Ländern oder von anderen Universitäten ein bisschen herumgereicht werden, damit sie Kontakte knüpfen können und die Betreuung sich auf mehrere Personen verteilt. Als Head of Department des Instituts Germanic Languages and Literatures – auf dem selben Flur wie das Russian Department – bin ich gleichsam die erste Anlaufstelle für einen solchen Höflichkeitsbesuch, da der russische Gast nicht nur fließend, sondern geradezu perfekt Deutsch, dafür aber eher ungern Englisch spricht. Der japanische Leiter des Russischen Instituts – seinerseits eher im Russischen als im Englischen heimisch – ist sehr erleichtert, dass er das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und den prominenten, aber eher schweigsamen Gast bei mir lassen kann. Er verschwindet rasch nach einer kurzen Vorstellung.
Da sitzt also das Denkmal: Ein ernstes, reserviertes Gesicht mit altmodischer Hornbrille, das eine Mischung aus Abweisung und kaum wahrnehmbarer Trauer ausstrahlt. Normal groß, normal schlank, normal höflich, aber kurz angebunden, mit den üblichen Floskeln weder auf Deutsch noch auf Englisch vertraut. Oder will er bloß nicht? Eine heimliche kleine Sympathie keimt in mir auf: er will sich nicht anpassen, verabscheut den small talk, die heilige Kuh im öffentlichen Leben hierzulande. Ich frage ihn, woher er so fabelhaft Deutsch

spricht – wohlwissend, dass er diese Frage schon tausendmal gehört haben muss und reichlich blöd finden wird. Aber was kann ich sonst tun mit einem Panzerschrank, zu dem mir der Code fehlt?
Rote Armee – zuckt es mir durchs Gehirn. Ich weiß wenig über sie außer ein paar Klischees aus dem Geschichtsbuch und vom Hörensagen. Dieser Mann wirkt wie der geborene Gelehrte, ein Intellektueller von offenbar höheren Gnaden, keiner, der Berlin erobert und zahllose Frauen vergewaltigt hat, wie es der Volksmund will – aber muss er deshalb so zugesperrt und einsilbig sein? Wieder einmal begreife ich, wie die amerikanische Alltagskultur doch das Leben erleichtert. Immerhin höre ich wie von weitem noch etwas über ein deutsches Kindermädchen, das dem russischen Knaben sozusagen spielerisch die Sprache vermittelte, und über seine große Vertrautheit mit der deutschen Literatur. Genug der Rätsel und Widersprüche, denke ich. *Wach auf, gefrorner Christ, der Lenz steht vor der Tür*…. Das uralte Kirchenlied kommt mir in den Sinn. Soll er erstmal ankommen und auftauen. Vielleicht treffe ich ihn gar nicht wieder im üblichen Hochschuldurcheinander. Wir verabschieden uns bald etwas hölzern. Die gebotenen Redensarten bleiben mir fast im Halse stecken.
Als er weg ist, wirbeln mir Unvereinbarkeiten durch den Kopf: ein Offizier der Roten Armee mit deutschem bzw. schweizerischem Kindermädchen? Feudalismus während der Sowjetzeit? Wer konnte sich das leisten? Es klingt nach Nabokovs märchenhaft verwöhnter Kindheit noch im Zarenreich. Aber so alt kann er nun auch wieder nicht sein. Oder war der Vater ein höherer Charge um Stalin? Ich merke, dass mein Wissensstand über Russland sich eher aus den Texten von Dostojewski oder Tschechow speist und ansonsten ziemlich ärmlich ist. Wie peinlich, einem Menschen gegenüber zu sitzen, von dessen Land ich fast nichts weiß, während er sich in unserer Kultur zuhause zu fühlen scheint! Wie kann ich

ahnen, dass ich in den kommenden 10 Jahren mich jeden einzelnen Tag mit Russland beschäftigen werde?
Einstweilen schiebe ich mein Unbehagen zur Seite. Es gibt Wichtigeres. Meine Tochter ruft plötzlich aus Deutschland an und teilt mir mit, dass meine Mutter offenbar einen Schlaganfall erlitten hat. Das Schlimmste ist zu befürchten. Hals über Kopf fliege ich nach Hause, um sie wenigstens noch lebend anzutreffen.

Verwaist

Vier Wochen später bin ich wieder zurück – verwaist. Wer sagt eigentlich, dass nur Kinder ‚verwaisen' können? Der Verlustschmerz wühlt in mir. Ich bin beinahe 50 Jahre alt, aber ich fühle mich mutterseelenallein. Was für ein unverwechselbar deutsches Wort. Efim hat es bewundert. Manche Wörter waren für ihn nur im Deutschen denkbar und nicht zu übersetzen. Er hat diese wunderbare Mutter nicht mehr kennen gelernt, dafür hadere ich noch immer mit dem Schicksal. Aber ich weiß, er hätte sie geliebt – schon allein für ihre mannigfachen Redensarten voll Berliner Sprachwitz und jüdischer Ironie, voll analytischem Geist und großer Güte. Er eignete sich ihre Redensarten und Zitate an, ebenso wie wir – meine Brüder und ich - sie ständig weiter benutzen und ihre Urheberin dadurch lebendig in unser Mitte behalten. Er hätte ihr Lachen geliebt und ihren Tiefsinn und ihre uralte Weiberweisheit. Ein sehr alter russischer Freund, der auf seine späten Tage noch an die Seelenwanderung zu glauben begann, gab mir viel später einmal zu bedenken: Vielleicht hat Deine Mutter Efim zu dir geschickt oder ist in ihm heimisch geworden, nachdem sie ihren Körper verlassen hat.
Was für eine verwegene Phantasie!
Die drei Wochen in Deutschland sind schwer. Es muss nicht nur von einem besonderen Menschen Abschied

genommen werden, sondern von einer ganzen Epoche und von einer riesigen Wohnung, in der die mannigfachen Spuren dieser Epoche und unseres Jungseins überall spürbar sind. Heute weiß ich, dass diese Wohnung in vielen Hinsichten der Wohnung glich, die Efim später in seiner *Barcelonskaja Prosa*, seinen Erinnerungs-Geschichten, beschreiben wird und in der er Jahre seiner Kindheit mit seinen Eltern und Brüdern verbrachte, bis alles gepfändet wurde und verloren ging. Während er ein deutsches bzw. Schweizer Kindermädchen hatte (später auch ein französisches), gab es bei uns zeitweise eine russische Haushaltshilfe, Shura mit Namen, von der wir allerdings kein Wort Russisch lernten, während Efim seinerseits als Kind ein fast lupenreines Deutsch erwarb. Während seine Eltern die zwölf Zimmer im Zentrum Leningrads (Petrograds) im Empire-Stil einrichteten, standen bei uns die Biedermeier-Möbel meiner jüdischen Großmutter mütterlicherseits und fanden sogar Eingang in ein von meiner Mutter gemaltes und gereimtes Kinderbuch über meine kleinen Alltagsabenteuer in der frühen Nachkriegszeit, in der allerdings die Ruinen und Trümmerstürze von uns Kindern ebenso ausgeblendet bleiben wie die Armseligkeit des Nahrungsangebots für die zehnköpfige Familie: Onkel, Tante, meine Mutter und sieben Kinder, drei davon meine Brüder, die anderen Cousins und Cousinen. Um dieses Arrangement hatte noch mein Vater während des Krieges gebeten und uns von Berlin zu den Verwandten nach Karlsruhe geschickt, bevor er 1944 in Rumänien an der dort unter den Soldaten grassierenden Diphtherie starb. Da war ich noch keine zwei Jahre alt und kann mich nicht an ihn erinnern. Wie furchtbar gern hätte ich ihn gekannt!

Wir alle haben diese Wohnung geliebt und verbinden jeweils wichtige Momente mit ihr, vor allem aber die Atmosphäre, die meine Mutter zu schaffen verstand, selbst zu Zeiten, da wir zu fünft erst zwei Zimmer hat-

ten und es heikel gewesen sein muss, in der Enge und Überfüllung ein Gefühl von Behaglichkeit und Schönheit zu vermitteln.
Aber es war genau das, was ihr auf rätselhafte Weise immer gelang und wir haben ihr inmitten der Trümmer die Liebe zu den Dingen und den vorsichtig bewahrenden Umgang mit ihnen abgeguckt. Stühle, die bei unserer Berliner Großmutter in der Küche standen, fanden bei uns ihren Ehrenplatz im Wohnzimmer und wurden dort respektvoll benutzt. Sessel, Tische, Vitrinen und Schränke – alle diese Möbel erzählten Geschichten von einem Menschen, dessen Lebenszusammenhänge wir nicht mehr persönlich kennen gelernt hatten, der uns aber durch die Erinnerungen unserer Mutter präsent war und in zahllosen kleinen Szenen gleichsam mit uns lebte und den wir zu kennen meinten: unsere Großmutter, die dunkelhaarige sanfte Mutter meiner Mutter. Ohne dass wir es als Kinder merkten, spürten wir so die Kontinuität einer Familientradition, die sich als humanistisch verstand, ohne dass darüber geredet wurde, und geprägt war von einer großen Liebe zur Kunst, besonders der Musik und Literatur. Als erstaunlich früh emanzipierte junge Frau und durchaus gegen die bürgerliche Sitte hatte die Großmutter zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Beruf einer Krankenschwester erlernt, galt bald als besonders einfühlsam im Umgang mit Schwerstkranken und psychisch Gestörten und hatte später meinen Großvater, der als Arzt auf der selben Station arbeitete, kennen gelernt. Nie wird einer von uns die tausendfach gehörte Episode vergessen, die sich regelmäßig ergab, wenn mein Großvater heraus bekam, dass meine Großmutter, die als Sprechstundenhilfe später in seiner eigenen Praxis die Rechnungen schrieb, seine lächerlich niedrigen, wenn auch menschenfreundlichen Preise heimlich um 1 Mark erhöht hatte, um dem hart arbeitenden Mann wenigstens ein erträgliches Essen vorsetzen zu können. Seine drohenden Rufe durch die ganze

Wohnung: MARTHA!!! signalisierten den lauschenden Kindern, meiner Mutter und ihrer Schwester, dass mal wieder ein Betrug aufgeflogen war. Auch der Protest der Patienten zugunsten meiner Mutter nützte nichts; sie revanchierten sich künftig mit Naturalien, also Gemüse, Fleisch oder Eiern, um ihre Dankbarkeit gegenüber dem Doktor auszudrücken, der sie gegen ein kaum erwähnenswertes Entgelt behandelte und das ganz selbstverständlich fand.

Wenn wir später als Erwachsene zu Weihnachten aus aller Herren Länder (Holland, Frankreich, USA, Asien) nach Hause kamen, tauchten wir wieder ein in diesen vielfältig gemischten Brodem, der dann getränkt war mit den verführerischen Düften von Mamas Weihnachtsbäckerei, bei der wir als Kinder oft stundenlang und ganze Abende mit halfen – vier Wochen lang - damals gab es noch keinerlei Küchenmaschinen – diesen fünfzehn Sorten köstlichen Kleingebäcks, die wir in großen Tüten in die Häuser von Familien trugen, die noch weniger Geld hatten als wir, in denen aber die Kinder ebenso wie wir schon darauf lauerten. Das fertige Gebäck wurde in Blechdosen verpackt und wartete auf dem Balkon, bis wir es – jeder auf seinem eigenen Teller – unter dem Tannenbaum wieder fanden. Aus diesen Blechdosen zu klauen, wäre leicht gewesen, war aber unter uns verpönt. Vom Teller der anderen aber wurde gelegentlich stibitzt und streng geahndet, wenn es herauskam. Wenn wir uns jetzt als Siebzigjährige und älter gegenseitig besuchen, erzählen wir uns noch davon und staunen über unsere damalige Unbekümmertheit in einer kaputten Welt.

Meine Mutter starb – genau wie Efim zehn Jahre später – nur drei Wochen nach dem Ausbruch ihrer Krankheit – einem Schlaganfall. Aber ich dachte keine Sekunde an Efim, der noch Herr Etkind und ein unzugängliches Denkmal für mich war und weit weit weg.

Wie durch ein Wunder gelang es uns Geschwistern, die wir berufshalber über die ganze Welt verstreut waren, aus Holland, Frankreich, den USA und Afrika rasch nach Karlsruhe zu kommen. Meine Tochter, die Krankenschwester ist und den nötigen Durchblick hat, hatte uns gerufen, und wir hatten begriffen, dass es Abschied zu nehmen galt. Tag und Nacht saß einer von uns an ihrem Bett, passte auf, dass die Ärzte oder das Pflegepersonal sie nicht unnötig quälten, streichelten sie, redeten mit ihr, ohne dass sie antworten konnte, denn sie lag schon bald im Koma, und behüteten ihren Schlaf. Sie hatte keine Schmerzen und ihr Tod war kein langer Kampf – nur ein heftiger werdendes Atmen und dann – Stille. Es geschah nachts und mein jüngster Bruder war gerade bei ihr. Ich weiß noch, wie er mitten in der Nacht anrief und seine Stimme bei der Übermittlung der Nachricht brach. Stumm stiegen wir aus unseren Betten, zogen uns in Minuten an, liefen zum nahe gelegenen Krankenhaus und nahmen sie mit einem letzten Blick endgültig in uns hinein.
Die Trauerfeier wird keiner von uns vergessen. Einen Pfarrer wollten wir nicht, stattdessen sprach mein ältester Bruder, der – mühsam beherrscht – an einzelne Stationen unser aller Kindheit erinnerte und die besondere Rolle unserer Mutter dabei: die Nächte im Keller, wenn Bombenalarm war, die Zerstörung Karlsruhes, die harten Nachkriegswinter, von denen wir praktisch zwei Jahre im Luftschutzkeller verbrachten, weil die Wohnung nicht bewohnbar war, ihr unzerstörbarer Optimismus und vor allem das legendäre Weihnachtsfest in eben diesem Luftschutzkeller, zu dem wir das ganze Haus einluden. Viel später habe ich einen kleinen Text darüber geschrieben, den ich an der richtigen Stelle einfügen werde.

Epilog

Während ich quer durch Amerika zu meiner todkranken Mutter reiste, sah ich zum ersten Mal Verwundete des ersten Golfkrieges von Mr. Bush senior. Sie humpelten durch die Airports, in denen ich umsteigen musste, wurden auf Rollbetten geschoben und die Passanten wichen mit erschrockenen Augen stumm zur Seite, wenn sie ihnen begegneten. Seit Wochen wurde die gesamte Nation belogen: es gab offiziell keine Todesopfer, keine Drogen, keine Verletzten, keine Niederlagen. Stattdessen: Nachrichtensperre, vor allem: Bilder-Sperre. An der University of Oregon, Eugene hatten wir schon kurz nach Kriegsbeginn ein wöchentliches Meeting für alle Interessierten, vor allem Studierende, eingerichtet, auf dem schwieriger zu beschaffende Informationen weiter gegeben und diskutiert wurden. Es war immer überfüllt. Als ich dann in Deutschland ankam, sah ich schockiert die ersten authentischen Bild- Nachrichten über den Krieg. ‚Unsere Jungs', denen man eigens Coca Cola und dergleichen an die Front geschickt hatte, waren beileibe nicht so siegesgewiss, wie man uns in den amerikanischen TV-Sendungen glauben machen wollte. In ihren Gesichtern stand die blanke Angst. Das Sterben der Kameraden demoralisierte sie ebenso wie jetzt, da ich dies schreibe, im Jahre 2011 und 2012, die deutschen Soldaten das Sterben im Irak und Afghanistan schockt und immer wieder in Israel/Palästina. In all diesen Fällen soll(te) die Kriegszustimmung der Bevölkerung erhalten werden, genauer: manipuliert werden. Vielleicht ist die Ankunft im Medienzeitalter wenigstens dafür gut, dass nicht mehr so viel gelogen werden kann. Manchmal.

Schließlich haben wir genau an meinem Geburtstag die Trauerfeier für meine Mutter gehalten. Drei alte Damen hatten wir dazu geladen, die sie seit fast fünfzig Jahren kannte. Zu allen dreien sagte sie noch Sie, obwohl sie

wirklich befreundet waren. Da saßen sie wie freundliche alte Parzen und erzählten aus einer Zeit wie aus einem Geschichtsbuch des Bürgertums. Keine von ihnen war der Nazi-Ideologie erlegen, teilweise im Gegensatz zu ihren Männern. Meine Mutter liebten sie auf ihre zurückhaltende Weise, besonders die alte Geheimrätin, mit der sie die Erinnerungen an das alte Berlin teilte. Vor der Trauerfeier nahm sie mich zur Seite: Ich weiß, dass deine Mutter das bestimmt nie selber zu Dir gesagt hätte, aber mir hat sie erzählt, wie unglaublich Du sie bei ihrem Besuch in den USA verwöhnt hast und wie sehr sie das genoss.
Wie recht sie hatte! Kein Wort hatte sie geäußert. Aber dennoch: Meine Mutter war in diesen Stunden noch so intensiv anwesend, dass beim Erzählen stellenweise sogar Lachen aufkam. Die ganze Wohnung stand voller Blumen. Meine Brüder hatten – jeder für sich – dieselbe Idee gehabt und sich zufällig im Blumenladen getroffen: Blumen zum Geburtstag der kleinen Schwester, trotz allem Kummer. Aber es waren Geschenke für uns alle, etwas Lebendiges gegen den Tod gesetzt, etwas Leuchtendes gegen das Grau des Verlassenseins, das uns erst später einholen sollte – auf dem Heimweg. Im Schrank meiner Mutter finde ich ein Geschenk, das sie schon Wochen vor meinem Geburtstag für mich besorgt haben muss: ein wunderschönes Nachthemd. Ich habe es getragen, bis es in seine Einzelteile zerfiel.

Zurück in Eugene

Die Freunde haben mich am Flughafen abgeholt und für ein Wochenende an einen versteckten Ort in den Bergen gebracht, damit ich nicht in meiner Trauer versinke. Sie haben mich in Ruhe, aber nie allein gelassen, haben meine Tränen, mein Schweigen, meine Unfähigkeit zu lächeln ertragen, sind mit mir gewandert, haben für

mich gekocht und mich manchmal in den Arm genommen – wortlos. Worte sind nicht nötig. Die meisten kannten meine Mutter – mit fast 80 Jahren ist sie in ein Flugzeug gestiegen und zum ersten Mal nach Amerika geflogen, um zu sehen, ob es ihrer Jüngsten und einzigen Tochter wirklich gut geht. Am Ende dieser 4 Wochen hatte sie ganz Oregon gesehen und meine Freundinnen und Freunde, sogar meine graduate Studenten und z.T. noch deren Eltern, die sie zu sich einluden, kennen gelernt. Wie alle großen Geister gehörte sie zu den Menschen, deren Horizont im Alter immer weiter wird und deren Vorurteile zunehmend einfach abfallen wie unnützer Ballast. Sie ist auch immer schöner geworden, eine weißhaarige Dame mit hohen Wangenknochen und schrägen grünen Augen, mit ihrer tiefen Stimme und dem stets sprungbereiten Lachen, mit ihrem Intellekt und dem großzügigen, praktischen Sinn fürs Alltägliche. Wie kann man eine solche Mutter freiwillig hergeben? Es gilt, sie Schritt für Schritt aus sich herauszupressen wie in einer umgekehrten Geburt, um sie dann endgültig wieder Platz nehmen zu lassen in meinem Leben. Ich kann sie nicht mehr anrufen, um aus den USA nach einem Kochrezept, einer Fontane-Figur, einem Erlebnis aus meiner Kindheit zu fragen (was ich noch jahrelang gedankenlos manchmal tue), aber sie ist da und der Satzanfang: Mama würde sagen… macht unter meinen Brüdern, Kindern und Kindeskindern unfehlbar die Runde, wenn irgendetwas skurril, verschroben, absurd oder einfach zutiefst menschlich ist.

Zurück also im Büro in Oregon. Mein Telefon klingelt. Durch mein Gemüt schwirren immer noch Wortfetzen, Bilder, Kämpfe mit Ärzten um ein gnädiges Ende, unliebsame Verwandte, das wechselweise Wachen am Krankenbett rund um die Uhr, das ruhige, fast lächelnde Gesicht im Koma, ganz glatt und jung plötzlich, die Trauerfeier mit der bewegenden Ansprache meines Bruders, die Qual der viel zu eiligen Wohnungsauflö-

sung, weil alle Geschwister in anderen Ländern wohnen und zurück zu ihrer Arbeit müssen, das Gefühl der Entwurzelung – Wie unter Zwang hebe ich den Hörer ab.
Hallo?
Oh – was ist geschehen? Ich höre an Ihrer Stimme, dass etwas Schlimmes geschehen ist.
Es ist wirklich etwas sehr Schlimmes geschehen: Meine Mutter ist gestorben – (Mittlerweile habe ich begriffen, dass ich mit dem Denkmal spreche, obwohl es seinen Namen nicht genannt hat und dies auch in den nächsten 10 Jahren fast nie am Telefon tut – wohl eine Reminiszenz aus stalinistischer Zeit).
Das ist schrecklich. Ich verstehe genau, wie Ihnen zumute ist. Als meine Mutter in Russland starb, durfte ich nicht einmal ins Land zu ihrer Beerdigung.
Und warum nicht?
Nun, weil ich persona non grata war – rausgeschmissen.
Verzeihung, ich erinnere mich. Das klingt schauderhaft. Aber was ist der eigentliche Grund Ihres Anrufs? Kann ich etwas für Sie tun?
Es ist überhaupt nicht eilig, aber ich suche für eine kleinere Übersetzung eine(n) Studierende(n), der oder die etwas Geld verdienen will – möglichst deutsch.
Ich verspreche Abhilfe und das Gespräch ist wenig später beendet.
Nachträglich bin ich verblüfft über die Direktheit unserer Kommunikation. Diese Stimme aus dem Nichts war unmittelbar warm und mitfühlend und hatte nichts von der anfänglich verspürten Abweisung. Wieso habe ich einem Fremden meinen intimsten Kummer erzählt? Wieso hat dieser Mensch, der aus der Kälte kommt, sofort gehört, dass etwas nicht mit mir in Ordnung ist? Was ist das für ein Mann, der so unumwunden über Gefühle, auch seine persönlichen, mit einer Fremden sprechen kann – und auch noch am Telefon, das er – wie ich später erfahren soll – überdies gar nicht liebt?

Rätsel über Rätsel. Aber der Alltag wächst darüber, bis nach 2 Wochen mein noch immer begeisterter Kollege die Idee hat, wir sollten das Denkmal gemeinsam in mein Haus einladen. Er werde kochen.
Gesagt – getan. Der Gast kommt, Irving kocht und ich mache die honneurs.
Nachher unterhalten wir uns lange über Literatur, über Russland, über die Spielregeln unserer Universität. Dann empfiehlt er sich früh – beinahe so früh wie die Amerikaner, die meist gegen elf Uhr abends nach Hause gehen. Das Essen hat ihm immerhin geschmeckt. (Später werde ich erfahren, dass er Irving und mich für ein Paar, also ein geschlossenes System hielt). In Russland würde niemand in einer Küche, die nicht seine eigene ist, ein ganzes Gästemenu kochen).
Wieder vergehen ein bis zwei Wochen, bis eines Tages mein Blick am Abreißkalender in meinem Office hängen bleibt: 26. Februar. War da nicht was? Sogar vor Kurzem?
Nach einigem Grübeln erscheint die ominöse Publikationsliste des Denkmals vor meinem inneren Auge. Tatsächlich – heute ist sein Geburtstag. Ob sich irgendjemand um ihn kümmert? Vielleicht hockt er allein in seiner Bude – drinking alone with the moon? Ich bin schon genügend amerikanisch sozialisiert, um das höflichkeitshalber nicht zuzulassen. Also schreibe ich einen kleinen Zettel mit Glückwunsch, lege mein zuletzt publiziertes Buch als kleines Geschenk dazu und frage, ob er, falls er nichts Besseres zu tun hat, am Abend vielleicht mit mir auf seinen Geburtstag anstoßen will. (Später werde ich lernen, dass in Russland der Geburtstag nicht besonders gefeiert wird). Das Ganze lege ich in sein Postfach. Nach ein paar Stunden die Antwort, ebenfalls auf einem kleinen Zettel: Er sei zwar zu dem japanischen Direktor seines Russisch-Departments zum Essen eingeladen, aber er werde früh nach Hause fahren

und sich über ein gemeinsames Glas Wein freuen. Anbei die Adresse.
Pünktlich stehe ich vor der Tür mit einer Flasche Wein unter dem Arm. Er ist schon da – die Wohnung erweist sich als passabel (Das berühmte amerikanische changing places: Wohnungstausch mit einem amerikanischen Kollegen). Nach der ersten Konversation fangen wir bald an, wirklich zu reden und reden immer weiter, über meine Bücher, über seine Bücher, sein Leben, mein Leben (ach, Irving ist nicht Ihr Partner?), die Flasche ist längst leer und Wodka (den jeder Russe auf der Welt immer noch irgendwo versteckt hat) wandert auf den Tisch. Allmählich ist die Strenge einem überraschenden Charme gewichen. Wir können miteinander lachen und ernst sein und achten nicht mehr ängstlich auf Etikette, sind nur zwei Menschen ohne Zäune und Masken, ohne Angst oder Hoffnung. Zum ersten Mal spüre ich seine wundersame Fähigkeit, ganz im Augenblick zu leben. Die Stunden vergehen, ohne dass wir dessen gewahr werden.
Deutsch, so erklärt er mir irgendwann, ist die Sprache der Engel. So meint jedenfalls eine der größten russischen Dichterinnen: Marina Zwetajewa. Es ist meine erste russische Lektion (wenn ich über etwas nichts weiß, habe ich solche Lektionen sehr gern). Und weil die Zwetajewa ein berühmtes Rattenfänger-Gedicht geschrieben hat, das ich unbedingt kennen lernen muss, weil ich meinerseits ein Buch über die literarischen Metamorphosen eben jenes Rattenfänger-Mythos in Europa geschrieben habe (ohne leider das Gedicht der Zwetajewa zu kennen), geht er ans Regal, nimmt einen Band und beginnt mir vorzulesen mit seiner tiefen Stimme, in dieser wunderbar melodischen Sprache, die ich selber mit 20 Jahren in meinem ersten Semester zu lernen begann und dann wieder vergaß… er liest und liest… und liest… und die Zeit steht still.

Wie heißt es in Dantes *Divina Comedia* über Paolo und Francesca da Rimini, eins der großen Liebespaare des Mittelalters?
Quest‘ sera non leggevano davanti.
An jenem Abend lasen sie nicht weiter.

An jenem Abend lasen wir nicht weiter.

Orpheus

Wanderer durch abgelebte Welten, der du eindringst in die Schluchten der Erinnerung, der Du die Schattenorte ins Bewusstsein holst, den Schmerz und dein unbändiges Glück – welch eine Reise in abgeschiedene Landschaften! Plötzlich beginnen sie wieder zu leuchten, werden grün und brodeln vor Lebenslust und Bilderreichtum. Deine Liebe, die schon Erinnerung ist, hast du dem Reich des Todes entgegensetzt, Tiere und Steine bringst zu singend zum Weinen – doch nur eine versteht dich: Persephone, Königin des Hades. Sie als einzige, lebend und tot zugleich, lebt von der Erinnerung, wie du. Wenn sie wieder hinab zu den Untoten, den Schatten, den Hoffnungslosen muss, sammelt sie zuvor doppelte Intensität in den Monaten des Lichts und der schieren Daseinsfülle in der Oberwelt. Sie weiß, dass du dich umdrehen wirst, du musst es ja tun, um die Geliebte wirklich am Leben zu erhalten – im Gesang, im Gedicht, in deiner Sehnsucht, die zur Sehnsucht aller Menschen wird, die je geliebt haben. Wer könnte die Banalität des Glücks lange ertragen? Noch einmal heiraten, wahrscheinlich ein paar Kinder kriegen und in der Trivialität des Ehealltags ertrinken. Aus Liebesliedern Schlaflieder für die Kinder, aus der Musik als Ruf ins Entbehrte (wie

Ernst Bloch sagt) vielleicht eine Anstellung im Staatsorchester. Wer glücklich ist, schreibt keine Gedichte – lese ich bei Sigmund Freud...
Ich reise mit Orpheus und ringe der Zeit noch einmal ihr Leuchten ab. Träume stellen sich ein, die nie geträumt wurden, und dem Meer der Vergessenheit entsteigen abgesunkene Weggefährten, gute wie böse. Eurydike ist die Gestalt gewordene Erinnerung. Wer nicht immer wieder zurück schaut, erlaubt ihr, ins Dunkel abzugleiten, unfruchtbar zu bleiben und zu einer toten Materie zu werden, die uns beschwert und belastet und am Leben hindert wie eine Fußangel. Und welch ein gewaltiges Bild: die Tiere, die Steine und die Schatten – sie werden ihre Tränen nicht vergessen, sie werden ihr Kostbarstes sein, weil sie im Schmerz eine kurze Weile sich selbst zurückgegeben wurden, dem fremden und dem eigenen Aggregatzustand der Seele, die nach Erlösung lechzt: durch die Liebe, durch die Musik, durch die Erinnerung. Immer werden sie auf Orpheus warten. Stattdessen wird Dante kommen und ihnen auf andere Weise und mit anderen Gesängen neues Leben schenken.
Ach Orpheus! Ach Dante! Ach, Erinnerung!

Schon am nächsten Tag beginne ich zu verstehen, was es heißt, mit einem Denkmal zu tun zu haben. Das Denkmal geht davon aus (so sagt er), dass unsere erste nähere Begegnung auch unsere letzte sein muss. Denn eine alte russische Freundin wird erwartet, die zum ersten Mal das Land verlassen kann – auf seine Einladung hin. Sie wird bei ihm wohnen. Es setzt ohnehin ein Reigen von Empfängen, Veranstaltungen, Dinner-Einladungen seitens der Universität ein, vor denen es kein Entrinnen gibt. Denkmäler gehören schließlich jedem, sind Teil der Öffentlichkeit. Man möchte sie anschauen, bewundern, befragen, sogar anfassen, jeden-

falls teilhaben an ihrem Nimbus, obwohl außerhalb des russischen Departments alle genauso wenig über die Rote Armee wissen wie ich. Oder weil sie nichts wissen…?
Die russische Freundin trifft ein und entpuppt sich als freundliche, ältere Dame, die einmal Studentin und Mitarbeiterin des Denkmals war und nun in unwandelbarer Loyalität seinen Spuren folgt, mit ihm lebt und für ihn kocht. Sie soll aber auch – so höre ich – die überaus talentierte Übersetzerin eines englischen Lyrikers sein, hat das Übersetzen jedoch leider aufgegeben. Viel mehr ist zunächst nicht zu erfahren.
Ein Doppelleben beginnt: Während ich versuche, offizielle Begegnungen zu vermeiden, entsteht gleichsam wie von selbst ein Jour Fixe, an dem das Denkmal einmal in der Woche nach dem Seminar in mein Haus kommt. Das erste Mal liegt zufällig ein Essayband von Jossif Brodskij auf dem Sofa, mit einem großen Photo des russischen Nobelpreisträgers. Irving hat es mir geschenkt – mit dem Hinweis, das hätte irgendetwas mit der Ausweisung des Denkmals aus Russland zu tun. Das Denkmal sieht es sofort und runzelt die Stirn: Warum dies hier? – fragt er in seiner direkten Art, plötzlich wieder ziemlich abweisend, als könnte eine versteckte Absicht darin enthalten sein. Ich spüre, dass es hier ein Geheimnis gibt, etwas, das mich nichts angeht, aber das zu seinem Schmerz und seiner Einsamkeit gehört.
Nichts! - sage ich. Ich lese gerade darin und bewundere das vorzügliche Englisch des Autors.
Er geht nicht darauf ein, will nicht weiter darüber sprechen.
Wir essen und laufen in meinem großen Haus herum, schauen die Fotos meiner Kinder im Arbeitszimmer an, diskutieren, spielen mit meinen Katzen, sitzen im Garten oder hören Musik. Zwischen Alltag und Ausnahmezustand verdichtet sich sachte eine subtile Nähe, die über den ersten Rausch hinüber findet zum Eintreten in

die inneren Räume des anderen, zum Staunen und Fragen und Wiedererkennen, zu einer vorsichtigen Vertrautheit, die sich von Mal zu Mal vertieft. Es ist ein Schweben zwischen den Kategorien, ein Berühren auf Augenhöhe und ein lustvolles Eintauchen in die Fremdheit des anderen. Auf einmal sind wir schon mittendrin in meiner großen zehnjährigen Lektion über die Kultur und Geschichte seines Landes, während wir noch immer arglos davon reden, dass unser Roman (wie die Russen gern in altmodischer Romantisierung sagen) mit dem Abschluss des Semesters sein Ende haben muss.

Aber ich ahne etwas von einem anderen Fortgang, als ich mit einer Freundin während des Springbreaks – den Frühlingsferien – für eine Woche auf der berühmten 101 Straße nach San Francisco fahre. Es ist eine herrliche, malerische und dramatische Küstenstrecke, immer dicht am Pazifik entlang. Wir schlagen unser Zelt auf den großzügig angelegten Campingplätzen immer so auf, dass wir mit dem letzten Blick am Abend und dem ersten am Morgen auf das Meer sehen. Aber meine Gedanken sind weit weg, in Seattle, wo das Denkmal zusammen mit der russischen Freundin seine Tochter treffen wird. Die kommt eigens aus Canada, um die künftige Frau ihres Vaters in Augenschein zu nehmen. Habe ich richtig gehört?

Es ist wirklich wie ein Roman, aber ein schlechter, scheint mir. Es sei – so erklärt er mir – eine Frage der Ehre, diese alte Freundin zu heiraten, denn sie hat eine ‚natürliche' Tochter von ihm, die er kaum kennt, da er seit ihrem zweiten Lebensjahr zwangsweise außer Landes war. Jetzt ist sie schon sechzehn oder siebzehn und er hat – besser spät als nie – versprochen, nachträglich alles zu legalisieren. Sie werden alle in Paris zusammen leben. Mir schwindelt.

So ist der Plan und etwas in meinem Kopf zerplatzt. Es ist ja unmöglich, denke ich.

Aus der Tiefe welchen Jahrhunderts kommen solche Gelübde? Sind wir bei Puschkin oder Gontscharov oder im 20. Jahrhundert? Muss man in diesem Alter noch so konventionell handeln, so bürgerlich, so pathetisch? Es geht nicht um Geld und Sicherheit, für all das ist gesorgt. Und auch nicht um Liebe! Eher um große Dankbarkeit – sie hat seine alte Mutter betreut, als er es nicht konnte, weil er nicht ins Land durfte. Sie ist die Mutter seiner Tochter. Aber muss das Denkmal sich auf diese Weise selber ein Denkmal der Anständigkeit setzen?
Liebst du sie?
Das spielt keine Rolle. Ich habe mein Ehrenwort gegeben.
Ihr werdet beide unglücklich sein.
Das ist nicht wichtig.
Und wir?
Was sagst Du? Du wirst weiter die Direktorin Deines Instituts in Oregon sein und viele Bücher schreiben. Du bist ja ausgewandert – hast Deutschland für immer verlassen.
Typisch Mann, denke ich. Aus den Augen, aus dem Sinn. Aber in seiner Stimme höre ich ein Gefühl der Ausweglosigkeit. Er hat Recht. Der Stolz verbietet mir, mein aufkeimendes Entsetzen zu verraten. Ich weiß schon, dass er nur in Europa leben will. Und ich bin aus Deutschland weg, weil es keine Stellen gab. Wir haben keine Chance. Schto djelat‘?
Ich frage Irving: Könnt ihr ihn nicht für das nächste Semester in eure Abteilung (Comparative Literature) einladen? Er versucht es, spricht mit den Kollegen, setzt sich mit allen Mitteln für diese kleine Hoffnung ein. Längst hat er das Denkmal ins Herz geschlossen. Er weiß als einziger, dass ich inzwischen von Efim schwanger bin. Ich bin 49 Jahre alt und denke: das ist ein Zeichen. Dies ist kein Roman, sondern Realität – eine Realität, die zunehmend Besitz von mir ergreift.

Aber es gelingt nicht. Die Weichen in der anderen Abteilung sind schon anderweitig gestellt.
Zwei letzte Wochen sind uns geschenkt, in denen wir in seiner Wohnung zusammen leben, während die Freundin nach Israel fliegt, um Freunde zu besuchen. Es ist, als ob es nie anders gewesen wäre. Von der Liebe am Nachmittag tauchen wir in die Gezeiten von Arbeit und Muße, von Draußen und Drinnen ein. Ich singe in der Badewanne, während er abwäscht. Wir verirren uns in dem berühmten Rhododendronpark, zähmen die grauen Eichhörnchen, die es in Europa nicht gibt, und versuchen die Sonne festzuhalten, damit sie nicht zu früh untergeht. Und dann sind wir außer uns.
Sie war wie eine Flamme – heißt es in einem Roman von Knut Hamsun.
Wir sind wie eine Flamme.
Darf ich Dir etwas zum Abschied schenken? – fragt er, als die Zeit kommt.
Er bringt mir eine ernste Uhr mit schwarzem Gesicht. Sie ist wunderschön. Wie hat er erraten, dass ich das besonders gern habe? Er weiß nicht, was Freud über die erotische Konnotation von Uhren gesagt hat. *Die Zeit* – geht mir durch den Kopf – *sie ist ein sonderbar Ding*. So beginnt der Monolog der Marschallin aus Hofmannsthals *Rosenkavalier*, als sie begreift, dass der Geliebte sie verlassen wird.
Hab mir's gelobt, ihn liebzuhaben auf die richtige Weis: Dass ich sein Lieb' auch noch zu einer anderen liebhaben will….
Das ist pervers, denke ich. Masochismus. Wer kann so leben! *Lieben ohne haben ist härter denn Steine graben.* Ich denke betrübt an mein Kind. Ein paar Wochen habe ich leise mit ihm geredet und ein schüchternes Glück wachsen gefühlt. Jetzt hätte ich zum ersten Mal genug Zeit, Geld und Raum für ein Kind – vom richtigen Vater ganz zu schweigen. Aber ich konnte es nicht überreden dazubleiben. Ganz leise hat es sich wieder davon ge-

macht. Mein Körper war nicht mehr darauf eingerichtet. Wohin mit meiner doppelten Trauer?
Carpe diem. Genießen wir die letzten Stunden. Wer weiß, was geschieht?
Auf dem Flughafen stehe ich hinter einer Säule. Das Denkmal muss würdig mit einer Delegation verabschiedet werden, mit der ich nichts zu tun haben will. Was wollen die alle von ihm? Männer und Frauen haben leuchtende Augen. Hätten sie ihn wenigstens noch einmal für ein Semester eingeladen! Er sagt: Nun werde ich in Eugene eine Geliebte haben.
Er spricht im Futur, aber es klingt endgültig und ist schon Vergangenheit. Das Wort Geliebte gefällt mir nicht. Es klingt gewollt oberflächlich, elegant, souverän – mit einem Wort: falsch, nach dem neunzehnten Jahrhundert und weiblicher Rechtlosigkeit. Und es erinnert mich an Maria, die Schöne, die über 40 Jahre Jüngere, von der er mir erzählt hat. Ein Gesicht, das man nicht vergisst – hatte er auf meine Nachfrage einsilbig erwidert. Nur ein Gesicht? frage ich mich. Hatte das Gesicht auch einen Körper? Sie hat ihn – fast gegen seinen Willen - nach dem Tod seiner Frau aus der Depression geholt und drei Jahre lose mit ihm geteilt. Dann hatte er ihr – vor Beginn einer Gast-Dozentur in Harvard – schweren Herzens einen Abschiedsbrief geschrieben, um nicht ihr junges Leben zu sehr zu determinieren. Als er zurückkehrte, war sie plötzlich mit seinem ehemals besten Freund verheiratet – ein Schock, der noch anzuhalten scheint. Denn dieser andere ist es auch, dessen Buch auf meinem Sofa lag, Jossif Brodskij, um dessentwillen das Denkmal zum Denkmal wurde nach seiner Weigerung, im Schauprozess von 1964 so gegen ihn auszusagen, wie die Regierung es von ihm erwartete. So wurde aus den vorgesehenen fünf oder sieben Jahren Zwangsarbeit ein Jahr Exil. Später werde ich sein Buch über diesen Skandal lesen, aber das weiß ich jetzt noch

nicht. Es ist in vielen Sprachen erschienen und hat sein Leben vollkommen verändert.
Ist die geplante Verbindung mit der russischen Freundin eher eine Formalität?
Fragen über Fragen. Das Flugzeug hebt sich in die Lüfte. Noch nicht nach Europa, sondern einstweilen an die Ostküste zu einer Summer School in Vermont. Aber die Ostküste liegt am anderen Ende der Welt.

Fourth of July

In den folgenden Wochen tut jeder von uns seine Arbeit. Aber in mir liegt ein kleines Goldkörnchen, das strahlt vor sich hin und wärmt sich an der Erinnerung. Hoping against hope – sagen die Amerikaner, ein wunderbarer Ausdruck. Ich hoffe gegen die Hoffnung und weiß wider besseres Wissen: Es kann nicht nur ein Roman gewesen sein. Oder sollte ich so wenig von den Menschen verstehen?
Ich rufe an und weiß schon: er wird in einem dieser universitären Gästehäuser mit dem Telefon auf dem Flur wohnen und nicht daran denken, dass er gemeint sein könnte, wenn es klingelt. Aber am heiligsten Nationalfeiertag des Landes, dem Fourth of July, an dem alles dafür spricht, dass Kollegen und Studenten ihn als Gast zu den üblichen Picknicks und dem anschließenden Feuerwerk eingeladen haben, zieht es mich magisch zum Telefon – hoping against hope. Langes Klingeln – vor meinem inneren Auge sehe ich lange, schlecht beleuchtete, schlecht riechende, öde Flure, in denen mein Ruf ins Entbehrte echolos verhallt. Dann plötzlich die Stimme des Denkmals.
Hallo? Bist du es?
Wie beim ersten Mal bin ich sprachlos. Wieso weiß er, dass ich es bin, er kennt inzwischen hunderte Leute in ganz Amerika. Aber er meint eindeutig mich, ist über-

haupt nicht überrascht. Warum bist du zuhause? Frage ich und mein Herzschlag dröhnt in meinen Ohren, als wollte er mich warnen, dass gleich etwas Endgültiges geschieht. Etwas wie Verstörung ist in seiner Stimme. Wie konnte ich denn wissen, dass es so stark ist ?– bricht es aus ihm hervor. Kannst Du nicht kommen?
Ja – nein – ich weiß nicht. Ich muss noch arbeiten – und dann zu meinen Kindern nach Deutschland. Aber ich werde es versuchen – vorher vielleicht – wir werden sehen.
Seine Stimme klingt wie geborsten, als sei er von seinen eigenen Gefühlen hinterrücks und schutzlos überfallen worden. Etwas ist geschehen, seit wir getrennt sind. Bei Gottfried Benn heißt es in einem seiner späten Gedichte:

Und eine Liebe, arm und krank ihr beide
Du musst für sie auf Höfen singen gehen.

Ich weiß nicht mehr, wie ich nach Vermont gekommen bin, wie ich dieses hübsche viktorianische Zimmer bei Aglaja gefunden habe, wie ich traumwandlerisch diese russische Summer-School gefunden habe, mich durch zahllose russisch sprechende Menschen gedrängt und nach dem Denkmal gefragt habe – diese leuchtenden Gesichter, wenn ich seinen Namen sagte – und er mir dann ganz unerwartet aus einem verqualmten, stimmenschwirrenden Raum entgegen lief, mich strahlend in den Arm nahm und gleich wieder los ließ (erst später werde ich lernen, dass er mit Einblicken anderer in sein Gefühlsleben eher geizig ist), und wie wir am Abend bei der griechischen Aglaja mit dem russischen Namen aus dem *Idiot* Dostojewskis Wein trinken und versuchen, an nichts zu denken, außer daran, dass wir zusammen sind, durch den Tag, durch die Nacht, durch den Tag. Und der Mut ist nicht mehr müde und die Sehnsucht schlägt über uns zusammen.

Ich schenke ihm ein Gedicht von Hölderlin, das er nicht kennt.

Nur einen Sommer schenkt, ihr Gewaltigen,
und einen Herbst zu schönerem Sange mir,
dass williger mein Herz
vom süßen Spiele gesättiget
dann mir sterbe.

So hangeln wir uns von Augenblick zu Augenblick, damit die Zukunft nicht nach uns greift.
Es ist heiß und schwül in Vermont und man kann es eigentlich nur in einem Auto mit Aircondition aushalten. Wir fahren ziellos durch die idyllische Landschaft. Wie heißt dieser See? Lake Todd, ein dunkles nasses Juwel im Schoß der Vermonter Berge.
Im Nu ergreifen wir Besitz von ihm, selbstvergessen und verspielt wie Kinder am Anfang des Paradieses. Beide schwimmen wir leidenschaftlich gern, aber er hat es erst spät im Leben gelernt und ist nicht so ausdauernd. Daher seine Unruhe, wenn ich zu weit raus schwimme, zu lange unsichtbar bin. Niemand ist da, niemand schaut zu, niemand tadelt uns für unser unvernünftiges ausgelassenes Glück.
Dann muss er zurück und sich von seinen russischen Freunden verabschieden. Ich fange an, ein bisschen zu verstehen, was das ist: die russische Intelligenzia. Diese Gruppe von Menschen aus ganz Russland, vornehmlich aber aus Moskau und Petersburg (noch heißt es Leningrad), Künstler und Intellektuelle, die trotz des politischen Drucks den Geboten der eigenen Kreativität folgten, die nicht nur Kopf und Kragen, sondern auch die Existenz ihrer Familien und Freunde riskiert haben, deren gemeinsames und zugleich individuelles Schicksal eine gemeinsame Sprache geschaffen hat, in der hinter den Worten immer eine zweite Wirklichkeit auf-

scheint und alles einen doppelten Sinn hat. Ich spüre etwas von der Nähe, die daraus entsteht. Sie sind wie fremde Geschwister, voll Respekt für den anderen, voll explodierender Lebenslust, voll Neugier auf das Leben der anderen, da das eigene so beengt ist.
Noch einmal sind wir verabredet. Wir verfehlen uns beinahe. Kann man sich irgendwo verlorener fühlen als in diesem gigantischen Land, wenn man in einem schäbigen Motel sitzt (sie sehen alle gleich aus) und der andere einen nicht findet? Wo auch die Menschen alle gleich auszusehen scheinen und einem diese trostlosen Filme von Jarmusch in Erinnerung kommen, die eine überwältigende Einsamkeit bebildern, der Heulton der Pazifischen Eisenbahn aus der Ferne – Stranger than Paradise – oder Bilder wie die von Hopper, in denen die Zeit und die Kälte geronnen sind und unaufhebbar scheinen – ausweglos im Käfig einer gefälligen Banalität?
Irgendwie weht es uns wieder zusammen, wir haben keine Zeit, darüber nachzudenken, warum und wie.
Hic Rhodos, hic salta!
Das Denkmal muss nach Montreal und von da nach Toronto zur dort lebenden Tochter. Welcher Teufel reitet mich, diesen Abschied keinen Abschied sein lassen zu wollen, noch einmal dem Unabänderlichen zu trotzen? Während er gemütlich und ahnungslos im Zug sitzt, peitsche ich mein Auto besinnungslos über die Highways – ich weiß nicht, wie lange, – es müssen einige Stunden gewesen sein– und finde mich – wie mit einem fliegenden Teppich – auf dem Bahnhof in Montreal wieder – nur um diesen fassungslosen Gesichtsausdruck noch einmal zu sehen, dieses abgrundtiefe Staunen:
Aber das ist ein Wunder‘! Wie kann es sein? Du bist überall!
Wir haben nur wenige Minuten.

Wirst du mich in der Bretagne besuchen? Im August werde ich dort allein sein.
Was für eine Frage! Auf einem fliegenden Teppich. Für tausend Nächte und eine.
Ich werde auf Dich warten.
Der Zug setzt sich in Bewegung.

Nur einen Sommer schenkt, ihr Gewaltigen…!

*

Paris, Gare Montparnasse. Nirgends auf der Welt muss man mit seinem Gepäck so endlose Strecken laufen wie hier. Wer nicht genau aufpasst, verirrt sich. Ich passe nicht genau auf. Ich habe einen Cicerone, einen freundlichen und der Sprache mächtigen Führer durch den Großstadtdschungel. Irving, der Getreue, der ein Apartment in Paris hat und davon träumt, für immer dort bleiben und an der Uni unterrichten zu können, hilft mir beim Umsteigen in den TGV, der mich in zwei Stunden in die Bretagne bringen soll, zur Datscha des Denkmals. Es ist eine weite Reise von Deutschland aus. Der erste Sommer ohne meine Mutter.
Als Sohn und Tochter wieder arbeiten müssen, hat es mich unaufhaltsam nach Frankreich gezogen, eines langen Tages Reise in die Nacht. Aber der Bahnhof von Rennes mag mich nicht und ich ihn auch nicht. Ich bin angekommen und warte, traue mich nicht vom Fleck – zu viel zu schleppen, zu viel Angst, das Denkmal zu verpassen. Und so verpassen wir uns ein zweites Mal um ein Haar. Es könnte komisch sein, wenn es nicht beinahe tragisch geworden wäre: In jedem Fall waltet aber eine ironische Symbolik: Ich warte am Kopf einer abgrundtiefen Rolltreppe, er wartet zu ihren Füßen, bis zum Hals voller Ungeduld und der Angst, etwas könnte zwischen uns getreten sein. Wir können uns nicht sehen und sind uns ganz nah.

Kennen wir uns überhaupt? War nicht alles nur eine Schimäre, ein flüchtiges Wolkenbild? Im letzten Moment wage ich die Fahrt in den Abgrund. Da steht er und ist schon fast am Gehen. Die Enttäuschung steht ihm im Gesicht und verliert sich nicht so schnell. Man muss sich erst von ihr erholen. Warten – das Unerträglichste.
In seinem Land konnte es immer Entsetzliches bedeuten.
Aber schnell rettet uns seine unerschöpfliche Gegenwartslust. Kaum sind wir aus dem Gewühl der Stadt, hält er auf freier Strecke an. Bist du wirklich da?
Warum hast du nicht oben nach mir gesucht?
Du bist da. Ist etwas anderes wichtig?
Nein.
Das Wiedersehen ist ein Fest ohne Ende und dauert sechs lange Wochen.
Was sind sechs Wochen?

Bretagne

Da ist der Weg, das erste, was sich vor meine Augen drängt, ein Feldweg mit einer kleinen Erhebung in der Mitte, mit winzigen Margeriten darauf, der sich in einer sanften Kurve verliert. Rechts und links Felder, Mais oder Roggen, an den Rändern Brombeergestrüpp (in den ersten Jahren werde ich Marmelade von diesen Brombeeren machen) und Wildblumen – beidseitig schmale Wassergräben. Nichts Besonderes – aber warum schlägt mein Herz noch immer wild, wenn das Bild vor mir auftaucht? Immer befanden wir uns auf dem Weg zueinander, auch wenn wir beisammen waren. Hier war unsere Mitte, unser Abhandensein von der Welt, hier

zerfloss im Sonnenglast die Zeit und wurde zu Staub. *Sei allem Abschied voraus…*, heißt es bei Rilke.
Wenn wir uns trennen mussten, lief der Weg mit uns mit und lockte und tröstete und war immer da.
Zum Haus hin fällt er leicht ab. Wenn man mit dem Fahrrad von der Straße her herunter saust, reicht der Schwung nach dem Einbiegen auf die Wiese zwischen den beiden Gebäuden fast bis zum angrenzenden Acker. Hoch steht der Mais wie eine grüne, gemaserte Wand, von Sonnenflecken durchflimmert – die holperige Wiese, auf drei Seiten dicht umwachsen, wird unser Nomadenzelt.
Wir werden nicht müde, nach den schönsten Stellen zu suchen, um auf das alte Haus zu schauen, um draußen zu frühstücken, von der Sonne in den Schatten, vom Schatten in die letzte Abendsonne, um in der Dämmerung, wenn die Fledermäuse ihr lautloses Jagen beginnen, unseren Wein zu trinken. Ich lerne das russische Zauberwort: moshno? Es heißt: Darf ich? und: Bist du bereit? Und Hast du schon Lust? oder Soll ich den Tisch decken? Es heißt: Haben wir genug gearbeitet? Und: Haben wir jetzt etwas Gutes verdient? Es wird uns begleiten, dieses Wort, und immer diese unsagbare Gewissheit umschreiben, dass uns nichts auseinander reißen kann, dass wir unfehlbar auf diesen Weg zurückkommen, um unser einfaches Leben dort zu leben, im ruhigen Wechsel von Schlafen und Wachen, Schweigen und Reden, Essen und Arbeiten, von ganz bei uns Sein und wieder zu uns Kommen. Wenn wir ans Meer fahren, was wir fast jeden Tag tun, und er neben mir müde wird, fragt er: moshno? Und jetzt heißt es: Darf ich schlafen, während du fährst? Dann küsst er meine Hand: Ich verlasse dich jetzt für immer (dies ewige Spiel aus Angstlust und Beruhigung) und atmet nach wenigen Minuten tief und vertrauensvoll. Wie sachte bin ich dann immer um die Schlaglöcher gefahren, habe heftige Bewegungen vermieden und diesen wundersam ent-

spannten Schlummer behütet! Dann – nach zwanzig bis dreißig Minuten – unvermittelt die hellwache Stimme, wie aus dem Nichts: Oh – ich war weit weg! Dabei dehnt er genussvoll das weit, als hätte er wie Orpheus das Totenreich durchmessen und sei von dort aus eigener Kraft wieder zu den Lebenden zurückgekehrt. Zu mir. Zu uns. Es ist ein Spiel und immer wieder wahr und wir wissen es jeden Augenblick.

Snatschet nam blogodarit astoiotca njebo.
Es bleibt uns nur, dem Himmel zu danken.

Morgens ist es oft bedeckt, erst am Nachmittag klart es meistens auf. Efim steht immer zuerst auf, begrüßt den Tag, schaut nach dem Hund, geht sich duschen und rasieren und verschwindet dann für eine dreiviertel Stunde auf seinen obligatorischen Morgenspaziergang, der eine bestimmte Reihe von Freiluft-Übungen mit einschließt.
In wie vielen Ländern, in wie vielen Städten, in wie vielen Parks, auf wie vielen Balkonen, in wie vielen Gärten oder vor weit geöffneten Fenstern in den Wohnungen unserer Freunde habe ich ihn nicht seine gymnastischen Übungen machen sehen. Schnell habe ich verstanden, dass er dabei allein sein muss, sich sortieren und das Tagewerk überdenken muss, dass diese erste Stunde ihm ganz allein gehört – ihm und dem Hund, jedenfalls, wenn wir in Frankreich sind. Der Hund, der eigentlich Eigentum seiner Pariser Tochter ist, von ihr aber nicht genügend ausgeführt wird, ist in Frankreich unser ständiger Begleiter, eigentlich eine Begleiterin. Eine schöne, anmutige Collie-Dame, der er mit großer Zärtlichkeit zugetan ist, ebenso wie sie ihm. Ich brauche eine Weile, mich an sie zu gewöhnen, hat sie doch die Nerv tötende Angewohnheit, bei jedem Telefongeklingel in hysterisch gilfiges Kläffen auszubrechen, ebenso – wie wir bald feststellen müssen – wenn wir uns küssen

oder umarmen oder auch nur nahe beieinander stehen. Ihre Eifersucht ist grenzenlos. Wenn wir uns in Paris aufhalten, entwickelt sie auch häufig rassistische Züge, stürzt beim Spaziergang beispielsweise auf einen arglosen schwarzen Mitbürger zu, der in der Ferne sichtbar wird, umspringt ihn mit gellendem Bellen, so dass für den schon einiger Mut nötig ist, dabei ruhig zu bleiben. Überaus peinlich.
Wer bewahrt diese Menschen davor, sich im fremden Land abgelehnt zu fühlen?
Am schlimmsten ist es, wenn wir sie zum Schwimmen mitnehmen. Alle Versuche, gemeinsam ins Wasser zu gehen, enden in einem Desaster. Entweder rast die Hündin – außer sich vor Aufgeregtheit und Verlassensängsten – am Strand entlang, um die Leute darauf aufmerksam zu machen, dass ihre Liebsten wahrscheinlich gerade ertrinken, oder sie stürmt über sämtliche Handtücher, Kleinkinder, Essenskörbe und Sandburgen hinweg im Kreis herum, als wollte sie alle zur Hilfe rufen. Nur eins tut sie nie: uns hinterher schwimmen. Ja, es kommt so weit, dass ich - als wir später allmorgendlich zu einem nahen See fahren – sie aus dem eigentlich flachen Wasser retten muss, weil irgendein unbekanntes Trauma sie am instinktiven Paddeln hindert. Sie will uns nach, würde aber glatt dabei ertrinken.
Efims Angerührtsein von Snoukas Treue ist unermesslich. Niemals wird er ungeduldig, niemals sieht er sie in irgendeiner Pflicht. Vielmehr wird jeder Beweis ihrer Liebe dankbar registriert, als wäre er ein unerwartetes Geschenk. Es macht mich nachdenklich, wie subtil er sich in ihre jeweiligen Befindlichkeiten hinein versetzt, wie er ihre Sprache versteht und ihr ein Recht auf ihre Neurosen zuerkennt. Und tatsächlich hat sie ihm einmal das Leben gerettet, als er mir in der Bretagne auf unserem Weg entgegen gehen wollte – ich kam vom Einkaufen – und sie kurz einschloss, um seine Schuhe in Ruhe anzuziehen. Einen Augenblick später, als er wieder an

ihrer Tür vorbei kam, machte sie einen solchen nie da gewesenen Lärm, dass er wider Willen noch einmal nachschaute. Beim Öffnen der Tür sah er eine riesige Stichflamme aus dem Gasofen schießen, stürzte ohne Zögern darauf zu, griff mitten ins Feuer und drehte mit bloßer Hand den Hahn zu. Er wusste, jede Sekunde konnte die gerade frisch ausgewechselte Gasflasche explodieren – das ganze Haus wäre über ihm und der wachsamen Hündin zusammengebrochen und hätte beide unter sich begraben. Auf der Suche nach der Ursache für diese Beinahe-Katastrophe entdecke ich, dass der kleine Gummischlauch, durch den das Gas aus der Flasche in den Ofen fließt, bereits zehn Jahre alt und offenkundig porös ist. Eigentlich muss man ihn alle zwei Jahre wechseln.

Jetzt begreife ich viel mehr von der irrationalen Nähe zwischen Herr und Hündin. Beide vereint die Fähigkeit zu einer bedingungslosen Liebe, zum Vergessen ihrer selbst. Ihre Schwäche ist zugleich ihre Stärke. In Snouka findet er das, wozu die meisten Menschen nicht mehr imstande sind und wonach sie sich sehnen wie nach dem verlorenen Paradies.

Seitdem habe auch ich einen anderen Blick auf das Hundemädchen, das immer jugendlich wirkt, auch als es schon älter wird. Sie und ich fahren viel mit dem alten Herren-Fahrrad, das ich im Schuppen gefunden habe und das sonst nie jemand benutzt, weit über Land. Anfangs rennt sie wie toll vor Glück voraus, kehrt wieder um, wartet auf mich, verläuft sich, ist im hohen Mais verschwunden oder lässt mein Herz still stehen, wenn ein Auto auftaucht, weil sie grundsätzlich nicht ausweicht. Aber als sie dann in die Jahre kommt, gerät sie schneller außer Atem, muss sich öfter hinsetzen, bleibt zurück – unsere Rollen vertauschen sich. Nun bin ich es, die auf sie wartet, die zurückfährt, damit sie sich nicht verirrt und nicht verlassen fühlt. Undenkbar, dass sie mich einfach allein weiter fahren ließe und nach

Hause liefe – wie sollte sie vor Fimas fragendem Blick bestehen, wenn sie ohne mich wieder käme?. Undenkbar, dass ich sie im Stich lassen könnte, wenn sie erschöpft im Gras sitzt und mich ansieht, als wollte sie sagen: ich weiß, eigentlich sollte ich Dich beschützen, bitte nimm mir nicht übel, dass es gerade über meine Kraft geht.
Dieses schöne Geschöpf mit seinem langen wehenden Haar ist so hoffnungslos von uns abhängig, dass es schon fast beschämend ist. Niemand hat so zartfühlend auf die chaotischen Empfindungen dieses Tiers geantwortet wie Efim. Wann immer seine Augen auf sie fallen, höre ich sein Herz mit ihr reden. Sie lebt von diesen Blicken und dieser zärtlichen inneren Stimme, sie ist ihm buchstäblich hörig, ohne je wirklich zu gehorchen; aber nur für ihn schüttelt sie ihre prachtvolle Mähne und funkelt vor Mutwillen. Es ist eine fast vollkommene Liebe zwischen den beiden und manchmal sagt er durch die Jahre hin gedankenverloren denselben Satz: Ich hoffe so sehr, dass sie nicht vor mir stirbt.
Snouka hat alles verstanden. Obwohl am Ende krank und nicht genügend gepflegt von ihren Besitzern, hat sie getreulich gewartet, bis er ihr voran ging. Drei Monate nach seinem Tod wollte sie nicht mehr weiter leben. Hunderte Kilometer liegen zwischen Paris und Potsdam, wo Efim gestorben ist, aber sie hat gespürt, dass der einzige Mensch, der sie immer so akzeptiert hat, wie sie war, sie verlassen hat. Ich staune vor dem Geheimnis solcher wortlosen, zeitlosen, hilflosen, süchtigen und wissenden Liebe.

Alltag

Dieser erste bretonische Sommer bleibt ins Gedächtnis eingebrannt. Wer sagt denn, dass es in der Bretagne rau und stürmisch ist und immer regnet? Dreißig Jahre zu-

vor bin ich an ihrer Küste in einem kleinen Segelboot mit Freunden entlang gesegelt, von Bordeaux auf der Gironde und dann ab Royan die ganze Westküste hoch, Normandie und Bretagne, über den Ärmelkanal bis zu den Kanalinseln und weiter zu den englischen Needles, den romantisch einsamen weißen Kreidefelsen inmitten der Flut, die schon Julius Caesar vor ca. 2000 Jahren als Wegmarke dienten. Es war ein Abenteuer der besonderen Art, dieses Leben auf dem Wasser, dieses Ausgesetztsein auf den Bergen der Herzen, ohne Landsicht und immer auf dem schmalen Grat von Angstlust und geistiger Piraterie. Der intime Umgang mit den Elementen entbindet elementare Emotionen – Stürme draußen und drinnen, die Freundin trifft eine radikale Lebensentscheidung, die das Leben der drei auf dem winzigen Boot für immer verändern wird.

Und jetzt?

Alles ist ganz anders. Das Haus steht landeinwärts allein in der Landschaft, fast eine Stunde von der Küste entfernt. Ein poetischer Alltag pendelt sich wie von selber ein.

In diesem ersten Sommer kennen wir den See und das Schwimmen am Morgen noch nicht. Aber wir haben beide – und so wird es die nächsten zehn Jahre gehen – einen eigenen Koffer mit Büchern mitgebracht, haben Schreibprojekte und Abgabetermine. Nach dem Frühstück, das Efim vor seinem Spaziergang vorbereitet und zu dem er frische Milch und Eier vom nächsten Bauernhof bringt, verschwindet jeder von uns an seinen Schreibtisch. In der großen ausgebauten Scheune schräg gegenüber vom Haupthaus hat er mir am Fenster einen idyllischen Arbeitsplatz eingerichtet. Ich schreibe eine Abhandlung über Mägde und Dienstmädchen in der Literatur, während ich mich wie eine Fürstin fühle. Snouka, die Hundeprinzessin, begreift schnell, dass ihr Herz nun an zwei Enden festgemacht ist, und stürmt zwischen den Häusern hin und her. Warum seid ihr

nicht zusammen, fragt sie, das wäre viel einfacher für mich. Vollends verliert sie die Fassung, wenn das Postauto erscheint. Die Botin traut sich nicht recht heraus, wartet, bis der Herr des Hauses das Briefpäckchen in Empfang nimmt. Ein kleiner Schwatz und fort braust sie, rasend umkläfft und umtobt, so dass wir jedes Mal um das Leben des unvernünftigen Tieres fürchten. Und jedes Mal frage ich mich, wie viel Erinnerung in diesen schmalen Kopf hinein passt – bis ich verstehe: es ist ihr Spiel, ihr Auftritt, in dem sie sich mit all ihrer Wichtigkeit zu Wort meldet, die Selbstvergewisserung, dass sie lebt und wahrgenommen wird – Morgen für Morgen. Und Fima schreitet durch die glasklare Luft über die Buckelwiese und lächelt – froh über die Unterbrechung – zu mir hoch ins weit offene Fenster: Post für Dich – ein Brief von deinem Bruder. Und schon genießen wir die erste Pause und lesen und erzählen uns unsere Briefe und Nachrichten und schalten die Zeit ab.

Mir ist, als hätte in diesem ersten Sommer immer die Sonne geschienen. Es ist eine ganz andere Bretagne als damals beim Segeln. Die blassen Linien der niedrigen Hügel, die weißen Wolkengebirge, die Diagramme der eigenartig beschnittenen Bäume und die riesige Himmelsglocke im eigentlich flachen Land schaffen eine besondere Atmosphäre von Behaustsein im Nirgendwo. Niemand wird uns finden, wenn wir es nicht wollen, zu viel ist zu zeigen, zu viel zu entdecken, zu viel Bekanntes ist neu, weil wir zu zweit darauf schauen und darüber sprechen. In der Neugier stehen wir einander nicht nach, und tatsächlich finden wir zehn Jahre lang in jedem Jahr Ungesehenes, Unerhörtes und verirren uns mit Vergnügen im Wirrwarr der schmalen Wege zwischen Äckern und Dörfern. Kein Kirchtürmchen, das dem anderen gleicht in seinem filigran archaischen Maßwerk; kein Cidre- und Calvados-Bauer, der uns nach Jahr und Tag nicht wieder erkennen und uns zu einem kleinen Trunk einladen würde; keine Bucht, die uns

nicht anlächeln würde, als habe sie nur auf uns gewartet. Wir reden mit Bauern und Grafen, Kühen, Pferden und Fischen, und natürlich mit den Ferkelchen auf dem nächsten Hof, die zu Hundertschaften mit ihrer rosigen Babyhaut über die Wiesen schießen und merkwürdigerweise immer wieder die richtige Mama finden, wenn sie Durst haben, obwohl doch so viele zur Auswahl stehen.
Ich gewöhne mich daran, mittags eine Kleinigkeit zu kochen, lerne Blini in allen Kombinationen lieben, lerne die Gezeiten im Kopf zu behalten, damit wir nachmittags zum Schwimmen das Hochwasser erwischen (den gewaltigen Tidenhub an der bretonischen Küste von elf - zwölf Metern erinnere ich noch von früher) und freue mich schon am Morgen auf den Abend, wenn der Wind nach kurzem Aufbriesen sich legt und wir müde vom Laufen, Schwimmen, Arbeiten und Denken sind und irgendwann die unerlässliche Frage kommt: Moshno?‘
Dann kann man Wein trinken und Wodka, kann ins Unreine reden und von Russland erzählen und Fragen über Fragen stellen und langsam schält sich aus tausend Häuten eine erste Kontur dieses gelebten Lebens heraus, das 23 Jahre früher als meines begann und nicht müde wird, jeden Tag als neues Geschenk zu bestaunen. Nur die Fledermäuse hören uns zu.

Bellevue

Die Ebereschenbeeren vor ihrem Fenster prangen schon bestürzend rot und hängen direkt vom Himmel. Aus Höflichkeit hat die kleine Birke daneben auch schon ein paar gelbe Blättchen angelegt, und über Nacht hat die Müllerstochter das Stroh auf dem dahinter liegenden Acker zu Gold gesponnen. Da gleißt es nun in der

Sonne – erwartungsvoll. Sehnsüchtig wölbt sich der Acker dem Regen entgegen – aber der will noch nicht kommen. Die Brombeeren drängen auf noch zwei südlichere Tage und dann… dann – der Sommer ist sehr groß.

Aber seit drei Tagen ist doch der Herbst zu Gast. Das fing mit Nebel an und endete mit Nebel. Wenn es jetzt heiß wird, ist es nur wie ein Zitat. Allem, was sie tun, wohnt von jetzt an ein Abschiednehmen inne. Stärker als zuvor spürt sie sein Verwachsensein mit diesem Stückchen Erde. Wenn er über das vergilbte Gras hinüber zum zweiten Haus geht, geschieht es mit der behutsamen Selbstverständlichkeit, als ginge er zu einer langjährigen Geliebten. Er glaubt sie zu kennen und ist doch stets auf Überraschungen gefasst. Sein Glück über die einfache, selbst gebaute kalte Dusche im Freien hinter dem Haus rührt sie immer wieder von Neuem. Wenn er daraus hervor kommt am Morgen, liegt ein Lächeln auf seinem Gesicht, als habe er soeben ein gewichtiges Ja-Wort erhalten. Früher sprang dabei die Collie-Hündin wie eine Besessene um ihn herum, aufgeregt bellend, als spüre sie, dass sich die Eifersucht lohne. Von dieser Lust, so ahnte sie, blieb sie ausgeschlossen.

Hier finden sie beide ihren eigenen Rhythmus. Arbeiten, Essen, Ruhen, Schwimmen, Sprechen und Spazierengehen rücken ins rechte Verhältnis zueinander, ohne dass man darüber nachdenken müsste. Sie erzählen sich ihre Träume, laufen über die Wiese, um zu erkunden, wie es dem anderen geht, um sich einen Kuss zu schenken oder eine Umarmung, eine Frage, eine Idee, ein Stück Text oder einfach nur einen Augen-Blick in des Wortes reiner Bedeutung, ein Stück Gegenwart, ein wenig Zeit im Reinzustand. Manchmal drehen die Uhren den Blick zur Seite.

Freunde kommen und gehen, bleiben und gehen. Danach vertrauen sie einander schamlos ihr Vergnügen an, wieder allein zu sein. Nichts gleicht der Lust des

ersten gemeinsamen Schlucks am Abend, wieder zu zweit, am wackligen Holztisch vor dem Haus, wenn die Fledermäuse ihre geheimnisvollen Zeichen in den Abendhimmel schreiben, dunkel aufflackernd zwischen Dach und Telefondrähten – nichts der Lust am Morgen, beim Frühstück am selben wackligen Tisch, der seit Jahren endlich gestrichen werden muss und dessen langsamen Zerfall sie mit zärtlicher Gelassenheit beobachten.

Zwischen den Häusern ist das Glück wie auf schmale Drähte gespannt, fragil und wetterfühlig. Was heute richtig ist, kann morgen eine Katastrophe sein. Die Worte tragen ihre eigenen Bedeutungen wie ein Feiertagskleid. Wenn ein Fleck darauf kommt, ist das ganze Fest verdorben. Nichts ist wichtig als das Knistern der ersten trockenen Blätter, die Beeren zum Frühstück vom Strauch neben dem Haus, das ratlose Winseln der Hündin, wenn beide gleichzeitig ins Meer gehen, und ihre Eifersucht, wenn sie sich berühren. Hier regieren die zärtlichen Rituale. Am Morgen erhebt er sich, möglichst ohne sie zu wecken. Meist lässt sie ihn in dieser Illusion. Noch schlaftrunken begrüßt sein Blick die Gegenstände im Raum in ihrer alltäglich neuen Bedeutung. Jeder Tag ist kostbar, ein Fest des Daseins, der Anwesenheit, der Auferstehung aus den Abgründen verwirrender Träume. Jeder Blick schafft erinnernd das Gestrige neu und öffnet die Tür zum Morgen. Der Morgen wartet draußen, hinter dem rissigen alten Holztor, das einmal die Stalltür war. Er liebt diese ersten Augenblicke des Tages, dies keusche einander Ansehen, dies langsame Wiedererkennen zwischen ihm und den Dingen, die erste Berührung zwischen Gestern und Heute. Vielleicht ergreift er den einen oder anderen der Gegenstände, die ihre Gegenstände sind (sie schlafen in ihrem Zimmer), nimmt ihn behutsam in seine Wahrnehmung, ohne ihm sein Geheimnis entreißen zu wollen, und entlässt ihn wieder daraus. Das Eigene und das Fremde brauchen

einander und brauchen dies lautlose Nebeneinander in der schützenden Schlafhöhle.
Er schließt das Tor sachte, wandert über die Wiese in sein eigenes Bad, trifft dort zum ersten Mal auf sein Gesicht, dessen Kontur er unter dem Rasiermesser langsam herausschält und mit dem er neu Bekanntschaft schließt. Verwunderung und Skepsis sind in seinem Blick, dass der da im Spiegel sich immer wieder einfindet, ein bisschen Genugtuung auch und gelassene Belustigung. Jaja, ich bin es wieder.
Aber wer ist Ich?
Die Hündin wartet schon. Es ist ihre Feierstunde, wenn sie mit auf den morgendlichen Spaziergang darf. Hier ist sie die einzige Geliebte. Und auch wenn die Loyalität ihr gebietet, am Tor der schlafenden Gefährtin nur zögernd vorbei zu schleichen, zerrissen zwischen Lust und schlechtem Gewissen, so ist es doch ihre Stunde. Sie versteht, wie sich im Gehen allmählich seine Gedanken ordnen, wie er Fühlung aufnimmt mit dem neuen Tag, seinen Versprechungen, seinen Forderungen, seinen Ungewissheiten, und mit den eigenen Erwartungen. Im Gehen lösen sich die Ängste und Unzufriedenheiten, der Groll von gestern wird zu Staub am Wege, die Schrift der alten Wege an der Erde zur Textur des Heute, des Weitergehens, immer weiter…
Solchermaßen sich selbst einwiegend in den neuen Tag, bricht er wie gewohnt eine Rose vom knorrigen Strauch an der Ruine hinter dem Bauernhof, trägt sie zurück zu dem großen Holztor, das jetzt zurück schwingt und mit der Hündin auch den Tag hereinlässt, tritt ans Bett und wird nie wissen: es ist nicht die Rose, sondern das unschuldige Glück in seinen Augen über diese Morgengabe, das ihr als das eigentliche Geschenk erscheint und Lust macht, den Tag zu beginnen. Es ist dann, dass sie durch die dreiflügelige Glastür, durch die das Licht eilig hereinstürzt, die roten Beeren der Ebereschen am

Himmel hängen sieht, skandiert vom gelben Geschwätz der Birkenblätter.
Alles ist da, sie einzuladen zum Leben.

*

Unmerklich ist das Denkmal ein erdenschwerer Mensch geworden, prall gefüllt mit Geschichten aus einer Zeit, die für mich Geschichte ist, aus Sowjetrussland, das schon meiner ‚russischen' (jüdischen) Großtante zum Schicksal wurde, als die Revolution ihre Kinder zu verschlingen begann und ihr märchenhaft reicher weißrussischer Mann enteignet wurde. Er muss bald darauf gestorben sein. Denn die Familienchronik findet diese willensstarke eigenwillige Frau mit den mächtigen schwarzen Augenbrauen wenige Jahre später in einer zweiten Ehe in Deutschland (Erlangen) wieder – jetzt statt auf unermesslichen Ländereien in einem bescheidenen kleinen Einfamilienhaus, in dessen Enge sie ebenso selbstverständlich mit ihrem Professoren-Gatten lebt wie zuvor im selbstverständlichen Luxus.
Und Efim setzt das Bild seines Elternhauses dagegen, damals, zur Zeit von Lenins Neuer ökonomischer Politik, als sein Vater aus dem Nichts eine kleine Packpapierfabrik aufbaute und von ihrem rasch ansteigenden Gewinn mit der Mutter eine riesige, repräsentative 12-Zimmer-Wohnung im Zentrum von Leningrad einrichtete, ausgestattet mit herrlichen Empire-Möbeln und einer Bildersammlung von russischen Künstlern des neunzehnten Jahrhunderts, die von der erstaunlichen Kennerschaft des Vaters zeugte.
Nur eins dieser Bilder, wird Efim später von Zeit zu Zeit seufzen, wenn wir Geld für sein nächstes Buch brauchen oder Reparaturen im Haus in der Bretagne verrichtet werden müssen – nur eins dieser Bilder, und wir hätten nie mehr Sorgen.

Und dann müssen wir beide lachen, weil wir eigentlich überhaupt keine Sorgen haben und mit wenig auskommen. Wir fühlen uns reich.
Hier eine einschlägige Geschichte aus Efims Kindheit:

Reingelegt (Efim Etkind, aus *Barcelonskaja Prosa*)

Durch die Wohnung gingen fremde Onkel und spielten ein seltsames Spiel: sie klebten kleine Papierstücke auf Tische, Sessel und Schränke. Der achtjährige Fima lief hinter ihnen her und sah verwundert zu, wie sie mit seiner Klebe und mit seinem Pinsel – die gehörten doch ihm! – kleine quadratische Papiere einstrichen und sie dann dorthin klebten, wo sie gut zu sehen waren. Wozu? Mama saß in der Küche und knotete die Finger ineinander. Auf Fimas Fragen antwortete sie immer nur:
Gleich…. Der Vater und sein jüngerer Bruder, Onkel Monja, waren nicht zu Hause; sie waren nach Kirzelovo gefahren, in die Fabrik. Am nächsten Tag kamen sie zurück, warfen einen flüchtigen Blick auf die Papierquadrate und gingen ins Arbeitszimmer. Zu dieser Zeit begann Fima etwas zu verstehen. Mama sagte: Diese Möbel gehören uns nicht mehr, sie haben sie aufgelistet. Bald werden sie abgeholt.
Fima staunte sehr über das Wort auflisten. Er kannte es aus den Puschkin'schen Versen:
Was macht denn nun Onegin? Gemach, ihr Freunde! Ich bitt' euch um Geduld. Das, was er täglich treibt, list' *ich euch auf genau…*
Und auch in häuslichen Gesprächen kam dieses Wort vor. Aber was hatten die Möbel damit zu tun? Der Vater sprach düster von der Steuer, von der Fabrik in Kirzelovo, die, wie er sich ausdrückte, bis zum Hals in Schulden steckte. Fima erriet schließlich, worin das Geheimnis der kleinen Papierquadrate bestand. Einzelheiten

erfuhr er später. Hier in kurzen Worten, um was es eigentlich ging.
Einige Jahre zuvor hatte der Vater ein halb zerfallenes Gebäude im Dorf Kirzelovo, nicht weit von Pavlovsk, gepachtet. Dort stellte er eine rostige, unter großem Mühen reparierte Maschine auf. Es entstand ein Unternehmen, das den langen Namen trug: Kirzelov'sche Papier verarbeitende Fabrik in Pacht von G. I. Etkind – das war der Briefkopf, der auf den Geschäftsformularen prangte. Mama lebte manchmal dort, in Kirzelovo, mit den drei Söhnen in einem kleinen Holzhaus nah an der Fabrik. Fima war gerne dort. Das Allerinteressanteste erwartete ihn dort, wenn die Pferdefuhrwerke angefahren kamen, die mit Makulatur beladen waren – Rohstoff für Einwickelpapier. Die Makulatur wurde in den Schuppen gekippt und Fima stürzte sich darauf, um aufs Geratewohl in den zusammengeschnürten Packen von Zeitungen und Illustrierten, in den Kisten mit Papieren und am wichtigsten – in den Büchern zu wühlen. Was gab es da nur für Bücher! Unter den fremdsprachigen fischte sich Fima, der flüssig Französisch und Deutsch lesen konnte, Gedichtbände, Abenteuerromane und bebilderte Kinderbücher heraus. Unter den Übersetzungen fand er zufällig *Das Leben Jesu* von Renan – er las es in einem Zuge durch und verstand erst sehr viel später, dass man dieses Buch aus irgendeiner Bibliothek aufgrund der Religiosität des Titels gesäubert hatte.
In den Makulaturbüchern zu wühlen, machte dem Jungen große Freude, doch diese hätte sich sehr verdüstert, wenn er begriffen hätte, dass sich in diesem Makulaturgemisch die Verrohung des Landes widerspiegelte. All das stammte aus konfiszierten Privatbibliotheken – die Eigentümer der Bücher waren in den Kellern der Tscheka verschwunden oder emigriert oder ohne Erben verstorben. Es gab noch eine Quelle: Der Wohnraum der Intelligenzia wurde verdichtet: der frühere Besitzer einer geräumigen Professorenwohnung musste mit seiner

Familie jetzt in einem Zimmer unterkommen – es war klar, dass man sich von den Büchern trennen musste. Zu Beginn der zwanziger Jahre heizte man damit die eisernen Öfen, die aus irgendeinem Grunde Burschuika (von bourgeois) genannt wurden. Dann fing man an, Bücher zu verkaufen – meist nach Gewicht. In den Antiquariaten am Litejnij Prospekt hingen Zettel aus: Kaufe Bücher nach Gewicht. Für Fima jedoch erwies sich die damalige traurige Situation als Grundlage seiner Bildung. Es vergingen Jahrzehnte; er wurde nicht nur Vater genannt, sondern erhielt auch eine Pension, und einige Bücher, die er aus der Makulatur gefischt hatte, stehen noch immer auf seinen Regalen.

Die Fabrik produzierte regelmäßig; das graubraune Papierband, das sich aus der wieder funktionsfähigen Maschine schob, versorgte ganz Leningrad. Alle waren zufrieden: Die Arbeiter (es waren an die acht Leute) bekamen ihren Lohn; die Angestellten (es waren drei) kamen mit ihren nicht sehr anspruchsvollen Obliegenheiten zurecht; Vater und Onkel Monja arbeiteten unermüdlich. Sie triumphierten. Denn als sie die Bruchbude in Kirzelovo pachteten, hatten sich Bekannte, sogar Freunde über sie lustig gemacht:

Was wollt ihr mit diesen Ruinen? Dabei kommt nichts Vernünftiges raus! Und jetzt wickelten alle Bekannten ihre Einkäufe in Papier aus Kirzelovo ein.

Plötzlich dann – ein Blitzschlag aus heiterem Himmel: Die Machthaber erlegten der Fabrik dermaßen aberwitzige Steuern auf, dass man sie auch in zehn Jahren nicht hätte abzahlen können. Die Partei war entschlossen, mit der NEP (Neue Ökonomische Politik) Schluss zu machen, und das beste Mittel, sie abzuwürgen, waren die Steuern. Vater hatte noch etwas Hoffnung, er dachte logisch: Papier wurde gebraucht, das Unternehmen war gesund und einträglich; konnte es denn im Interesse der Sowjetmacht sein, die Fabrik zu schließen? Aber die Partei hatte beschlossen, die NEP zu ersticken, mit Lo-

gik hatte das nichts zu tun. Der Klassenfeind, der sich in Kirzelovo verschanzt hatte, musste vernichtet werden. Zu dieser Zeit kamen auch die Vertreter des Finanzinspektors, die wegen Nicht-Zahlung von Steuern die Möbel für die Konfiszierung auflisteten.
Am nächsten Sonntag drängten sich von morgens bis abends fremde Leute in der Wohnung. Sie zahlten den Preis, der auf den Papierquadraten angegeben war, und trugen Schränke, Betten und Sessel fort. In der Nacht zum Montag schliefen die Eltern auf dem Fußboden, auch Fima; nur für seine jüngeren Brüder – Sanja war vier, Marik zwei Jahre alt – hatte man die Kinderbetten dagelassen. Wir aßen von der Truhe und saßen auf Büchern. Die Kinder fanden es lustig, die Erwachsenen schwiegen düster. Eine Woche später wurden neue Möbel gebracht und der Alltag kam wieder ins Lot – nicht lange. Bald wiederholte sich alles: wieder kamen dieselben fremden Onkel und bepflasterten Schränke und Sessel mit kleinen Papierquadraten. Am folgenden Sonntag erschienen von neuem Mengen von Käufern. Drei – oder sogar viermal wurde die Wohnung solch einer Invasion, die alles leer fegte, unterzogen. Die Eltern, die unter der ersten Verwüstung noch dramatisch gelitten hatten, gewöhnten sich an das, was Vater – nun schon fast im Scherz – die Kriegshandlungen des Finanzinspektors nannte. Außerdem kehrten einige Gegenstände, die den Eltern besonders lieb waren, immer wieder zurück: der Mann von Mutters Schwester, Nikolaj Pavlowitsch Sapgir, kaufte dreimal die Bücherschränke und den Schreibtisch, brachte sie fort und am nächsten Tag wieder zurück. Aber mit der Sowjetmacht ließ sich schlecht scherzen: sie führte den Angriff gegen Vater nach allen Regeln der Kriegskunst. Von ihr angestiftet, riefen die Kiezelovsker Arbeiter den Streik aus; sie wollten nicht länger – wie ihr Vertreter in der Zeitung verlautbaren ließ – der Ausbeutung unterliegen und forderten ihre Befreiung von dem blutsaugerischen

NEP-Unternehmer. Im städtischen Gericht begann das Verfahren gegen einen gewissen Unternehmer: er zahle keine Steuern und bereichere sich zudem auf Kosten des Proletariats.

Eines Morgens nahm der Vater Fima mit. Sie stiegen in die Straßenbahn und fuhren auf die Petrograder Seite.

Wir werden versuchen, eine Wohnung zu mieten, sagte Vater. Sie kamen in die Pesotschnaja-Straße und stiegen zum zweiten Stock eines unansehnlichen dreistöckigen Hauses hoch. Die Tür zur Wohnung stand offen. Aber das war überhaupt keine Wohnung, sondern ein leerer Saal. Die Fenster zum Hof waren eingeschlagen, von dort ging der Blick auf ein Brucheisenlager; im Fußboden gähnten schmutzige Löcher, eine Decke gab es nicht – über dem Kopf hingen Balken. Nun, gefällt es dir? fragte Vater. Fima verstand seine Frage als Witz.

Das da wird dein Zimmer, sagte Vater und zeigte auf das äußerste linke Fenster.

Was sollten sie in diesem Schuppen? Fima konnte das nicht verstehen, Vater ging mit einem Scherz darüber hinweg.

Nach ungefähr drei Monaten zog die Familie in die Pesotschnaja. Der Umzug selber ging leicht vonstatten. Möbel gab es keine, sie waren wieder einmal aufgelistet und am Vorabend verkauft worden. Bücher, Kochtöpfe und Koffer mit Kleidung – das alles ließ sich auf zwei Fuhrwerken unterbringen. Die Baracke in der Pesotschnaja sah jetzt anders aus: der frühere Saal war durch Trennwände in mehrere Zimmer aufgeteilt worden und Fima bekam wirklich dasjenige, das Vater ihm zugedacht hatte. Für die Bücher wurde ein Schrank gezimmert, der in die Wand eingebaut war; das Tischchen am Fenster konnte man hoch und runter klappen. Fima sah sich die anderen Zimmer an: im Esszimmer war das Buffet aufgehängt, das einen Teil der Zwischenwand bildete. Im elterlichen Schlafzimmer war das Bett an die Wand montiert; nachts wurde es durch einen Hebel-

druck heruntergelassen. In Vaters Arbeitszimmer erkannte Fima die Bücherschränke, die Vater so schätzte: sie waren da, aber gleichzeitig auch nicht. Die Türen aus Mahagoni mit bronzenen Verzierungen verschlossen die Öffnung in der Zwischenwand. In der ganzen seltsamen Wohnung ließen sich nur ein paar einfache Stühle im Esszimmer und die Hocker in der Küche von ihrem Platz bewegen.

Einige Wochen vergingen friedlich – die Familie gewöhnte sich an die neue Lebensweise. Dann erschienen sie wieder – dieselben Onkel, die kleine Papierquadrate in der Sagorodnij-Straße 24 aufgeklebt hatten. Verblüfft gingen sie von Zimmer zu Zimmer, blieben eine Weile im Arbeitsraum stehen – vor der Tür aus Mahagoni, im Esszimmer beim Buffet, in Fimas Zimmer vor dem Bücherschrank in der Wand – dann gingen sie zur Küche durch. Mama bot ihnen Tee an. Sie nahmen auf den Hockern Platz und lachten dröhnend los.

Reingelegt hat er uns! sagte einer von ihnen und sah sich um – auch die Küchenschränke waren in die Wände eingebaut. Reingelegt! wiederholte er und lachte laut. Später verstand Fima, was er sagen wollte: Schlauer Jude!

Epilog (Efim Etkind)

In dieser Wohnung mit den eingebauten Möbeln lebte die Familie viele Jahre lang, von 1928 bis zum Jahr 1942, in dem der Vater während der Blockade an Hunger starb und die Mutter mit dem jüngsten Sohn und Onkel Monja evakuiert wurde, nach Molotiv, dem früheren – und später wieder so benannten – Perm.

Was wurde danach aus der Fabrik in Kirzelovo? Das ist eine kurze Erzählung wert – sie ist vielleicht von soziologischem Interesse.

Fast ein halbes Jahrhundert später, als über mir die Drohung schwebte, ausgewiesen zu werden (ich wusste noch nicht, wohin – ob in den Westen oder in den Osten) schlug ich meiner Frau (Katja) vor, zum Ort meiner Kindheit zu reisen. Mit dem Auto war der Weg nicht weit. Kirzelovo fand ich ohne Mühe, die Fabrik auch. Sie produzierte das gleiche Einwickelpapier, aus der Maschine quoll wie früher das graubraune Papierband. Neben der Fabrik stand ein neues Gebäude in Standardbauweise, darin war die Fabrikverwaltung untergebracht: die Buchhaltung, die kaufmännische Abteilung, die Personalabteilung… Ein ganzes Haus und Dutzende von Leuten. Ich erinnere mich, dass damals, in den zwanziger Jahren, die Fabrik – außer von Vater und seinem Bruder – von den beiden Katz geleitet wurde, dem alten und dem jungen; der achtzigjährige Vater und der sechzigjährige Sohn. Dann gab es noch den energischen Wolowitsch, der sich um die Abrechnungen kümmerte. Das war alles. Damit hatte sich die Verwaltung.
Meinen Vater haben die mörderischen Steuern ruiniert. Und das Land die zahllosen Parasiten, die eine nützliche Tätigkeit simulierten.

Epilog (Elke Liebs-Etkind)

Im Übrigen haben das sowjetische Leben und die Frau seines Bruders alle schönen Gegenstände, die vielleicht noch da waren, in alle Winde verweht, während Efim nicht mehr im Lande war. Er sagt es lächelnd und staunend wie ein Kind über die Eigensucht und Einfalt dieser Person, die vom wirklichen Wert und der Ästhetik der Dinge keine Ahnung hatte und sie viel zu billig verkaufte. Zwei oder drei Stücke dieser Möbel habe ich noch in der Wohnung seines Neffen stehen sehen, auffällig elegant und von zeitloser Reinheit der Form –

alles verschwunden im Kometenschweif der Geschichte. Er sagt es ganz ohne Vorwurf oder Klage, und ich spüre, wie fraglos dieser Mensch in seiner Mitte wohnt und eigentlich nichts braucht zum Glücklichsein als einen Tisch zum Arbeiten, einen Sessel zum Lesen, etwas Essen, eine Bettstatt zum Schlafen – und jetzt auch mich. Es ist ein zögerndes Begreifen, dem ich noch nicht so ganz über den Weg traue. Menschen, die schon mehrfach verraten wurden, sind schwer zu lieben. Aber Steinchen für Steinchen sammelt sich zwischen uns ein Mosaik von Gemeinsamkeiten zu einem sich festigenden Grund, der etwas ganz anderes als der stürmische Beginn ist, der doch immer wiederkehrt.

Einmal, als ich gerade in der kleinen Küche von Bellevue aufräume, klingelt das Telefon. Ich höre sofort an Efims Stimme, dass es jemand Besonderes sein muss, der anruft. Es ist das Gesicht, das man nicht vergisst. Sie sprechen Französisch, das ich nicht gut beherrsche, aber es geht gar nicht um die Worte. Ich höre seine Stimme und höre, dass da noch immer eine Narbe ist. Was tun? Mein Herz klopft wie wild. Ich lausche und mühe mich, aufspringende Ängste zu bändigen: Nicht dies, bitte nicht dies. Wir bauen doch erst viel zu kurz an diesem fragilen Gebäude Liebe, Vertrauen, Glück! Ja – Glück. Sie soll ihn in Ruhe lassen, soll seinen Schmerz nicht aufs Neue wecken. Soll uns nicht stören.
Danach sprechen wir lange darüber. Er spürt, dass ich eifersüchtig bin und besorgt, wie er über ihren so ganz anders gearteten Verrat endgültig hinweg kommen wird. Sie ist längst mit Jossif Brodskij verheiratet, aber seitdem will der nichts mehr von seinem alten Freund und Verteidiger wissen. Heimlich beschließe ich, die beiden wieder zusammen zu bringen. Bevor mir das jedoch gelingt, stirbt Brodskij. Seine Frau (das Gesicht…) werde ich später in New York besuchen. Brodskij war es

bis an sein Lebensende unangenehm, an den Prozess und alles, was damit zusammen hing, erinnert zu werden. Vielleicht fürchtete er (unnötigerweise), es werde Dankbarkeit von ihm erwartet. Vielleicht fühlte er sich unschuldig schuldig? Vielleicht erlaubte es sein Selbstgefühl nicht, jemand anderem seine relative Rettung zu danken? Oder er, dem es nie an Freundinnen mangelte, konnte nicht ertragen, dass seine Frau zuvor mit Efim befreundet war? Es war in meinen Augen eine vermeidbare Tragik, dass die beiden Männer sich nie mehr ausgesprochen und getroffen haben. Mag sein, dass die Frau zwischen ihnen, die sie beide betört hatte, sie ungewollt darin behinderte und mit der wirklichen oder vermeintlichen Eifersucht nicht recht umgehen konnte. Als ich sie in Brooklyn traf, hatte sie längst begriffen, dass Efim und ich das richtigere Paar waren. Wir haben uns gut verstanden.

Woher konntest du wissen, dass es mit uns gelingen kann? - fragt Efim eines Tages in Bellevue, hört mit dem Abwaschen ganz unvermittelt auf und schaut mich groß an.

Ich habe es eben gewusst.

Nein wirklich, wie konntest du es wissen?

Die plötzlich über uns hereinbrechende Erkenntnis, dass wir inzwischen unlösbar ineinander verwoben sind, erlaubt kein Abwaschen mehr.

Was werden wir tun?

Wo können wir leben – und vor allem arbeiten?

Was geschieht mit der russischen Freundin? Was mit ihrer beider Tochter?

Der Abschied nach sechs oder sieben Wochen ist schlimm. Wir reden nicht viel darüber, aber die Bilder, die wir voneinander oder auch mit Selbstauslöser von uns beiden machen, zeigen Traurigkeit und Ratlosigkeit und einen tiefen Ernst. Wir haben beide viel gelebtes Leben hinter uns und spüren vielleicht gerade deshalb deutlicher als Jüngere, dass es um die Sinnhaftigkeit des

letzten Teils unserer Existenz geht. Ich muss zunächst nach Oregon/USA zurück, auf ihn warten viele andere Aufgaben. Weihnachten ist die nächste Chance, obwohl ich da nur zehn Tage Ferien habe.
Zurück in den Staaten lasse ich die vielen wunderbaren Bilder der Bretagne entwickeln und arrangiere sie zu einem intimen Tage-Bilder-Buch mit dem Titel: *Bilder vom irdischen Glück*.
So hieß eine Ausstellung gemalter Ansichten von Arkadien, die ich einmal gesehen habe. Nach kürzester Frist erhalte ich einen staunenden und glücklichen Antwortbrief von Efim und ein Geschenk, das mich bis heute rührt und freut: ein alter Bernstein-Anhänger mit altmodischer Fassung. Seine Farbe ist warm und lebendig und zeitlos schön und spiegelt unser beider Liebe zu dieser Meereslandschaft, in die wir eingetaucht waren wie in unser Element.
Jetzt kommt die Zeit der kleinen Glücke, des Wartens, Briefe Schreibens, der schlaflosen Tage.
Ein Anruf - immer kurz, weil er das Telefon nicht liebt, weil es ihm unmöglich scheint, über den Atlantik hinweg Nähe herzustellen – und doch muss es sein. Er sagt:
Rufe mich unbedingt an
Am Anfang ist es einmal die Woche.
Dann mehrmals die Woche.
Dann täglich.
Dann sagt er:
Rufe mich jede Stunde an.
Wir trinken süchtig unsere Stimmen und suchen uns daran zu wärmen.
Bald wird die Freundin aus Petersburg eintreffen und die unbekannte Tochter mitbringen. Die ist 17 und hat gar keine Lust mitzukommen. Gibt es das: Dass jemand keine Lust hat, nach Paris zu kommen und einen solchen Vater kennen zu lernen?

Aber ich verstehe: er ist kein Vater für sie, nur ein Fremder mit einem großen Namen, ein Denkmal. Oh ja – ich verstehe sie gut.

Die Entscheidung

Der Herbst ist schon da – wie immer nach den Sommerferien geht es plötzlich ganz schnell. In Oregon heißt das Regen, Regen, Regen – so fein und drizzelig, dass man ihn kaum spürt, aber er ist überall und kriecht in die Kleider und bis in die Seele und manche Leute fallen in Depressionen. Zu ihnen gehöre ich nicht, denn es ist nicht kalt und die Landschaft bleibt saftig grün durch den ganzen Winter. Frost und Schnee gibt es nur in den Bergen. Mit meinem engsten Freundeskreis steigen wir jetzt vom Wandern um auf das Skifahren, das ich nicht besonders gut beherrsche.
Langlauf habe ich nur einmal im Leben gemacht, Cross Country, also ohne vorgegebene Spur, mitten durch die Landschaft, aufwärts und bergab, wie es gerade kommt, kenne ich überhaupt nicht. Kein Wunder, dass ich beim ersten Versuch ca. fünfzig mal mit meinen geliehenen Skiern hinfalle. Egal – ich lasse mich nicht entmutigen. Das nächste Wochenende geht es schon viel besser und schließlich wird das Hinfallen eine Seltenheit. Es ist unbeschreiblich schön, aufregend und abenteuerlich – manchmal kilometerlang sanft einen Hügel hinab, dann wieder langsam und stetig bergauf, über zugefrorene Seen und gewundene Waldwege und am spektakulärsten die Tour rund um den Crater Lake, den tiefblauen Kratersee mitten im Gebirge, der sich erst vor 6.000 Jahren gebildet hat und wie ein Edelstein im Kranz der Schneeberge liegt. Jedes Mal muss ich dann an meine Mutter denken, die ich im Sommer vor ihrem Tod hierher fuhr und die diesen See von allem, was Oregon zu bieten hatte, am meisten liebte.

Für ein paar Stunden vertreiben Kälte und physische Anstrengung die Sehnsucht.
Aber kaum sitzen wir zum Abschluss in den nahe gelegenen *Hot Springs*, um die angestrengten Glieder im warmen Wasser zu entspannen, oder in *Mom's Pies*, dem winzigen Café am Willamette – River, in dem tausende alte Geldscheine von der niedrigen Decke hängen und wo der Apfelkuchen wirklich wie früher zuhause schmeckt, schon erzähle ich in Gedanken meine Erlebnisse nach Paris und warte auf Nachricht, wie dieses seltsame Familienleben dort nun funktioniert.
Das Mädchen, wie Efim immer sagt, ist schwierig, die Beziehung zwischen Mutter und Tochter ausgesprochen problematisch. Langsam tauche ich in das Biotop dieser sonderbaren Konstellation ein. Als die Tochter 2 Jahre alt war, musste ihr Vater das Land verlassen. Ihre Existenz hat seine Ehe und die seit Schulzeiten tief gegründete Freundschaft mit seiner Frau nie in Frage gestellt (wohl aber eine andere, spätere große Liebe, Frida). Aber Katja, wie er sie nannte, ist seit 8 Jahren tot und das Gesicht war letztlich ein vorüberziehendes Schemen. Deshalb hat er – in der Annahme, dass nun die Zeit des Liebens vorbei sein würde – der Mutter dieses unerwarteten Töchterleins gemäß deren Wunsch die Heirat und damit die Legalisierung der Tochter versprochen. Aber dann tauchte ich in seinem Leben auf – einen Tag, bevor die Mutter in Oregon eintreffen sollte. Genug Stoff für einen Film und mehr von einem Roman, wie die Russen sagen, als mir lieb ist. Ich frage ihn.
Wie geht es mit euch?
Sehr schwer.
Was ist so schwer?
Sie streiten sich.
Worüber?
Über alles.

Seine Stimme ist ratlos und voller Zweifel über dieses Experiment, das er sich selber auferlegt hat. Fünfzehn Jahre lang hat er in Briefen der Mutter gelesen, wie schwierig die Tochter ist. Vor ihm erstand das Bild einer fremden Person. Nun muss er entdecken, dass er lange keinen Zugang zu diesem Menschen, der – sichtbar – seine Tochter ist, findet, dass sie einzelgängerisch geworden ist und alle konventionelle Dankbarkeit scheinbar vermissen lässt. Aber er versteht auch, wie schwer es für die Mutter gewesen sein muss, die vielleicht einmal mit der – von Efim nicht gewollten – Existenz dieses Kindes bestimmte Hoffnungen verbunden hat, die das Schicksal bzw. er ihr nicht erfüllte. Dieses Mädchen ist kein braves und angepasstes Kind. Schon früh entwickelt es seinen eigenen Willen, ist kreativ und voller zivilen Ungehorsams und beileibe keine Intellektuelle wie der Vater, was die Mutter anfangs noch gehofft haben mag. Viel leidenschaftlicher fühlt sie sich zum Schauspiel, den Künstlern, der Bohème hingezogen. Aber es gibt keine Aussicht auf eine entsprechende Ausbildung – es gibt eigentlich überhaupt keine vernünftige und abgeschlossene Ausbildung, nur Frust und das Bedürfnis nach einem eigenen Leben. Ein paar Texte hat sie einmal geschrieben, die darf er lesen und ist zutiefst erstaunt:

Stell Dir vor, sie kann schreiben! Diese Texte sind gut – allerdings von einer trostlosen Melancholie. Sie sollte unbedingt weiter machen.

Sag ihr das! Und zwar, wenn du mal mit ihr allein bist. Sie braucht deine Ermutigung.

Ich höre ihn über den Ozean tief seufzen.

Und ich brauche deine!

Wie kann ich dich zu etwas ermutigen, was ich für Wahnsinn halte?

Wie viele Briefe sind zwischen uns hin und her gegangen, in denen wir die Frage der Ehre (des gegebenen Versprechens) diskutieren. Nur ein Sowjetmensch kann

auf diese Idee kommen: ohne Not mit einem Menschen zusammen zu leben, den er nicht liebt. Du wirst sie damit erniedrigen und das Mädchen ist sowieso erwachsen. Du kannst sie auch ohne Heirat legitimieren.
Wir haben die Situation gedreht und gewendet und von allen Seiten betrachtet. Aber da ist immer noch dieser verletzte Stolz in seinem Herzen: Kann man mit einem gebrochenen Versprechen leben?
Schließlich kommt uns das Schicksal ganz unerwartet zur Hilfe. Efim ist zum Ende des Jahres nach Prag zu ein paar Vorträgen und Seminaren eingeladen. Die Freundin möchte in dieser Zeit nach Israel, um eine andere Freundin zu besuchen. Also schenkt er ihr diese Reise zu Weihnachten und wir beschließen, uns in Prag zu treffen. Der Plan ist, dass er sie mit seinem Auto von Paris nach Frankfurt zum Flughafen bringt und dann allein nach Prag weiterfährt, wo ich ihn schon erwarten werde. Das Mädchen ist auf eigenen Wunsch bereits vorher nach Petersburg zurück geflogen.
Zwischen Paris und Frankfurt geschieht dann das Wunder: Die Freundin sagt plötzlich:
Es ist ja wohl klar, dass das mit uns nichts werden kann. Wir geben das Projekt lieber auf, es war ein Fehler. Ich werde mit meiner Tochter weiter in Petersburg leben – dort kannst Du uns ab und zu besuchen.
Efim schweigt.
Siehst Du es anders?
Nein. Vielleicht ist es wirklich besser so. Aber ihr könntet auch allein in einer kleinen Wohnung in Paris wohnen – fügt er halbherzig und schuldbewusst hinzu.
Kommt nicht in Frage. Die Sache ist erledigt. Alles andere hat keinen Sinn.
Wenn Du meinst…
Sie sprechen nicht weiter darüber.
Sie hat uns diesen folgerichtigen Entschluss – ohne von uns zu wissen – zu Weihnachten geschenkt – und ich habe es ihr mit aller Freundschaft, die mir möglich war,

gedankt, bis sie – nach Jahren - selber neue Grenzen zog. Aber davon später.

Prag

Wir haben uns in Prag gefunden und die Welt gehört uns. Efims detaillierte Anweisungen haben mich mit Hilfe eines freundlichen Portiers direkt in die Wohnung geführt, die man ihm zur Verfügung gestellt hat. Dort ist es warm und gemütlich und ich empfange ihn mit heißem Tee, so als wäre das ganz normal. Er kann kaum glauben, dass ich wirklich da bin, einfach so, von Oregon direkt nach Prag in einer kleinen Wohnung, von deren Existenz wir beide vor kurzem noch nicht wussten.
Es ist unerhört: wie konntest Du das alles so schnell organisieren, dass es genau in den Zeitplan passt?
Ich kann eben zaubern.
Es ist schon die fünfte oder sechste Wohnung (inklusive meines Hauses in Oregon und seiner Datscha in der Bretagne), in der wir heimisch zu werden suchen, aber es gelingt uns immer schnell, weil wir nicht viel mehr als uns selber brauchen. Die neue Situation hat neue Fragen und Perspektiven eröffnet. Wir werden eine Woche in Prag sein, dann langsam über Dresden, Erfurt und die alte DDR (Thüringen) Richtung Karlsruhe fahren, wo meine Tochter lebt. Sie hat uns beide eingeladen. Gibt es einen besseren Abschluss dieses dramatischen, schicksalsschweren, wunderbaren Jahres?
Es ist kalt. Während Efim seine offiziellen Termine an der Uni wahrnimmt, streife ich durch die Straßen. Einmal war ich schon hier, vor ca. zwanzig Jahren, mit einer Gruppe von Studierenden aus Münster, und habe in einem leuchtenden Oktober die Schönheit dieser goldenen Stadt ganz allein erkundet. Jetzt finde ich vieles wieder, entdecke Neues und zeige es Efim, wenn er frei ist. Pan Fima, wir müssen zum Judenfriedhof gehen.

Unbedingt! Aber sollen wir nicht erst zur goldenen Gasse und Kafka besuchen?
Wir wollten auch noch ins Schwarze Theater.
Aber erst will ich noch die Karlsbrücke und den Hradschin photographieren.
Und ich gehe morgen in eine Mozartoper in einem ganz kleinen Studenten-Theater, während Du Deinen langweiligen offiziellen Termin hast. Er hasst Empfänge.
Mir gefällt, wie die Studenten hier immer Pan zu ihm sagen. Das heißt Herr im Tschechischen. Im Altgriechischen (das ich in der Schule sechs Jahre lang gelernt habe) ist es aber auch das Wort für alles oder das All. Und im Deutschen, wenn man jemanden liebt, sagt man: Er/sie ist mein Ein und Alles. Zugleich ist es der Name des Gottes mit dem Bocksfuß, des Gottes der Sinnlichkeit, der in der glühenden Mittagshitze am Wege sitzt, des Fauns, der den Nymphen nachstellt und ihnen bange macht; er ist Schutzgott der Hirten, der, der die Pan-Flöte (Syrinx) erfand und auch in das internationale Wort Panik Eingang gefunden hat, eine vielschichtige Figur. Mit zärtlicher Ironie nehme ich die Redeweise der Studenten auf.
Pan Fima, wir müssen bald gehen, sonst wird es zu dunkel zum Photographieren.
Seine Lust am Photographieren bedarf einer eigenen Erwähnung. Es geschieht immer so unauffällig, dass man es kaum merkt und keine Zeit hat, sich zu verkrampfen. Er hat das Zeug zu einem großen Photographen, besonders, was Menschen angeht. In seinen Porträts, die er laufend von seiner Umgebung macht, ist immer irgendwie die Eigenart des betreffenden Menschen eingefangen. Wenn er diesen Menschen liebt, sieht man es sofort. Man schaut gleichsam auf das Bild mit seinem liebenden Auge, hat Teil an seinen Empfindungen und sieht die Schönheit, die er in dieser Person sieht. Eine wunderbare Gabe. Auf diese Weise lernen auch solche Leute sich selber zu akzeptieren, die eher

eine gespannte Beziehung zu den Abbildungen von sich selber haben, weil in seinem Blick ihre eigenen Ambivalenzen vorübergehend verschwinden und sie sich so sehen können, wie sie sein könnten. Niemand hat je so viele schöne Bilder von mir gemacht wie Efim.
Zurück in Oregon, werde ich ihm, das ist meine Spezialität, einen Kalender mit seinen und meinen Fotos aus Prag machen. Da steht er neben dem Grabstein des Rabbi Löw oder läuft mit einer Plastiktüte in der Hand durch den Innenhof des Dresdener Zwingers oder bestaunt die riesigen lebenden Karpfen auf dem Weihnachtsmarkt in Erfurt. Das ist schon auf der Weiterreise. Am schönsten sein riesig vergrößertes und gerahmtes Foto der Madonna von Lucas Cranach, (meinem Lieblingsmaler), die vom Jesuskind auf ihrem Arm mit Trauben gefüttert wird. Sie hängt im Schloss in Weimar und wird sein Weihnachtsgeschenk für mich.
Wir fahren durch Schnee und Eis mit Efims altem Auto, einem Ford, Richtung Deutschland durch die eben erst mit der BRD vereinigte DDR. Ich bin tatsächlich das erste Mal in dieser Gegend und ganz aufgeregt. Er fährt zu schnell und ich habe Angst. Seit ich mich als Kind in einem Auto überschlagen habe, fürchte ich mich bei anderen im Auto, bis ich das Gefühl habe, sie fahren sicher. Als ich ganz vorsichtige Einwendungen mache (um nicht zu kritisieren), ermutigt er mich: Sag ruhig, was du meinst. Aber du musst wissen, ich habe ja aus Leningrad viel Erfahrung mit Schnee und Eis.
Aber vielleicht war dort weniger Verkehr, so dass man nicht so oft bremsen muss?
Sei ganz ruhig, es wird nichts geschehen.
Erst später erfahre ich, dass er auf dem Weg zur Uni schon einmal eine kleine Kollision mit der Straßenbahn hatte – als ich nicht dabei war. Die hat er vorsichtshalber gleich wieder vergessen.
Aber alles geht gut. Auf der Wartburg sind nur wenige Leute, ein unvorstellbarer Luxus. In Dresden hören wir

den *Messias* in der Hofkirche, in Weimar grüßt uns ein Denkmal von Puschkin, in Eisenach der mittelalterliche Weihnachtsmarkt mit riesiger sibirischer Tanne. Sehr symbolisch unsere Suche nach Unterkunft am 24. Dezember, dem Tag, an dem in Deutschland der Heilige Abend gefeiert wird. Wir kommen spät aus dem *Messias*, fahren langsam durch Dresden und suchen eine Pension. Es stellt sich heraus, dass um diese Zeit (ich bin noch nie an Weihnachten verreist) fast alles geschlossen ist, außer teuren Luxushotels, die wir aus Prinzip ablehnen. Längst ist es dunkel, alle Menschen beginnen zu feiern. Uns wird bange um einen Schlafplatz. Schon mutlos und bei klirrender Kälte sehe ich bereits weit außerhalb der Innenstadt, ein halb verschneites Schildchen: Zimmer frei … .

Es stellt sich heraus, sie haben das Schild nur vergessen und wollen eigentlich ihre Ruhe haben. Aber als sie uns so in der Kälte stehen sehen, ohne Obdach und, wie sich herausstellt, auch ohne Essen, weil alle Lokale schon geschlossen sind, da wandeln sich diese Menschen in wahre Engel: wir bekommen eine reizende kleine, gerade unbewohnte Einliegerwohnung von Verwandten und sie teilen sogar ihr bescheidenes Weihnachtsessen mit uns: Kartoffelsalat und Würstchen. Am nächsten Morgen gibt es auch noch Frühstück – dies alles für einen so lächerlichen Preis, dass ich mich schäme und doppelt soviel in der Küche liegen lasse. Was für eine wärmende menschliche Erfahrung und, wie ich später lernen werde, typisch für die Bewohner der ehemaligen DDR.

Dieser Heilige Abend stößt uns aber auch zum ersten Mal schmerzlich auf unser unterschiedliches Herkommen. Seit ich zurück denken kann, war Weihnachten bei uns mit der großen Familie und 7 Kindern immer besonders schön, auch zu Zeiten, als wir extrem wenig Geld hatten. Keine Not konnte uns die Musik nehmen, die meine Mutter immer mit ihren Kindern, Nichten und Neffen vielstimmig inszenierte, niemand die alten Tex-

te, die sie aussuchte und die vorgelesen oder rezitiert wurden.
Einmal durfte ich sogar das Christkind in einem lebenden Bild sein, das sie arrangierte, damals, als wir Weihnachten 1945 im Luftschutzkeller feierten, weil die Wohnungen ohne Fenster und Heizung im klirrenden Frost unbewohnbar waren.

Weihnachten 1945

Es ist still in dem kleinen, niedrigen Kellerraum, nur eine schwache Glühbirne brennt. Der vordere Teil des Raums ist durch eine quer gespannte löchrige Wolldecke abgetrennt, im hinteren sind alle möglichen Sitzgelegenheiten aufgestellt, Hocker, Kisten, ausrangierte Stühle. Jetzt hört man Geräusche und schwaches Gemurmel. Die Eisentür dreht sich quietschend in ihren Angeln, müde Menschen schlurfen herein, suchen einen Platz und setzen sich hin. Sie reden nicht miteinander. Alle scheinen sie irgendwie alt, grau, erschöpft, unterernährt, in Decken gehüllt; sie hüsteln und räuspern sich und in ihren Gesichtern spiegeln sich Reste der Angst, der Kälte, der Resignation, des Hungers. Langsam füllen sich die wenigen Reihen, es sind vielleicht 25-30 Personen. Jemand zündet eine Kerze an und löscht das trübe Licht. Undenkbar, die Menschen ganz im Dunkeln sitzen zu lassen, nach all dem Zittern, das sie in diesen lichtlosen feuchten Verliesen während der Luftangriffe ausgestanden haben. Aber dann zieht jemand den Vorhang zurück und die Menschen sitzen starr vor Staunen: auf der kleinen provisorischen Bühne, zum Greifen nah, gibt es ein lebendes Bild. Da sitzt ein braunlockiges, blühendes junges Mädchen in einem himmelblauem Umhang, sanft von Kerzen bestrahlt; in ihrem Schoß ein goldblondes Kind, in Lumpen gewickelt, daneben ein hoch auf geschossener Junge mit

einer zottigen Decke über den Schultern, einem Schlapphut und einem großen Stock in der Hand. Die Unbekümmertheit dieser Kinder scheint wie von einem anderen Stern. Nun treten andere, als Engel erkennbar, hinzu und fangen auf ein Zeichen an zu singen. Sie stimmen die alten, uralten, zweihundert und mehr Jahre alten vierstimmigen Choräle und Madrigale an, schmettern sie unbekümmert in diesen miefigen, trostlosen Raum, als hätte es keinen Krieg, keine Bomben und keinen Hunger gegeben, und verstummen irgendwann so plötzlich, wie sie begonnen haben.
Ein älterer Herr betritt die Bühne. Auf seinem Rücken hat er einen Höcker wie im Märchenbuch die Hexen, aber alle wissen, dass er die Güte in Person ist. Er sieht würdevoll aus, der Onkel, der uns alle aufgenommen hat, als unser Vater starb, und wie seine eigenen Kinder groß zieht. Er setzt sich auf einen Stuhl, nimmt ein Buch zur Hand und fängt an zu lesen. Er liest langsam und macht viele Pausen und manchmal liest er gar nicht, sondern schaut ins Publikum und spricht so, als würden ihm diese feierlichen Worte in diesem Moment gerade einfallen. Es ist die Weihnachtsgeschichte, wie sie bei Lukas erzählt wird:

Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt geschätzet würde. Und diese Schätzung war die allererste und geschah zu der Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war. Und jedermann ging, dass er sich schätzen ließe, ein jeglicher in seine Stadt. Da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum dass er aus dem Geschlechte Davids war, mit Maria, seinem vertrauten Weibe. Die war schwanger…

Irgendwann ist die Geschichte zu Ende. Jeder, der hier sitzt, kennt sie, viele können sie vermutlich auswendig, auch wenn fast niemand Kirchengänger ist. Die grauen

und dunklen Köpfe haben sich beim Zuhören geneigt, als suchten sie in ihren Erinnerungen.
Stille.
Dann plötzlich wieder die glasklaren Stimmen der Kinder: IN DULCI JUBILO… Sie stürzen über die Köpfe der Zuhörer wie eine Lichtorgel. Es gibt drei Strophen, als wollte dieses Glück nie aufhören, als wären die letzten sechs Jahre nur ein böser Traum gewesen.
Stille.
Nun erscheint meine Mutter, die all das heimlich mit den Kindern – in ihren Wintermänteln mit Mützen und Handschuhen – in der Wohnung oben mit den leeren Fensterhöhlen bei 15 Grad minus einstudiert hat. Sie liest eine der schönsten Balladen der deutschen Dichtung, von Conrad Ferdinand Meyer, über den Bruderzwist im Hause Habsburg. Sie heißt: Der gleitende Purpur: Es ist Weihnachten, und der rebellische Bruder, der im Kampf besiegt wurde, bittet den anderen öffentlich um Verzeihung. Vor dem gesamten Hof kniet er in der Kathedrale, abgerissen und zerlumpt, vor seinem königlichen Bruder und erwartet sein Urteil. Die Glocken fangen an zu läuten. Da löst der König, der lange schweigend auf ihn geblickt hat, langsam eine Spange von seinem prächtigen Purpurmantel; der Mantel gleitet herab und umfließt die Gestalt des reuigen Aufrührers, hinter dem sich eine lange Schlange von Notleidenden aufgereiht hat, um – wie stets zu Weihnachten – beschenkt zu werden.
Sie sehen ungefähr aus wie unser Publikum im Keller.

Eia Weihnacht – eia Weihnacht…
Und der erste Bettler steht bekleidet……

Ein letztes Mal die jubelnden Kinderstimmen. Es ist, als hätten sich die Menschen in der Ballade mit denen hier im Keller vereinigt. Alle fallen mit ein….

Welt ging verloren
Christ ist geboren…

Es ist ihre eigene Geschichte, die hier verhandelt wird, so spüren sie bestürzt. Nichts hat sich geändert seit zweitausend oder tausend Jahren. Ihre Augen sind voller Tränen, über ihr Unglück, ihre Verluste, vielleicht auch ihre Schuld…
Da, mitten in die letzten Klänge ertönt die verstörte Stimme des Jesuskindes, das stoisch die ganze Feier über im Schoß der Maria lag und nun die Welt nicht mehr versteht: Warum weinen plötzlich alle? Hat man ihm nicht erzählt, dass Weihnachten ein Tag ist, an dem alle sich freuen?
-Mutti!...Mutti…- bitte KUSS!!!!
Der ganze Keller bricht in befreites Gelächter aus.
Die Situation ist gerettet. Jetzt ist wirklich Weihnachten. Es gibt irgendetwas kärgliches Essbares, das die Erwachsenen zusammengetragen haben, niemand weiß, woher. Dünner Tee wird ausgeschenkt – allgemeines Gemurmel.
Das Jesuskind bin i c h, damals 3 Jahre alt.
Bis wir alle erwachsen waren, hat mein Onkel Günther, der wegen seiner Rachitis kriegsuntauglich war, am Heiligen Abend die Weihnachtsgeschichte gelesen– ohne dass wir religiös oder gläubig gewesen wären. Und auch wenn unsere Blicke später gierig die weiß verhüllten Geschenke abtasteten, liebten wir doch alle seine würdevolle, feierliche Stimme, die altmodischen Worte und diese wunderbare Geschichte, ohne die die abendländische Kultur nicht zu denken ist.

*

Wir sind immer noch in Dresden. Efim liegt auf dem Sofa und liest seelenruhig die Zeitung. Plötzlich fühle ich mich verlassen, fremd, weiß nicht, wie ich mich

verständlich machen soll. Wir sind ja beide nicht religiös, nicht kirchlich orientiert, nicht fromm. Und heute weiß ich natürlich längst, dass den Russen Weihnachten gar nichts bedeutet und dass sie stattdessen den Jahreswechsel feiern. Aber ich spüre, wie ich immer trauriger werde.

Warum nur wünschen wir uns immer, ohne Erklärung verstanden zu werden? Ich begreife, dass ich gleich ganz unglücklich sein werde, wenn ich nichts sage. Es ist doch Weihnachten – unser altes schönes Kinderweihnachten soll jetzt kommen. Ich denke an meine Mutter und muss Tränen zurückdrängen. Nur schnell reden, sonst passiert ein Unglück. Er soll jetzt endlich hoch schauen, mich anschauen, mich trösten… Mühsam suche ich nach Worten: Hör auf zu lesen, Leg die verdammte Zeitung weg. Hör um Himmelswillen auf zu lesen….

Efim schaut verwundert auf – schaut mir direkt in die Augen und versteht, dass etwas nicht stimmt. Aber was nur? Ich bin wütend – auf ihn? Auf mich? und will es nicht sein. Stottere irgendetwas. Schließlich setzen wir uns zusammen, die Zeitung fliegt in die Ecke, und fangen an zu erzählen, erzählen uns aus unseren ganz unterschiedlichen Kindheiten, fragen, unterbrechen uns, hören dem anderen zu -

Erst meine Weihnachtserinnerung, dann seine:

Als sein jüdischer Vater verhaftet und im Gefängnis war, musste seine Mutter, eine beliebte Sängerin von Zigeunerweisen und alten Volksliedern, die auf Wunsch des Vaters aufgehört hatte zu konzertieren, plötzlich über die Dörfer und Industriewerke ziehen und dort zur Erbauung der Belegschaft singen. Sie wurde nicht gefragt, ob sie Lust dazu hätte und sie bekam keinen Lohn. Der kleine Fima pflegte sie zu begleiten, trug ihr Köfferchen mit Kleid und Schuhen für den Auftritt, und wartete überall geduldig, bis sie gegen Mitternacht halb erfroren, hungrig und sterbensmüde wieder zurück fah-

ren konnten. Später werde ich immer wieder daran denken, wenn er mir erklärt, er verstünde nichts von Musik und hätte keinerlei Vorbildung. Das Kind muss den Widerwillen der Mutter gegen diese verordnete künstlerische Barbarei gespürt haben. Erst als wir in Berlin (oder auch Petersburg) regelmäßig in die Philharmonie gehen und ich ihm immer vorher erzähle, worum es geht (meine Bruder ist Philharmoniker in Rotterdam)), fängt er an, sich ernstlich zu interessieren. Auch unsere philharmonischen Freunde in Berlin sind immer ganz begierig, nach dem Konzert seinen Kommentar zu hören, weil er niemals banale Komplimente macht, sondern tief aus dem Bauch heraus Worte findet, die sein inneres Erleben ausdrücken. Das ist neu und originell und im schönsten Sinn naiv und klug zugleich. So macht es mir bis zum Ende eine Riesenfreude, mit ihm in Konzerte (oder Oper) zu gehen. Ich erinnere auch die schöne Gewohnheit meiner Mutter in der späteren Nachkriegszeit, bevor sie in Theater oder Konzert ging, uns Kindern Gutenacht zu sagen und uns genau zu erzählen, was da auf der Bühne geschehen würde und worum es in der Musik ging.

Wundersamerweise – so schien es mir damals – kannte sie immer alles schon vorher. Erst später begriff ich, dass sie in ihrer Jugend in Berlin alle diese Dinge schon gesehen und gehört hatte, sie selber aus dem Klavierauszug am Klavier spielte und mitsang und Zeugin berühmt gewordener Aufführungen mit den großen Dirigenten und Sängern geworden war. Sie war dann schon in unseren Augen wunderbar angezogen und duftete nach Parfum und ihre schrägen grünen Augen sprühten und ihre Vorfreude auf den Abend wob einen geheimnisvollen Glanz um sie. Musik war ihr immer ein Fest und ein wenig von dieser Festlichkeit ließ sie in unseren dunklen Zimmern und sehnsüchtigen Herzen zurück, die nur darauf warteten, am nächsten Tag weitere Details berichtet zu bekommen. Obwohl wir jämmerlich

arm waren, auch noch um diese Zeit, kam ich mir angesichts des Verantwortungsbewusstseins des kleinen Fima, der seine Mutter beschützen und ihr helfen wollte, äußerst privilegiert vor und konnte nur nicht verstehen, warum die ihn nie lobte oder sich bei ihm bedankte, sondern alles ganz selbstverständlich fand.
So schenken wir uns gegenseitig viele Geschichten zu Weihnachten und über Weihnachten und erfahren mehr über uns und können nicht genug kriegen, bis uns warm ist und unsere Augen glänzen von der Erinnerung. Von nun an werde ich dafür sorgen, dass wir immer eine Kerze dabei haben, wenn wir verreisen – als kleines Licht in der Unbehaustheit unterwegs. Und in der Bretagne, in der wir danach häufig die Weihnachtsferien verbringen, wird immer eine große Tanne stehen, mal einfacher, mal prächtig geschmückt und mit richtigen Kerzen. Und meine Geschwister, Kinder und Kindeskinder, die sich wechselweise oder auch gemeinsam darum versammeln, genießen es und fühlen sich zu Hause. Aber bis heute hadere ich mit dem Schicksal, das verhindert hat, dass auch meine Mutter dabei sein konnte. Es ist außer Frage, dass sie und Efim sich besonders gut verstanden hätten. Schon fängt er an, ihre Sprechweise und Redensarten nachzuahmen und zu wiederholen. Sie gefallen ihm in ihrem speziellen Humor, ihrer Lebensweisheit und Sprachkomik.
Schade – sagt er immer wieder. Wie schade, dass ich sie nicht kennen gelernt habe!

Karlsruhe

Wir haben die Wohnung meiner Tochter draußen außerhalb der Stadt inmitten reizender Hügel gefunden und sitzen beim Tee. Ihr riesiger Hund hat Efim gnädig in die Familiengemeinschaft aufgenommen – das ist schon viel. Da er aus dem Tierheim kommt, ist er miss-

trauisch und mag eigentlich keine Männer. Vermutlich ist er früher häufig geschlagen worden. Aber Saskia, die viel von Tieren versteht, hat ihn – allein mit Liebe und Einfühlung - schon gut domestiziert. Ihren Mann habe auch ich erst zweimal erlebt. Er ist freundlich und höflich, aber auch reserviert, als hätte er immer Angst, etwas von sich preiszugeben.
Warum hast du mir gar nicht gesagt, wie viel Anmut und Würde deine Tochter hat? fragt Efim
Aber ich habe dir doch ganz viele gute Dinge über sie erzählt.
Natürlich hast du das – aber nicht über ihre Schönheit. Was würdest du tun, wenn ich mich in sie verlieben würde? Ich muss lächeln. Diese uralte Männerphantasie von der Rivalität zwischen Mutter und Tochter oder zwischen Frauen überhaupt. Wozu brauchen sie das? Macht es die Welt für sie übersichtlicher, wenn sie mit solchen vereinfachten Kategorien das Verwirrende zu ordnen suchen? Wahrscheinlich denkt er an Gorki und seine Schwiegertochter. Ohnehin scherzt er bloß, will nur seine Überraschung und Freude zeigen. Er spürt ja auch die ganz eigene Verbundenheit zwischen meiner Tochter und mir, die mehr von meiner Mutter als von mir selber zu haben scheint, und die Schönheit sicher von ihrem persischen Vater. Am Ende ist es doch die Mischung, die das ganz Eigene ausmacht. Ich wusste, dass er sie mögen würde, weil er immer gleich das Kostbarste in einem Menschen zu sehen versteht. Und was sie angeht, so spürt sie sofort die Nähe und Wärme zwischen Efim und mir und schließt ihn augenblicklich in ihr weites Herz. Sie ist schwanger im dritten oder vierten Monat und freut sich mächtig auf ihr erstes Kind.
Und schon sind wir *on the road again* – Richtung Paris, wo Efims jüngere Tochter, die wie ihre Mutter heißt, auf uns wartet. Sie wohnt mit ihrem Mann in Efims Wohnung, obwohl sie eine eigene besitzen – von Efim

geschenkt. Da der Mann arbeitslos ist, vermieten sie ihr Apartment und sparen so viel Geld. Ich bin gespannt. Efim hat nichts von unserer Beziehung erzählt, in der Befürchtung, es könnte die Tochter kränken. Aber seine Frau ist schon acht Jahre tot. Noch ahne ich nicht, wie ängstlich er das Missfallen seiner Töchter zu vermeiden sucht, besonders das der älteren, die in Kanada wohnt und ein ganz anderer Charakter zu sein scheint. Von ihr hat er mir so stolz vorgeschwärmt, dass ich als erstes eine Enttäuschung mit ihr erlebe, ohne sie persönlich zu treffen. Und das kommt so:

Für den Kalender mit den Prag-Bildern wollte ich gern die Geburtstage der für Efim wichtigen Menschen mit dem jeweiligen Datum eindrucken lassen, damit es aussieht wie ein richtiger Kalender. Es sollte eine Überraschung für seinen Geburtstag sein. Also schrieb ich an sie nach Toronto, ohne viele Details, nur das Nötigste, aber freundschaftlich und respektvoll, wie es mir ganz natürlich war. Sie antwortete überhaupt nicht, rief aber ihren Vater in Paris an: Wer ist diese Frau, die mir da geschrieben hat? Eine Verrückte? Was soll ich ihr antworten? Kennst du sie überhaupt? Ich werde das ignorieren…

Aber Paris zeigt sich zunächst von seiner freundlichen Seite, ich habe ohnehin nur zwei Tage und muss nach Oregon zurück. In seiner Wohnung werde ich als Gast eingeführt und benehme mich wie ein Gast. Gottlob gehen die jüngere Tochter und ihr Mann früh ins Bett und lassen uns allein. Sie, die infolge früher und andauernder Schilddrüsenprobleme nicht berufstätig ist, begegnet mir reizend und freundlich und lacht gern und viel. Efim muss meist übersetzen, weil ich kein Französisch in der Schule gelernt habe und mir die Worte mühselig mit Hilfe des Lateinischen, das ich neun Jahre büffeln musste, zusammen suche. Der Schwiegersohn kann etwas Englisch – so werfen wir alle unsere Sprach-Kenntnisse in einen Topf und unterhalten uns in einem

vergnügten Kauderwelsch. Noch ist die Welt in Ordnung.

Liebe Swetlana,

Ich schreibe Dir aus Paris. Es ist manchmal schwer, mit einem Denkmal zu leben, weil alle denken, sie müssten es einmal anfassen oder aus der Nähe erleben und es gehöre ihnen ebenso wie allen anderen. Man ist nie allein außer im Dunkeln, wenn die Konturen verschwimmen und die Passanten denken, da will jemand für sich sein.
Wir haben oft dieses Spiel gespielt, dass wir wie Standbilder sitzen blieben und die Leute einen Bogen um uns schlugen. Manche mögen uns für Clochards gehalten haben. Niemand schaut ihnen nach in Paris, auch wenn sie Dinge tun, die keine Zuschauer brauchen. An die Stelle des üblichen Voyeurismus tritt in diesem Land eine schöne Toleranz. Und wer liebt, hat hier sowieso immer recht. Wenn gerade niemand zu sehen ist, fühlt sich Paris an wie ein großes Wohnzimmer, in dem wir uns unsichtbar bewegen können. Der Park ist unser Garten, die Bank steht hinter dem Haus. Es gibt keine Nachbarn, nur Passanten.
Ganz anders unlängst in Petersburg. Wir fuhren früh nach Zarskoe Zelo, so früh, dass der Katharinenpalast noch nicht geöffnet war. Der riesige Park war wie ein großes weißes Tuch in gleißender Helligkeit vor uns gebreitet, über Nacht war der erste Schnee in diesem Jahr gefallen. Kein Mensch war zu sehen. Wir fühlten uns so außerhalb von Zeit und Raum, dass wir uns nicht gewundert hätten, wenn Katharina hinter dem nächsten Laubengang hervor getreten wäre. Stattdessen sahen wir in einer lang gezogenen Sichtachse in einiger Ferne ein Denkmal oder eine Statue, die sich schwarz gegen den tief blauen Himmel abhob. Um sie herum schritt, als wir

näher kamen, nachdenklich und mit prüfendem Blick auf die Hinterbacken der nackten männlichen Figur, ein lebendiger Mann. Bis wir auf Schrittnähe heran waren, hatte er die Figur mehrfach umrundet, so als wollte er sich den Anblick bis ans Ende seiner Tage einprägen.
Ich wette, sagte ich halb im Scherz, der Mann ist schwul.
Warum denkst du immer so was, erwiderte mein Mann mit zärtlicher Missbilligung.
Aber schau doch, wie er diese Statue mit den Augen verschlingt. Vielleicht wird er auch gleich auf Dich zukommen und behaupten, er hätte schon lange erwartet, Dich hier zu treffen – so wie die vielen ehemaligen Studentinnen, Garderobieren oder Museumsbesucherinnen oder Metrofahrerinnen, die mit verzückten Augen auf Dich zustürzen und mit diesem verklärten Gesichtsausdruck fragen: Efim Grigoriewitsch, kennen Sie mich wirklich nicht mehr?
Wir waren jetzt dicht bei dem Denkmal. Der Mann hörte plötzlich mit seinen Umkreisungen auf, fasste Efim scharf ins Auge, stürzte auf uns zu und rief mit routiniertem Pathos: Efim Grigoriewitsch – was für eine Freude! Seit zwanzig Jahren warte ich darauf, Sie hier in diesem Park zu treffen. Wissen Sie noch, worüber wir das letzte Mal gesprochen haben?
Während Efim mühsam die Fassung bewahrte und höflich mit dem Mann redete, um sich überhaupt zu erinnern, mit wem er es zu tun hatte, wurde ich von Gelächter geschüttelt. Später fiel ihm ein, dass der Mann natürlich – wie könnte es anders sein, ein ehemaliger Student und jetzt Schauspieler war. Er glaubte sich sogar zu erinnern, dass er tatsächlich schwul war, obwohl er damals noch kaum wusste, was das war.
Ähnlich in Helsinki. Wie oft sind wir in Helsinki gewesen? An dieser Universität liebte man ihn, hätte ihn am liebsten für immer da behalten. Mindestens vier mal blieben wir auf ausdrückliche Einladung für mehrere

Wochen dort, davon einmal, um der Promotion seines Neffen Alexander Etkind beizuwohnen. Fima war der Opponent (nach russischen Modell), eine lange Zeremonie, in der der Kandidat seine (in diesem Fall soziologische) Dissertation verteidigen muss. Es war schön, die beiden Männer so freundschaftlich und doch voll wissenschaftlichem gegenseitigen Respekt miteinander umgehen zu sehen. Ich selber habe derlei Rituale erst in den USA schätzen gelernt, im Deutschland der siebziger Jahre waren sie eher verpönt und man beschränkte sich auf das Notwendigste.

In den frühen Achtzigern war ich schon einmal in einem kleinen Boot von Stockholm nach Helsinki gesegelt, mit einer Freundin und einem jungen Burschen für die schweren Arbeiten. Besonders die spektakuläre Hafeneinfahrt erinnerte ich, mit all diesen klassizistischen Säulenhäusern im Halbrund, als wären es importierte Paläste aus Petersburg, aber damals kannte ich Petersburg noch nicht und bestaunte diese wohl genährte Pracht. Alle schienen satt und zufrieden, ein bisschen wie in der Schweiz. Erst als ein Gang zu Toilette umgerechnet einen ganzen Euro kostete, kam ich ins Grübeln darüber, wie Armut und Reichtum hier verteilt sein mochten.

Nun gingen wir also, nachdem Efim mit seinen Übungen und Vorlesungen fertig war, ins Museum, einen prachtvollen, natürlich mit Säulen geschmückten Bau mit endlosen Zimmerfluchten in alle Richtungen. Die Säle waren fast leer. Es war Vormittag und tiefe Stille herrschte ringsum. Dann hörte ich aus unsichtbarer Ferne ein Klacken von Frauenabsätzen, das langsam, aber beharrlich näher zu kommen schien. Schließlich sahen wir auf einem Flur durch mindestens 10 Räume eine Dame auf uns zu schreiten, winzig, aber entschlossen und langsam immer größer werdend.

Abrupt blieb sie endlich vor uns, die wir zögerlich unseren Weg suchten, stehen, schaute Efim ohne jede Über-

raschung in die Augen und sagte vorwurfsvoll wie eine strenge Tante, aber mit Zärtlichkeit in den Augenwinkeln – mich völlig ignorierend:
Efim Grigorjewitsch, warum haben Sie mir nicht gesagt, dass Sie hier sind? Ich hätte Ihnen alles gezeigt.
Da war er plötzlich wieder das Denkmal, auf das jeder und vor allem jede Anspruch zu haben meinte. Solange wir zusammen lebten, sollten sich solche Szenen wiederholen. Jetzt kannte ich das schon ein wenig und wusste, dass ich für die nächsten Minuten nicht existieren würde, bis er sich mühsam erinnern würde, um wen es sich nun wieder handelte, uns einander vorstellen würde und dann diese unbewusste Enttäuschung oder Missbilligung auf dem Frauengesicht erscheinen würde (bei den Männern war es eher Neugier und Anerkennung), weil man nun nicht mehr davon träumen konnte, ihn auf irgendwelche abenteuerliche Weise für sich zu gewinnen und mit ihm zusammen diese Wege zu gehen, beschienen von der Anerkennung und Liebe, die offenbar alle ihm entgegen brachten.
Gibt es das? Gibt es Menschen, die wirklich von allen geliebt werden? Will man überhaupt von allen geliebt werden? Ich glaube, es war Horaz, der gesagt hat:
discite, mortales, nil pluriformius amore.
Ihr müsst lernen, ihr Sterblichen: Nichts ist vielgestaltiger als die Liebe.

Ich muss an meine Mutter denken, die mir zu vermitteln versuchte, dass man jede Liebe, die einem geschenkt wird, achten muss oder dankbar dafür sein soll, auch wenn man sie nicht erwidern kann. Solche Moral fiel mir schwer damals. Ich litt an der bekannten Teenager-Krankheit, dass ich immer in Unerreichbare verliebt war und mir nichts aus denen machte, die mich verehrten. Und nun sollte ich gar für eine unerwünschte Liebe mit verantwortlich sein? Wie geht man damit um, wenn einer sich von der Rheinbrücke stürzen will, weil man

ihn nicht erhört? Oder einer auf Knien Dich anfleht, ihn wenigstens aus Mitleid zu akzeptieren? Eine besonders vertrackte Variante, die mich heimlich empörte. Wäre das nicht eine Art heiliger Prostitution, egal ob körperlich oder im Geiste? Oder es fordert Dich einer auf, mit Dir in eine einsame Dachkammer zu ziehen, damit er von seiner Trunksucht geheilt würde? Nein, ich rede nicht von Joseph Roths *Legende vom heiligen Trinker* oder einem Roman von Dostojewski, sondern von einem realen Erlebnis mit einem völlig Fremden, der mir auf der Straße folgte und mich ansprach – mitten im Deutschland gegen Ende der fünfziger Jahre. Wäre meine Mutter nicht so weise und verständnisvoll gewesen, ich hätte mich vielleicht tatsächlich mit Verve in diese Rettungsaktion geworfen – das Helfer-Syndrom, das man damals noch nicht so nannte, hatte mich ebenso im Griff wie die großen russischen Romane, die ich gerade gelesen hatte, und überhaupt die altersgemäße Sehnsucht nach den großen Gefühlen. Immerhin – die Klugheit meiner Mutter hat doch mannigfache Spuren hinterlassen: mit einem der damaligen Verehrer aus meinem 16. Lebensjahr bin ich bis heute – wenn auch mit großen Pausen – zuverlässig wie mit meinen Brüdern befreundet und fühle mich, wenn unsere sehr verschiedenen Wege uns zusammen führen, gut aufgehoben. Dass er meine Mutter geliebt hat, als wäre es seine eigene, verbindet uns stärker, als eine Affaire es je hätte tun können.

Daher kann ich auch bei Efim allmählich sehr genau unterscheiden zwischen denen, die eine gemeinsame Vergangenheit, gemeinsame Freunde und Feinde mit ihm haben, und solchen, die ich Groupies nenne, die Personenkult mit ihm treiben nach guter alter Sitte, die etwas auf ihn projizieren, was nicht sehr viel mit ihm, sondern mit ihnen selber zu tun hat, und sogar solchen, die ihn einfach ausnützen wollen. Und natürlich gibt es auch die, die vom Abglanz seines Ruhmes beschienen

werden wollen wie jene Dame im Park von Sanssouci in Potsdam, die uns Russisch sprechen hört, als wir mit Freunden aus Petersburg dort spazieren gehen und die plötzlich Efim anspricht, als kennte sie alle seine Geheimnisse, vor allem aber seine Biographie, und als sei er allein schon deswegen verpflichtet, vertraulich mit ihr umzugehen. Solche Begegnungen liebt er überhaupt nicht. Aber sie ist so getrieben, dass er ihr nicht so schnell entkommt. Mir ist es unheimlich, wie sie sich mit Kenntnissen der verschiedenen Stationen seines Lebens brüstet, wie sie ihm plump schmeichelt und zugleich eine Anspruchshaltung durchschimmern lässt, die ihn dann doch endlich – trotz der gewohnten Höflichkeit - veranlasst, sie äußerst reserviert zu verabschieden mit dem Hinweis auf uns Wartende, die sie völlig ignoriert hat. Es stellt sich am Ende heraus, dass sie als offenkundig von der Stasi angestellte Dolmetscherin häufig in Sowjetrussland gearbeitet hat, dass ihr Mann, den sie behandelt wie einen kleinen Pudel, ein Offizier des militärischen Transportwesens gewesen ist und dass nun beide, aber vor allem s i e, empört sind, dass das vereinigte Deutschland ihnen keine höhere Rente bezahlt. Lange fürchten wir, sie würde bei uns zuhause auftauchen und uns weiterhin in ihre Endlos-Tiraden verstricken, aber sie muss Efims Befremden gespürt haben und wir haben es ihr herzlich gedankt, dass sie fern blieb.

In unserer Pariser Wohnung taucht eines Tages, als Efim ausnahmsweise ohne mich dort ist, ein ihm gänzlich unbekannter russischer Tenor auf und sucht ihn zu überzeugen, dass er moralisch verpflichtet sei, ihn und seine Familie zu unterstützen und eine Anstellung für ihn zu finden. Da begreift sogar Efim, dass hier sofort strengste Grenzen zu ziehen sind, bevor sich dieser Zeitgenosse bei uns einnistet.

Bei Dickens gibt es in einem seiner großen Romane eine ähnliche Figur. Sie lebt einzig auf anderer Leute

Kosten, führt aber eine so geschickte, schmeichlerische und Mitleid fordernde Rede, dass niemand sich traut, sie rauszuwerfen. - Ich glaube, im Falle des Tenors hatte uns jemand gewarnt durch die Erzählung eines ähnlichen Falls, in dem die Betroffenen erst nach Jahr und Tag den Blutsauger wieder los wurden.
Liebe Swetlana, ich muss aufhören.
– bald mehr. Elke

*

Wir wissen schon, dass die absonderlichsten Gerüchte über Efim und mich florieren. In einer russischen Zeitung war vor Jahren zu lesen, dass er eine schöne, junge und vor allem reiche Frau geheiratet habe (das erheischt das Klischee vom Roman) und mit ihr in Deutschland geblieben sei. Über ‚schön' kann ich nicht reden. Ob man mit fünfzig Jahren jung ist, ist Ansichtssache. Aber ganz gewiss war ich in meinem ganzen Leben nie reich an materiellen Gütern, sondern hatte nur den Ertrag meiner Arbeit als Professorin an der Universität. Dies war natürlich viel mehr als die Pension meines Mannes, der nur knapp fünfzehn Jahre in Frankreich an der Sorbonne (Paris X Nanterre) lehrte. Dadurch ergab sich eine relativ geringe Altersversorgung für ihn. Aber immer wieder verdiente er durch seine Auslands-Einladungen und Vorträge dazu, das wurde dann immer gleich für die Publikation seines nächsten Buches genutzt – öfter auch für Reparaturen an der Datscha in der Bretagne. Wir haben unsere Einkommen nie getrennt. Wer gerade etwas brauchte, der fragte den anderen, ob er von seinem Geld dazu tun konnte – das funktionierte ohne jede Absprache und war uns beiden selbstverständlich. Nur als immer mehr Menschen unserer Unterstützung bedurften, sei es durch teure Medikamente oder andere, zum Teil regelmäßige Hilfeleistungen, begann ich darauf zu achten, dass er nicht zu viel umsonst arbeitete. Nur mühsam lernte er zu fragen, für

welches Honorar seine Experten-Leistung angefordert wurde, sogar bei Rundfunk und Fernsehen. Mir schien oft, er war schon beinahe berühmt für seine Bescheidenheit in Deutschland und Frankreich (eigentlich auch in Russland) und die Leute nutzten das aus. Es ärgerte mich, wenn er dann plötzlich unglücklich war, dass wir die Druckkosten für sein neuestes Manuskript nicht gleich aufbringen konnten, wie es mich überhaupt ärgerte, dass die russischen Verlage ohne diese Kostenübernahme seine Bücher nicht druckten, obwohl sie wussten, dass sie nach spätestens 2 Wochen ausverkauft sein würden. Auch sie werden gewusst haben, mit wem sie es zu tun hatten und was für ein Pathos des selbstlosen Dienstes an der russischen Literatur Efim beseelte. Einerlei: der Ruf unseres vermeintlichen Reichtums war nicht abzuschütteln – so wie alle Türken in Anatolien glauben, ihre Brüder und Onkel, die in Deutschland zu sechst in einem Arbeiterheimzimmer leben und vielleicht bei Siemens schwer schuften, seien allesamt Millionäre, nur weil sie von ihrem geringen Gehalt auch noch einen Teil nach Hause schicken. Wir wussten freilich von einem anderen Reichtum, in dessen Besitz wir waren. Wer uns sah, dem wurden sogleich die Augen dafür geöffnet, und mancher der Freunde hat sich in seinem späteren autobiographischen Buch ausdrücklich darüber geäußert, wie uns das Glück des Beieinanderseins aus den Gesichtern strahlte.

Schnee

Gestern war so ein Tag, wie Du sie geliebt hast. Schnee – unendlich viel Schnee, der Park eine weiße Oase, mit kreischenden, Schlitten fahrenden Kindern und lachenden Vätern – und dieses zärtliche Knirschen unter den Füßen bei jedem Schritt. Plötzlich fühlt sich Berlin wie Russland an. Du hast gestrahlt wie ein Kind an Weih-

nachten, wenn solches Wetter war. Alle Deine Sehnsüchte waren für Augenblicke gestillt.
So war es auch, als ich das erste Mal mit Dir nach Leningrad fuhr. Eigentlich waren wir in Moskau stationiert in einem dieser riesigen Hotelkästen, nicht weit vom Roten Platz, zu einer Tagung der Böll-Gesellschaft. Der berühmte Nachtzug um Mitternacht von Moskau nach Petersburg trägt uns heimlich – wie auf der Flucht – davon; ich muss doch deine heiß geliebte Stadt sehen. Sascha, dein Neffe, holte uns mit dem Auto ab. Wir haben auch dort geschlafen, bei ihm und seiner Frau Marina und Ana, der damals noch sehr jungen Tochter. Heute ist sie eine schöne und selbstbewusste junge Frau.
Wir haben viel getrunken damals – wann hätten wir das nicht? Irgendwann fällt uns auf, dass Du verschwunden bist. Wir finden dich schließlich in irgendeinem Bett, in das du dich einfach gelegt hast, weil du müde bist, weil du dich zuhause und aufgehoben fühlst, in tiefem Schlaf. Alle lachen, als hättest du ihnen etwas Schönes geschenkt. In wenigen Minuten haben sie bewerkstelligt, dass ich mich einfach daneben legen kann. Immer habe ich die russischen Freunde so erlebt: unkonventionell, großzügig, lachlustig, improvisationsfreudig. Sie sind die wahren Weltmeister im Improvisieren.
Am nächsten Tag fährt uns Sascha mit dem alten Lada, den Efim ihm einmal geschenkt hat, durch die Stadt. Schließlich landen wir im Smolny Kloster mit seinen funkelnden goldenen Kuppeln. Die Tür ist nur angelehnt, niemand zu sehen. Offenbar gab es tags zuvor ein Konzert. In der Mitte des Raums ein herrlicher Konzertflügel. Ich kann nicht widerstehen und probiere, ob er abgeschlossen ist. Nein – unerklärlicherweise nicht. Ein paar Töne klimperte ich, nur um den Klang zu testen – ein phantastisches Instrument. Die Männer machen ängstliche Gesichter. Aber es reizt mich gar zu sehr – es ist ja sonst niemand da. Und so spiele ich auswendig ein

paar Stücke, die ich seit meiner Kindheit sozusagen in den Fingern stecken habe, ein bisschen Bach, ein bisschen Mozart – es klingt herrlich in der leeren Kirche und ich habe das Gefühl, nicht mehr ganz so fremd zu sein. Später erzählt Fima stolz allen Leuten, ich hätte im Smolny ein Konzert gegeben – nur für ihn und Sascha. Und noch viel später habe ich selbst ein Konzert dort gehört. Marina und Sascha sind längst getrennt und haben neue Partner. Sascha lebt und lehrt – mit seiner amerikanischen Frau – in Camebridge, England.

Aber der Schnee ist überwältigend. Seitdem habe ich Petersburg lieber im Winter als im Sommer besucht. Kein schönerer Pleonasmus als Birken im Schnee oder das strahlende Petersburger Sonnengelb der Paläste, gekrönt und ummantelt von weißen Helmen mit der schwarzen Schrift der kahlen Äste auf den Fassaden. Wenn wir in Potsdam und Berlin durch die riesigen Parks und Wälder laufen, fühlst Du Dich zu Hause, und nichts kann Dich abhalten, selbst bei starken Minus-Temperaturen Deine gewohnten morgendlichen Übungen im Freien zu absolvieren. Unvergesslich unser langer Spaziergang bei einem späteren Aufenthalt in Petersburg. Wir leben schon in der zweiten Wohnung am Prospekt Maurica Thoreza. Vom 4. Stock aus schauten wir in einen reizenden kleinen Park und auf eine sorgfältig renovierte Villa aus dem neunzehnten Jahrhundert. Unsere erste Wohnung, von Sobtschak während seiner Zeit als Bürgermeister subventioniert und als Rehabilitation für Efims Vertreibung gedacht, war uns zu laut, zu dunkel, zu sehr im Zentrum (Majakowskaja/Newski) und ganz ohne Grün ringsum. In der Mitte des geräumigen dreieckigen Hofes türmte sich der Müll auf übervollen Containern, eine prächtige Spielstube für die Ratten. Es machte keinen Spaß rauszuschauen und es stank, sobald es wärmer wurde, bestialisch. Wir verkauften sie, nicht ohne ein dramatisches Veto seitens

seiner Tochter, die andere Träume geträumt haben mag. Stattdessen erwarben wir ein neues kleines Appartment für Efims Petersburger Tochter, und eine etwas größere (zwei Zimmer) für uns selber, dies alles mit der sachkundigen und treuen Hilfe seiner alten Freundin. Sie kümmerte sich auch dankenswerterweise um die Organisation der Renovierung und den Geld-Transfer (zehntausend Dollar mussten wir doch selber zahlen. Weil wir sie damals beide nicht hatten, lieh ich sie mir von einer Freundin). Von dort machten wir endlos lange Spaziergänge. Hinter dem Haus ging es zu einem Wald, der eigentlich ein ehemaliger Flughafen war. Stundenlang konnte man dort wandern, ohne viele Menschen zu treffen. Ich erinnere mich, wir sprachen über das Leben der Menschen in Petersburg nach der Perestroika, über die Freudlosigkeit in ihren Gesichtern, die Armut, die schnell aufflammende Aggressivität und das verlorene Lachen auch bei den Jüngeren, das mich – wenn ich etwa in die müden und resignierten Gesichter in der Metro schaute – immer wieder bekümmerte. Während wir gingen, hörten wir plötzlich – als sei es eine Antwort - von sehr weit her verhaltenes Gelächter. Ich konnte es nicht glauben, wurde ganz aufgeregt.

Komm schnell, Fima, ich will rausfinden, wo und was das ist!

Aber das ist ganz weit weg. Wir werden uns verirren.

Egal. Ich muss herausfinden, wer hier endlich einmal ausgelassen lacht.

An diesem Tag hatten wir fast dreißig Grad minus. Es war eine trockene Kälte, und man fror nicht unbedingt, wenn man sich bewegte und vernünftig angezogen war. Wir gingen und gingen, folgten dem Lachen über Stock und Stein wie einem Wegweiser, bogen schließlich Sträucher und dichte Büsche auseinander und da, plötzlich eine surreale Szenerie: auf einer winzigen Lichtung mit ein paar wackligen Holzbänken sitzen oder stehen ca. zwanzig Männer jeden Alters frierend und lachend

und schwatzend herum und verfolgen drei oder vier Schachspiele, die ihre Genossen mit roten Fingern und roten Nasen bestreiten. Alle zwei Minuten zieht der eine oder andere einen Flachmann aus der Manteltasche und nimmt einen Schluck Wodka. Alle sind fröhlich.
Wir erzählen ihnen, dass wir dem Lachen gefolgt sind, das freut sie; sie laden uns gleich zum Spielen ein und bieten uns Wodka an. Mir wird ganz warm ums Herz. Aus Höflichkeit trinken wir jeder einen kleinen Schluck, verabschieden uns dann und wandern zurück. Aber noch lange hören wir sie, der Schnee trägt wie das Wasser – und eigentlich höre ich sie noch heute. Ein Lichtblick im Grau der Gesichter, das sich erst nach Jahren aufzuhellen begann. Ich fing an zu begreifen, welche unbändige Kraft in diesen Menschen steckt und wie erniedrigend und unerträglich ihre schwer vorstellbare Armut ist, während einige wenige unendliche Reichtümer an sich raffen: Die neuen Russen, die ich auch noch kennen lernen soll.

*

Einige Male haben wir Weihnachten und Neujahr in Petersburg verbracht. Ich weiß noch, wie ich anfangs bis zu fünf Koffer packte und mit Geschenken für alle, die ich inzwischen kennen gelernt hatte, voll stopfte. Beim Zoll schüttelten sie nur ratlos den Kopf, ließen mich dann aber ungeschoren. Erst später wurde es schwieriger, aber dann konnte man in den großen Petersburger Kaufhäusern auch schon fast alles kaufen. Meist waren wir bei zwei oder drei Familien an einem Tag eingeladen – unmöglich, all diese Besuche in der kurzen Zeit unterzubringen. Aber es gab Menschen, die Vorrang hatten: Immer sahen wir Grischa, den Getreuen, mit seiner Frau Marina und der heiß geliebten Enkelin Olga mehrmals, und immer gingen wir zur Familie Diakonow, die nicht weit von Smolny lebte – weit weg von

unserer Behausung. Unvergesslich unser dortiger Besuch in der Neujahrsnacht in den frühen neunziger Jahren. Während wir saßen und redeten und aßen und tranken (völlig rätselhaft, wie die Russen aus dem Wenigen, das sie haben, immer eine reich gedeckte Tafel zaubern konnten), fing es an zu schneien, und es schneite auch noch viele Stunden später, als wir uns gegen 2 Uhr morgens auf den Heimweg machten, nachdem alle Flaschen unseres mitgebrachten französischen Rotweins geleert waren. Öffentliche Busse fuhren nicht mehr. Den privaten Taxis war damals noch nicht recht zu trauen.

Aber die Welt sah so herrlich und feierlich aus, dass wir spontan beschlossen, zu Fuß nach Hause zu gehen, über den frischen, unberührten, schneeweißen Teppich, der vor uns ausgebreitet lag und das Geräusch der Schritte schluckte, so dass es war, als schritten wir durch eine leere Stadt und als schwebten wir aus dem alten Jahr in das neue. Was für ein sinnliches und zugleich geistiges, kaum erklärbares Glück! Wer immer uns entgegenkam, war fröhlich, trank oder lachte (ohne betrunken zu sein) und schrie uns schon von Weitem entgegen: snovyim Godom – ein gutes neues Jahr!!

In dieser Nacht hatte ich keine Angst wie sonst gelegentlich, schaute nicht häufig hinter mich, ob uns jemand folgte und traute diesen unschuldigen vergnügten Stimmen, die für kurze Zeit aus ihrem Elend aufzutauchen schienen und uns mit hineinnahmen in dies unbegründete, für die meisten unerfüllte Hoffen, dass das Leben leichter werden möge und die Welt besser. Es war so hell, fast wie in den weißen Nächten, und der Schnee machte Armut und Beschädigung an Häusern und Straßen ringsum unsichtbar. Ich staunte über die Kraft und Zuversicht, die aus den blitzenden Augen besonders der jungen Leute leuchtete und schämte mich bei dem Gedanken, mit wie wenig sie zufrieden waren. Nach etwa zwei Stunden langten wir zu Hause an, er-

füllt von einer diffusen Dankbarkeit und wunderbar müde .Kann man ein neues Jahr richtiger beginnen?
Zu Hause setzten wir uns noch zu einem Aufwärm-Tee in unsere Küche. Fima hatte den kleinen Tisch, bevor ich dies eine Mal vier Tage nach ihm eintraf, gekauft und an einer Schnur wie einen Schlitten hinter sich her durch den Schnee gezogen, eine, wie ich fand, hervorragende Idee. Dabei war ihm eine Plastiktüte voller Einkäufe gerissen und alles hatte sich über den Bürgersteig verteilt. Sogleich kam ein kleiner Junge angerannt und half so schnell und selbstverständlich, brachte sogar eine neue Plastiktüte von seiner Mutter, dass Fima völlig überrascht war. Das gab es also auch im neuen Russland. Solche kleinen Erlebnisse genügten manchmal, um seine Trauer über die vielen alltäglichen Trostlosigkeiten etwas zu lindern: die alten Babuschkas, die in der Metro-Station zwei Würstchen oder ein eben geborenes Kätzchen zum Verkauf boten, die lieblos hingeworfenen schmutzigen Kartoffeln oder das verkrüppelte Gemüse in den Markthallen, die knurrigen Verkäuferinnen in den Läden, bei denen man immer das Gefühl hatte, sich entschuldigen zu müssen, wenn man sie beim Lesen störte, oder die argusäugigen Aufpasserinnen in Museen und in der Oper bzw. Philharmonie, die schon aus weiter Ferne erkannten, dass ich keine Russin war und den doppelten Preis verlangten, obwohl Fima liebenswürdig und höflich, vor allem wahrheitsgemäß versicherte, ich sei seine Frau und hätte als solche Anspruch auf die normalen Preise. Nichts zu machen – nur ein- oder zweimal ist es ihm gelungen.
Da saßen wir also in unserer winzigen Küche, die wir so liebten. Über dem quadratischen Tisch eine kleine Wandlampe, dahinter eine blassgrüne Tapete, die an seine Lieblingsecke in der Bretagne erinnerte. Die wenigen Möbel – wie in der ganzen Wohnung – alle second hand und spottbillig erworben. Aber das Nötigste

war da und wir fanden es gemütlich. Der Teekessel fing an zu summen.
Moshno?
Konjeschno.
Er füllt zum Abschluss noch zwei Gläschen mit Wodka.
Vsjo v‘porjadke?
Absoljutno.
Wir lächeln uns an und fassen uns bei den Händen und lesen in unseren Augen dieselben Worte, ohne dass wir sie sagen müssen.
Dann bricht er das Schweigen: pojechali!.
Wir müssen beide lachen: das war das erste russische Wort, das ich von ihm gelernt habe: Los, trinken wir…

Verloren

Die Böll-Tagung in Moskau, von der wir ja nur nach Leningrad ausgerissen waren und wieder zurück mussten, hat tiefe traumatische Spuren hinterlassen. Und das kam so: es gab eine kleine Gruppe von Teilnehmern, die nicht zu den Vorträgen wollten, unter ihnen ich. Am letzten Tag wurde eine Exkursion für sie organisiert.
Kaum konnte ich Efim Bescheid sagen – tat es aber doch, und schon war er im Saal verschwunden, in der Annahme, wir würden natürlich pünktlich zum Ende der Veranstaltungen zurück sein. So dachte auch ich, aber es kam ganz anders. Es wurde eine Riesen-Tour bis weit außerhalb von Moskau. Ich hatte keinen Pfennig russisches Geld bei mir, Handys gab es noch nicht und Russisch konnte ich auch noch nicht. Als ich zu verstehen begann, dass ich viel viel später, als erwartet heimkehren würde, versuchte ich verzweifelt anzurufen, einen

Stopp einzulegen, das Gorki-Haus zu erreichen oder mit Mitreisenden zu sprechen. In großer Aufregung bat ich mehrere Menschen um Hilfe. Unter ihnen befand sich auch Michel Cadot, der Freund aus Paris, der in Efims Übersetzer-Team mitgearbeitet hatte. Nach der Vertreibung hatte er Efim großzügig an der Sorbonne ohne viel Aufhebens zum zweiten Mal habilitiert. Auf unserer Hochzeit war er mit Christine, seiner charmanten deutschen Frau, ein besonders lieber Gast. Wir sprachen lange miteinander, ich weiß noch genau, über seine Tochter, über seine Liebe zum Russischen, über Literatur. Plötzlich werde ich unruhig, schaue immer wieder auf die Uhr, spüre genau, dass Efim sich Sorgen macht, will aussteigen, irgendwie nach Moskau zurück, mit dem Taxi, mit dem Bus, ganz egal.

Die sollen mir helfen. Ich weiß genau, er sitzt jetzt da und wartet auf mich und hat Angst und stellt sich die schrecklichsten Dinge vor – warten war immer das Schlimmste für ihn, in der Vergangenheit, der mörderischen – alles konnte geschehen – so vielen seiner Freunde war ‚alles', das heißt: das Schlimmste geschehen – Unfälle, Überfälle, Erpressung, Mord, Entführung – alles. Man versucht mich zu beruhigen, Michel ist ganz sicher, dass sich Efim denkt, wo ich bin. Alle geben sich verständnisvoll und verstehen gar nichts. Ich leide Folterqualen, verdamme meine Unbesorgtheit – ich weiß, dass in Efim Entsetzliches vorgeht. Zu allem Unglück ist es der Tag unserer gemeinsamen Abreise und wir werden uns erst um 22 Uhr am Bahnhof wiedersehen. Es ist zum Verrücktwerden.

Als sein Blick am Abend auf mich fällt, sieht er aus wie erloschen. Ich verstehe, dass ich in diesen Stunden, die er immer hoffnungsloser auf mich gewartet hat, wirklich für ihn gestorben bin. Fünf Stunden – so stellt sich heraus - hat er auf einer Bank im Garten des längst geschlossenen Gorki-Hauses gewartet, in zunehmender Düsternis verloren, teilweise freundschaftlich getröstet

von seinem Freund Salomon Apt, dem wunderbaren Thomas-Mann-Übersetzer, der mit ihm ausharrte, der seine Unglücksphantasien zu bremsen suchte, der ihn ablenken wollte und selber immer düsterer wurde, der schließlich auch nicht mehr an eine natürliche Erklärung glauben konnte und irgendwann zu seiner Frau musste, ihn sich selber überlassen musste. Immer wollte ich ihm später dafür danken, aber er starb, bevor ich die Möglichkeit hatte.
Ich sitze im Zug neben Efim und fühle mich grenzenlos schuldig und unschuldig zugleich. Er spricht nicht mit mir, alle Erklärungen prallen an ihm ab, zu tief ist er in Verzweiflung gesunken. Michel versucht mit ihm zu reden, aber ich spüre, dass er mit seiner französischen Nonchalance nicht den richtigen Ton trifft. Es ist, als machte sich das Schicksal über das Pathos seiner Verlustängste lustig. Er hat mich tot geglaubt und meine Lebendigkeit wirkt wie Hohn. Ich verstehe ihn und kann es ihm nicht zeigen. Wer könnte sich einfach auf ein Fest begeben, nachdem ihm in letzter Minute das Todesurteil erlassen wurde? Es dauert länger als diese ganze Nacht, bis wir wieder einigermaßen normal miteinander sprechen können und ich werde jahrelang Angstträume haben, die immer um dieselbe Situation kreisen: wir sind unerwartet räumlich getrennt und ich kann ihm auf keine Weise mitteilen, wo ich bin und wie man mich erreichen kann.
Nach seinem Tod kommt der Traum noch ein einziges Mal. Diesmal bin ich es, die buchstäblich tausend Tode stirbt – erst im Traum, dann nach dem Erwachen. Bis heute.

Ein Text, den ich nach meiner zweiten Leningrad-Reise ins Internet gestellt habe und der heute fast schon ‚historisch' ist (1992), wenn auch nur in Teilen, mag illustrieren, wie die Stimmung in den frühen neunziger Jahren von Außenstehenden wahrgenommen wurde. Vieles hat

sich verändert, aber beileibe nicht alles. Er sollte ein Aufruf zur Hilfe sein.

Notizen aus St. Petersburg

Der Flug von Berlin dauert nur etwa zwei Stunden. Im Petersburger Flughafen Pulkowo wartet mein vorausgereister Mann auf mich, zusammen mit einem der wenigen Verwandten, die ein Auto besitzen. Um mich abzuholen, muss der einen ganzen Tag freinehmen. Mit öffentlichen Verkehrsmitteln würde die Reise zu unserer kleinen Wohnung etwa ebenso lang wie mein Flug dauern, zumal ich viele Gepäckstücke habe, vollgestopft mit Geschenken für Familie und Freunde. Es ist kurz vor Weihnachten. Taxis stehen nicht da. Man sieht sie nie, wenn man sie wirklich braucht, und sie sind in der Regel dreimal teurer als ein beliebig angehaltenes Privat-Auto. Aber das wäre – mit all den Neugier erregenden Paketen – heute zu gefährlich.
Die Landebahn ist diesmal nicht völlig vereist wie noch letztes Jahr. Für den Gepäck-Trolly braucht man 1 Dollar oder 5000 Rubel, die Zollabfertigung geht schnell.
Gegenüber dem vorigen Jahr scheint sich die Zahl der Autos verdoppelt zu haben, aber man kommt immer noch ziemlich gut vorwärts. Es schneit ein wenig, aber die Straßen sind einigermaßen frei. Noch immer sieht man in Abständen am Straßenrand die Wagen mit hochgeklappter Motorhaube, früher ein beliebter Trick bei denen, die jemanden beschatten sollten. Zuhause entdecke ich, dass eine große Plastiktüte fehlt. Sie ist deswegen so wichtig, weil sie unter anderem Medikamente für mehrere Leute enthält. Wir telefonieren, werden weiter verwiesen, landen schließlich bei einer Frauenstimme, die uns den Inhalt der Tüte aufzählen lässt. War auch ein grüner Regenschirm dabei? fragt sie am Ende ebenso naiv wie freundlich. Den habe ich tatsächlich verges-

sen zu erwähnen. Wir finden, als wir sofort hinfahren, den gesamten Inhalt säuberlich in eine größere Plastiktüte gepackt, zusammen mit einer akribischen Aufstellung aller Gegenstände auf schönem weißem Papier. Nach 3 ½ Stunden sind wir zurück – diesmal mit öffentlichen Verkehrsmitteln.

Hat sich etwas in St. Petersburg geändert?

Vieles hat sich geändert: Der Müll, der früher wochenlang bergeweise neben den kaputten, überfüllten und total verrosteten Containern lag, zur Freude der unzähligen Ratten, Hunde, Katzen und Vögel, und nur erträglich, solange alles gefroren ist, wird etwas häufiger abgeholt (aber nicht oft genug; nach zwei Tagen sieht alles wieder genauso aus). Die öffentlichen Transportmittel scheinen häufiger und zuverlässiger zu verkehren. Straßenbahnen fangen seltener an zu brennen, die Metro fällt seltener aus, man weiß nie, warum, aber wir hören später, dass in der Moskauer Metro häufig die Türen nicht ordentlich schließen oder auch Brände ausbrechen. Wenn man jemand um Auskunft fragt, erhält man jetzt ziemlich oft freundliche Antwort – vor wenigen Monaten noch wurde man nur angeknurrt. In der Metro schlafen nicht mehr alle mit erschöpften aggressiven Gesichtern, sondern es wird auffällig viel gelesen, nicht nur Zeitungen, sondern Bücher – zu meinem heimlichen Entzücken sogar noch auf den berühmten, überdimensional langen und tiefen schnellen Rolltreppen. Beim Aussteigen aus Bus oder Bahn bekommt man schon mal eine freundliche Hand gereicht, damit man nicht rutscht. Fremde sprechen mich an, um mich zu hindern, ohne Not meinen Fahrschein zu stempeln. Wo letztes Jahr noch alles im Schneematsch schwamm, sind jetzt Unterführungen, Metros, Straßen und sogar Parkwege geräumt oder wenigstens geglättet. Die zahllosen Kioske, vor Kurzem noch windige Buden, sind fast alle erneuert. Jetzt haben sie Türen und Gitter und man kann sie heizen.

An der nächsten Ecke von uns (Prospekt Maurica Thoreza) gibt es plötzlich einen neuen kleinen Supermarkt, der auch im Westen stehen könnte. Die Waren sind zum Teil noch immer billiger als bei uns, für Einheimische jedoch sehr teuer. Trotzdem wird gekauft. Ringsum stehen Häuser mit mittelständischen kleineren oder größeren Eigentums - oder Mietwohnungen. Ein Auto besitzt fast niemand im Haus.
Die Leute auf der Straße und in der Metro sind besser gekleidet als vor einem Jahr.
Draußen sind dreiundzwanzig Grad minus, wie auch in Deutschland zur Zeit. Gottseidank scheint wenigstens fast jeder in diesem Land eine warme Fellmütze zu haben. Die Zahl der Pelzmäntel und Jacken, der warmen Stiefel und dicken Handschuhe scheint sich zu häufen – aber noch immer stehen in vielen Metrostationen, da, wo es warm ist, alte Frauen in abgerissener Kleidung und in zu dünnen Kopftüchern, die irgendwelche Kleinigkeiten verkaufen, an denen sie bestenfalls ein paar Rubel verdienen können – manchmal in einer ganzen Reihe, mit neugeborenen Hündchen und Kätzchen, immer öfter auch zum Betteln. Sie stehen oft bis Mitternacht – dort, wo auch die Plastikvitrinen mit frischen Blumen zu finden sind, mit brennenden Kerzen darin, damit die Blumen nicht erfrieren. Sie sind wunderschön anzusehen.
In unserem (mittelgroßen) Hochhaus bleibt plötzlich für viele Stunden das Wasser weg. Um die Toilette benutzen zu können, holen wir – wie in Kriegs- und Nachkriegszeiten – viele Eimer Schnee und kippen sie in die Badewanne. Er schmilzt nicht, in der (ferngeheizten) Wohnung sind manchmal nur 12-14 – Grad Celsius (gelegentlich etwas mehr). Man muss also den Schnee auf dem Herd in einem Topf schmelzen, um nachspülen zu können. Ein voller Topf Schnee ergibt aber nur ca. ¼ soviel Wasser, irgendwann haben wir das einmal in Physik gelernt. Bei Freunden ist die Heizung gänzlich

zusammen gebrochen. Beide sind über achtzig Jahre alt. Sie tragen drei bis vier Kleidungsschichten übereinander. Da alles alt und abgewetzt ist, hilft es nicht viel. Auch ein alter Kohleofen wird aktiviert, aber es gibt keine Kohlen.
Stattdessen verbrennen sie Zeitungen, Abfall, Kartons… Beide sind Professoren.
Sogar von beiden Pensionen könnte man nicht leben, darum unterrichtet die Frau noch immer an der Universität. Noch ist das gesetzlich möglich. Mit diesem Ehepaar werden wir Silvester verbringen. Sie bleiben bei uns bis drei Uhr morgens und wandern dann über Schnee und Eis ganz selbstverständlich mit uns zur Haltestelle, wo wir ein Privatauto für sie anhalten und gleich bezahlen. Dann haben sie noch einen langen risikoreichen Weg vor sich – man weiß nie, mit wem man im Auto sitzt, und überall ist es glatt. Es ist üblich, auch noch mitten in der Nacht die Gastgeber anzurufen, wenn man wohlbehalten angekommen ist – zur Beruhigung.
Wir besuchen andere Freunde. Die alte Dame ist fast neunzig, spricht noch immer ein makelloses Deutsch, auch sie hat früher an der Universität unterrichtet. Vor kurzem ist sie mit einer (zu) heißen Wärmflasche auf dem Bauch eingeschlafen und erlitt so schwere Verbrennungen, dass fast eine Transplantation nötig gewesen wäre. Nun liegt sie zuhause und wartet, dass alles von selber wieder heilt. Später erfahren wir am Telefon, dass ein Neffe meines Mannes auf dem Eis schwer gestürzt ist und dringend operiert werden muss. Die Ärzte wollen ihn vier Wochen einfach so liegen lassen – sie haben Weihnachtsferien – es sei denn, man ist bereit zu zahlen. Offiziell ist die medizinische Versorgung kostenlos, noch aus Sowjetzeiten. Aber hier würde durch den Aufschub ein Unglück entstehen. Der Mann ist ohnehin schon Epileptiker, das eine Bein kann er kaum benutzen. Gebrochen ist das gesunde. Es kostet uns 300 Dollar, ihn gleich operieren zu lassen – nicht viel Geld,

aber das ist nur ein Fall, wo Hilfe dringend nottut. Ich habe bereits Medikamente für ihn mitgebracht (und werde das die nächsten 15 Jahre tun); aber es ist auch in Deutschland schwer, Ärzte zu finden, die solche Rezepte aus Menschenfreundlichkeit ausstellen. Zwar bekommt man fast alles in Russland, aber es ist unerschwinglich teuer. Die Frau dieses (arbeitsunfähigen) Neffen hat seit zwei Jahren keinen Lohn ausbezahlt bekommen. Sie arbeitet in einer Fabrik, die früher elektronische Geräte für U-Boote herstellte. Jetzt produziert man dort Piroschki (Teigtaschen, mit Fleisch oder Kohl gefüllt) – eine Metamorphose, die komisch sein könnte, wenn sie nicht soviel Tragik enthielte – jedenfalls sehr russisch. Der Mann bekommt eine winzige Pension, nicht genug, davon zu leben oder zu sterben.

An einem der nächsten Tage gehen wir zu ihm ins Krankenhaus. Es ist ein riesiger Komplex aus weißem Backstein, erst ca. zehn Jahre alt, und soll zu den besseren seiner Art zählen. Bis vor kurzem hatte es noch einen ehrenwerten sozialistischen Namen; jetzt hat man es umgetauft in Heilige Elisabeth-Klinik – wozu, ist nicht ersichtlich. Die Trägerschaft durch die Stadt hat sich nicht geändert. Im Vestibül gibt es eine Garderobe, ich sehe, dass alle Besucher ihre Stiefel ausziehen und in mitgebrachte Hausschuhe schlüpfen, ebenso wie es in den Privatwohnungen üblich ist. Das gefällt mir; es spart viel unnötige Arbeit. Es ist gut geheizt – beinahe zu gut. In der Ecke der Eingangshalle ein kleiner Stand mit bescheidenen Angeboten: Süßigkeiten, Nachthemden, Rasierzeug etc. – ich begreife, dass man sich hier weitgehend selbst mit diesen Dingen versorgen muss.

Überall blättert schon wieder die Farbe ab, auch im Krankenzimmer. Dadurch sieht alles verwahrlost und nicht sehr einladend aus. Im Zimmer unseres Neffen liegen 6 Männer. Fast alle tragen schmutzige, durchweichte Verbände über offenbar riesigen, klaffenden Wunden, notdürftig zugenäht – Folgen von Schlägerei-

en unter Alkoholeinfluss, wie man mir mitteilt. Es gibt kaum Pflegepersonal. Die Betten sind uralt und fast am Zusammenbrechen, die Matratzen extrem dünn, schmutzig und ohne Bezug. Wer keine Bettwäsche, Leibwäsche und Handtücher von zuhause mitbringt, ist übel dran. Das Krankenhaus, so erfahren wir von einem leitenden Angestellten, ist bettelarm. Nicht einmal die primitivsten Medikamente wie Aspirin, Schmerzmittel, Betäubungsmittel etc. sind vorhanden, desgleichen fehlen Verbandszeug, Spritzen usw. Das Essen quälen nur die sich herunter, die keinerlei Besuch haben. Wer keine Verwandten hat, verkommt in Schmutz, Hunger, Einsamkeit und Schmerz. Wenn es dunkel wird, kriechen die Kakerlaken hervor, wandern an die Decke und lassen sich, wie es ihre Gewohnheit ist, auf die Betten herabfallen. Mit Besorgnis registriere ich, dass die meisten Patienten mit offenem Mund in schwerem Tiefschlaf liegen (Ähnliches hat mein Bruder von den Schiffen der deutschen Handelsmarine in den fünfziger Jahren erzählt).

Unser Neffe ist inzwischen operiert, offenbar war er in kompetenten Händen. Aber die riesige, sauber vernähte Wunde ist durch keinen Verband geschützt; an sterilen Verbandsmull und dergl. ist überhaupt nicht zu denken. Er hat starke Schmerzen. Sein Sohn hat ihm eine Vorrichtung am Bett (mit Gewichten) konstruiert, die es ihm erlaubt, sich wenigstens ein wenig aufzurichten. Später wird ein Freund kommen und ihn massieren bzw. physiotherapeutische Übungen mit ihm zu machen. Auf die dabei auftretende Thrombosegefahr hat niemand hingewiesen, Medikamente gegen Blutgerinnung besitzt man nicht. Zufällig werfe ich einen Blick in das (nur zu diesem Zimmer gehörige) Bad: ein offener, mit Abfällen und blutigen Verbänden völlig überfüllter Mülleimer verbreitet Gestank. Weder Klo noch Wasserkasten haben einen Deckel, das Klo leckt. Im Zimmer gibt es ein kleines, total verschmutztes Waschbecken. Ich erinnere

mich, dass ich in den USA jemand kannte, der nach seiner Pensionierung eine Organisation ins Leben rief, die ausgedientes, aber noch gut brauchbares Krankenhausmobiliar, Medikamente und Instrumente sammelt und in verschiedene Entwicklungsländer transportiert – genau das, was man auch hier tun müsste.
Ein anderer Freund, der wegen massiver Herzbeschwerden in einem Militärkrankenhaus (die sind immer besser) lag, ist nach Hause geflohen: Als er wegen starker Schmerzen nachts klingelte, herrschte ihn die lange ausbleibende, voluminöse Pflegerin streng an: Wie alt sind Sie? Auf die Antwort, er sei siebenundsiebzig Jahre alt, wird er barsch belehrt: Seien Sie gefälligst über jeden Tag, den Sie noch leben, glücklich und dankbar! Damit entschwand sie für den Rest der Nacht. Abends bekommen die Patienten in dieser (privilegierten) Klinik oft Beruhigungsmittel gespritzt, damit die Nachtwache (sofern es eine gibt) nicht gestört wird. Das erinnert mich an den alten Schriftsteller, den wir noch am Abend unserer Ankunft anriefen, weil wir von seiner Krankheit wussten und der aufgeregt ins Telefon schrie: Kommen Sie, kommen Sie unbedingt heute noch, wer weiß denn, ob ich morgen noch lebe!
Wir besuchten ihn – selber noch todmüde von der Anreise – nachts um 22 Uhr, im fünften Stock eines uralten Gebäudes, dessen Treppenhaus in pechschwarzes Dunkel getaucht war und dessen winziger Fahrstuhl in jedem Stockwerk lange überlegte, ob er weiterfahren sollte. Es wurde ein sehr russischer Abend, mit Lachen und Wodka und tausend Geschichten. Als wir schließlich gingen und von seiner reizenden Frau, einer alten Tänzerin, zur Tür gebracht wurden, rief er uns durch drei Zimmer hinterher: Elke Wilmowna, kommen Sie wieder, ich liebe Sie! Wenig später ist er gestorben, ich glaube, das Wasser in seinen Beinen stieg immer schneller bis zum Herzen. Das war der Schriftsteller Israil Metter.

Wenige Tage später der schrecklichste Anruf bei diesem Russlandbesuch: Was ist los, fragt mein Mann einen alten Bekannten am Telefon. Deine Stimme klingt so sonderbar. Darauf dieser: Es ist etwas ganz Schreckliches geschehen. Bei der Mutter meines Freundes wurde eingebrochen, als sie allein zuhause war; der Sohn fand sie bei seiner Heimkunft erschlagen. Er ist Physiker und gerade für ein paar Wochen aus Amerika zu Besuch. Mein Mann fragt: Kenne ich ihn? Nein, du wirst ihn nicht kennen, es ist X... Mein Mann kennt die Familie seit langer Zeit.

Die Horrormeldung erreicht uns zu einem Zeitpunkt, an dem ich gerade angefangen habe, mich etwas weniger als sonst zu fürchten, seltener im Dunkeln auf der Straße mich umzusehen und auch ohne Taschenlampe in finstere Flure zu gehen, wenn wir andere besuchen. Fast alle Hausflure sind dunkel und riechen nach Pissoir. Meistens liegen Abfälle herum. Wenn ein anderer Mensch auftaucht, entsteht Spannung, manchmal auch Angst, jedenfalls aber Misstrauen und Vorsicht. In die engen Fahrstühle steigt man tunlichst nicht mit Fremden – vor einem Jahr gab es plötzlich zahllose Überfälle und Vergewaltigungen in Fahrstühlen – es brach aus wie eine Mode, wie eine Epidemie. Da alles ganz schnell gehen muss, beherrscht eine schwer vorstellbare Brutalität die Szene. Wer sich wehrt, wird offenbar sofort zum Schweigen gebracht. Der uns entfernt bekannte Leiter einer Versicherungsagentur wurde unlängst von Unbekannten überfallen und halbtot geschlagen. Wenig später lauerte man seiner Lebensgefährtin auf und warf sie in einem Hausflur gewaltsam wie ein lebloses Paket zwischen vier Männern lange hin und her – fast bis zur Bewusstlosigkeit. Beide haben jetzt Leibwächter und wechseln öfter die Wohnung.

Ihrer beider Tochter hatte gerade einen rätselhaften Unfall (ein Auto fuhr sie an), bei dem sie eine schwere Gehirnerschütterung erlitt. Zufall? Absicht? Die breiten

Straßen in Petersburg zu überqueren, ist lebensgefährlich. Nie habe ich von so vielen Verkehrstoten gehört wie im direkten Umkreis der Peterburger Bekannten und Freunde. Trotz Eis und Schnee fährt man gemeinhin so schnell, dass man gar nicht rechtzeitig bremsen könnte, selbst wenn man es wollte. Aber – so scheint es – man will überhaupt nicht. Ein kräftiger Mann rennt vor meinen Augen in der Metro eine Frau, die dort saubermacht, in der Eile rücksichtslos über den Haufen. Gott sei Dank wehrt sie sich wütend, hält ihn fest, beschimpft ihn. Vorübergehende ermahnen sie, nicht etwa ihn zur Mäßigung. Er rennt weiter, entschuldigt sich nicht einmal.

Zuhause klingelt es, mein Mann öffnet arglos, bevor ich es verhindern kann (die meisten öffnen nur, wenn sie die Stimmen draußen erkennen). Da stehen zwei Zeugen Jehovas, ein Mann und eine Frau, und fangen ihren üblichen Sermon an. Sind sie wirklich Zeugen Jehovas? Oder ziehen sie sich nur zurück, weil ich an die Tür komme, um zu zeigen, dass wir (mindestens) zu zweit sind? Später kommt ein Klempner, den wir bestellt haben, und repariert das ganze Bad an einem Tag – noch heute eine Unmöglichkeit im Westen! Ich bin nicht da, und mein Mann, der einen anderen Termin hat, lässt ihn allein in der Wohnung. Für diesen Leichtsinn wird er von Freunden sehr gescholten, aber alles ist in Ordnung, als er nach Hause kommt, und die Rechnung beschämend klein. Ebenso geht es bald darauf mit einer Reparatur des alten Schwarz-Weiß-Fernsehers. Wer hat Recht? Erst zuhause in Potsdam entdecken wir, dass zumindest die Aktentasche meines Mannes sorgfältig durchsucht wurde. Natürlich hatten wir alles Geld mitgenommen.

Es scheint müßig und reizt doch immer wieder, wenigstens ein paar Worte über die unerhörte Schönheit dieser Stadt zu verlieren. Wenn alles weiß ist von frischem Schnee, dazu die Gebäude meist in strahlendem Gelb,

wenn die Newa zugefroren ist und die Eisschollen sich auf ihr türmen oder träge vorbei gleiten, wenn ein eisig klarer Mond am Himmel steht und die Wege so erhellt, dass man sich sogar nachts durch die Parks traut, und wenn die Birken aus dem Schnee wachsen, als seien sie ein Teil von ihm – dann will man es einfach nicht glauben, wie viel Armut hier weiterhin herrscht, wie viel gelitten und getötet wird und wie verzweifelt die Menschen gegen das wirtschaftliche und politische Chaos kämpfen – schließlich: wie radikal und gespenstisch sich die Stadt von den letzten (?)- von Stalin und seinen Nachfolgern nicht ermordeten Intellektuellen leert (zu schweigen von denen, die von den Deutschen ausgehungert wurden). Sogar ganz Alte wandern noch aus, wenn sie die Möglichkeit haben. Innerhalb von vierzehn Tagen hören wir von drei ganzen Familien aus dem Bekanntenkreis, die nach England, Deutschland oder Amerika verschwinden.

Im Russischen Museum spricht uns eine Saalwächterin an. Es stellt sich heraus, dass sie vor mehr als zwanzig Jahren die Vorlesungen meines (bald darauf zur Ausreise gezwungenen) Mannes am Herzen-Institut gehört und danach die meisten seiner Bücher gelesen hat. So wie mit ihr ergeht es uns an zahllosen Orten: in der Metro, in der Garderobe, im Park, auf einer Rolltreppe, im Konzert, auf dem Markt – noch immer scheint die legendäre russische Intelligenzia wie eine große (aber zunehmend kleiner werdende) Familie zu sein, in Petersburg mehr als in Moskau. Man kennt sich aus alten Tagen, hört von Veränderungen in Arbeit und Familie, nimmt irgendwie Anteil aneinander – keineswegs immer mit Sympathie, aber doch mit einem gewissen Interesse – das Buschtelefon funktioniert, selbst wenn alles andere zusammenbricht.

Wieder sind wir bei Freunden, dem Ehepaar Granin; sie geben die russische Ausgabe von *Lettres International* heraus. Die Mäzenatengelder des bekannten Wohltäters

der russischen Intellektuellen, Soros, sind plötzlich umverteilt worden, so dass die Zeitschrift, die international zu den anspruchsvollsten gehört, einstweilen nicht erscheinen kann. Es gibt noch ein anderes Unglück: Eine fünfundfünfzigjährige Mitarbeiterin wurde vor kurzem im vierten Stock eines schönen Hauses, demselben, in dem der unlängst in Amerika verstorbene Lyriker und Nobelpreisträger Jossif Brodskij früher wohnte, vergewaltigt und umgebracht. Mit Mühe hindere ich unsere Gastgeberin, von zwei weiteren Morden in Hausfluren zu erzählen. Auf dem Heimweg schaue ich mich wieder alle paar Schritte um, halte in der Straßenbahn den Mund, besonders vor dem Aussteigen, um mich nicht als Ausländerin zu outen, und bin erleichtert, wenn sich die doppelte Stahltür unserer Wohnung hinter uns schließt. Wohnungen haben in der Regel nur eine Nummer, kein Namensschild. Ins Haus kommt man nur mit Code oder mit dem Schlüssel bzw. elektrischem Türöffner, ähnlich wie in Paris. Wenn man Glück hat, funktioniert sogar die Rufanlage. Unsere ist kaputt und die Haustür lässt sich seit einigen Tagen nicht schließen – ein nagendes Unbehagen.

Am Neujahrsabend sind wir kurzfristig und überraschend bei einem Ehepaar eingeladen, das mein Mann noch von der Universität her kennt. Auch ich habe beide vor Jahr und Tag auf einer Konferenz in Österreich kennen gelernt. Damals tranken wir um Mitternacht auf unseren Hotelbetten sitzend Wodka – es war das erste Wiedersehen nach der Perestroika. Jetzt begeben wir uns zu ihnen in den schönsten Teil Petersburgs, die Fontanka, d.h. die Gegend unweit des Palastplatzes, in der Nähe des Puschkinhauses. Die Architektur ist hier von überwältigender Harmonie, die Nachtbeleuchtung und der Schnee tun ein Übriges; es sind kaum Menschen auf der Straße, der Kanal ist zugefroren. Das Kulissenhafte, im schönsten Sinn Theatralische dieser unerhört homogenen magischen Stadtlandschaft tritt im Dunkeln noch

stärker zutage. Es ist Welttheater edelster Provenienz, und nirgends scheinen Äußerungen über Armut und Verbrechen absurder als gerade hier.

Die Haustür des gediegenen, zurückhaltenden, alten, sorgfältig renovierten Stadtpalais lässt sich nicht öffnen – eine Klingel gibt es auch nicht, aber plötzlich tut sie sich von selber auf (offenbar gibt es Kameras). Ein bewaffneter Wächter lässt uns ein und fragt mit strenger Miene nach dem Namen unserer Gastgeber. Als er den Namen hört, wird er noch unliebenswürdiger, verlangt unsere Pässe und greift zum Telefon. Spätestens hier wird uns klar, dass wir uns auf wirklich gefährlichem Terrain bewegen. Doch unser Gastgeber beruhigt ihn und wir dürfen zum Fahrstuhl. Wir sind bei Sobtschak, dem vor kurzem abgewählten Oberbürgermeister der Stadt. Von Haus aus ist er Jurist und Politikwissenschaftler, jetzt Professor an der Universität von St. Petersburg. Seine politischen Verhältnisse sind für uns undurchsichtig und wir vermeiden das Thema, wissen nur, dass es ungute Kampagnen und Gegenkampagnen gegeben hat. Er führt uns in die Küche – alles andere wird gerade renoviert – und seine Frau versorgt uns mit Sakuska, den notorisch köstlichen russischen, salzigen oder sauren Leckereien zum Wodka. Das Gespräch verläuft in einer unverstellten, direkten und eigentlich offenen Atmosphäre. Auf unsere Frage, ob er eine Lösung für die katastrophale Wirtschaftsmisere habe, ist seine Antwort:

Das wichtigste wäre die Reduktion der ungeheuer hohen Zahl der (ohnehin hungernden) Streitkräfte und die Neubelebung der heimischen Produktion (fast alles, was in den Supermärkten zu kaufen ist, wird aus anderen Ländern und Erdteilen importiert).

Gegen das Ehepaar hat sich in den letzten beiden Jahren nach anfänglicher Euphorie Kritik im Hinblick auf kostspielige Reisen (immer zu zweit) und persönliche Bereicherung erhoben, die wir in ihrer Berechtigung nicht

einschätzen können. Auf dem Heimweg sind wir uns jedoch einig, dass die Pracht und der Luxus, die bereits in der riesigen Küche herrschen, nicht unbedingt auf die angemessene Zurückhaltung beim Geldausgeben in einem – trotz seines potentiellen Reichtums – so jämmerlich verarmten, heruntergekommenen Land schließen lassen.

Am Neujahrstag machen wir bei herrlichstem Sonnenschein einen langen Spaziergang im nahen Park, der in einen riesigen Wald übergeht. Überall Menschen auf Skiern, manchmal noch ganz alten Modellen aus Holz. Ich suche eine ganz bestimmte Stelle, mitten im dichten Baum bestand, die ich vor genau einem Jahr entdeckt habe. Und wirklich: sie sitzen noch da, als hätten sie sich seit 12 Monaten nicht vom Fleck gerührt; eine Gruppe von ca. zwanzig Männern, deren gedämpfte, heitere Stimmen schon von Weitem vernehmbar sind. Bei 26 Grad minus (letztes Jahr waren es fast dreißig) sitzen sie im Schnee und spielen Schach. Nirgends in dieser Stadt habe ich solche Zufriedenheit und gute Laune gesehen. Wieder werden wir eingeladen mitzuspielen, bekommen Wodka angeboten. Zurück am Parkeingang erkundige ich mich nach Langlaufskiern. Man kann sie bekommen (sogar leihen), aber ohne Bindung und ohne Schuhe. Wo man dies notwendige Zubehör auftreibt, ist schleierhaft. Ich beschließe, aus Deutschland ein Paar mitzubringen – nächstes Jahr.

Aber wer weiß, ob es dieses nächste Jahr geben wird. Inzwischen liegt auf der Hand, dass Jelzin das Ende des laufenden Jahres nicht mehr als Präsident erleben wird. Was danach kommt, ist noch ungewiss, gewiss scheint nur das Chaos. Zugleich verschärfen sich mit ungeheurer Rasanz die von der freien Marktwirtschaft erzeugten Gegensätze. Ein ziemlich bekannter und viel gelesener Autor erzählt uns, dass er – um existieren zu können – nebenher in einem Restaurant arbeitet, in dem nur die Neuen Russen verkehren – Leute, die für ein Dinner

mühelos eintausend Dollar hinblättern. Als er einmal völlig erschöpft um ein Glas Tee bittet, bedeutet man ihm, das müsse er gefälligst kaufen.
Wünschte der Präsident noch vor einem Jahr in seiner Neujahrsansprache, dass es auch den Tschetschenen wieder gut gehen möge (was ihn nicht daran hinderte, sie weiter gnadenlos bombardieren zu lassen), so bedürfen seine eigenen Landsleute solcher Wünsche bzw. Hilfe mindestens ebenso dringlich. Die Zeit ist aus den Fugen: Zuhause in Potsdam erreichen mich in den folgenden zwei bis drei Wochen drei Nachrichten, deren Irrationalität – besonders im Spiegel des hier Skizzierten – nur noch stumm machen kann:
1. Vor kurzem wurde in Moskau die fünfundsechzigjährige Schwiegertochter von Karl Liebknecht umgebracht – man wollte sich in den Besitz ihrer kleinen Wohnung bringen.
2. Es wird davon gesprochen, dass RASPUTIN heilig gesprochen werden soll, ebenso wie unlängst Zar Nikolaus II. (derselbe, der das hungernde, protestierende Volk zusammenschießen ließ).
3. In einer Kreml-Kirche in Moskau wurde vor wenigen Tagen ein entfernter Verwandter des Hauses Romanow in kleinerem Kreis zum Zaren Nikolaus III. gekrönt – mit Plastikszepter und Talmi-Kopfputz, den historischen Insignien nachgeahmt – die siebte Zarenkrönung in den letzten 6 Jahren. (Der nächste Romanow-Sprössling, ca. sechzehn Jahre alt, ist bereits in Moskau angekommen, für alle Fälle). Offenbar gibt es im westlichen Ausland noch immer so unermesslich reiche heimliche bzw. offenkundige Monarchisten, dass jeder falsche oder richtige Dimitri unterstützt wird, in der Hoffnung, daran irgendwann - irgendwie partizipieren zu können – ungeachtet dessen, wie viel Blut an dieser Vergangenheit klebt oder ihretwegen vielleicht noch vergossen wird.
Armes, reiches Russland!

Epilog

Im Internet hatte ich diesen Artikel mit einem Aufruf zur Hilfe geendet und meine Adresse angegeben.
Lange Zeit geschah nichts. Dann plötzlich schrieb mir eine pharmazeutische Firma und bot mir Medikamente im Wert von fünftausend Dollar an. Das war eine Riesensumme. Schon bald erreichten mich mehrere große Pakete mit den wichtigsten Arzneimitteln für häufige Krankheiten: Schmerzmittel, Herzmittel, Prostata-Mittel, Blutdruckmittel und was dergleichen mehr ist. Zu meiner großen Freude waren sie auch alle noch gültig – obwohl – nach ärztlicher Auskunft – in den meisten Fällen die Fristen überzogen werden dürfen.
Die nächste Reise nach Petersburg musste Efim leider allein unternehmen, weil ich in Potsdam inzwischen Institutsdirektorin an meiner Universität und – wie in Oregon – wegen mannigfacher Verwaltungsaufgaben nicht abkömmlich war. Ich packte die ganze Ladung Medizin in drei riesige Koffer (mit der Post wäre vermutlich alles gestohlen worden) und brachte ihn mit Herzklopfen zum Flughafen. Wie es ihm gelungen ist, das alles ohne große Zollkosten in unsere Petersburger Wohnung zu schaffen, ist mir rätselhaft, ich weiß nur, dass ein befreundeter Russe zufällig mit ihm flog und einen der drei Koffer für seinen eigenen ausgab. Wir hatten den Plan, dass ein Verwandter Efims die Sachen quasi als Geschenk in das oben beschriebene Krankenhaus bringen sollte, zum Nutzen aller Patienten. So würde sein Neffe Grischa, der immer wieder krank sein würde, vielleicht sorgfältiger behandelt.
Welche naive Illusion! Der leitende Arzt, mit dem wir beide gesprochen hatten, versprach das Blaue vom Himmel herunter und hielt nichts. Er nahm die kostbaren Medikamente in seine Obhut, bestätigte sogar unserem Verwandten den Empfang. Aber als er bei Grischas

nächstem Kranken-Aufenthalt daran erinnert wurde, wusste er von gar nichts mehr. Ohne Zweifel hat er die Medikamente an zahlungskräftige Patienten weiter verkauft und sich eine goldene Nase daran verdient – eine Ohrfeige für unseren Idealismus und eine harte Lehre! Dasselbe passiert auf internationaler Ebene nur allzu häufig in den Entwicklungsländern.

Der Schnee folgt uns sogar in die Bretagne. Wer könnte behaupten, er habe den Mont Saint Michel je im Schnee gesehen? Natürlich gibt es diese Hochglanzfotos, auf denen das umgebende Watt wie die sibirische Steppe erscheint, aber ich kenne niemand, der es wirklich selbst gesehen hätte, so wenig, wie man gesehen hat, dass der Berg wirklich im Wasser liegt. Hier ein Geheimtipp aus langjähriger Erfahrung:
Der beste Tag, diesen Touristen-Magneten zu besuchen, ist der letzte Tag im Jahr – ob es sich mit der Wartburg vielleicht ähnlich verhält? In den frühen neunziger Jahren haben wir öfter Weihnachten und Neujahr in der Bretagne verbracht – teils mit Gästen, teils ohne. Es gibt sie tatsächlich: diese verödeten Parkplätze, auf denen sonst hunderte Busse halten und ihre lärmende Menschenladung ausspucken. Es gibt diesen winterklaren Himmel über den vereinsamten kleinen Gässchen, und es gibt die kalte transparente Luft um null Grad herum, aus der plötzlich vereinzelt Schneeflocken herab wirbeln, *als welkten in den Himmeln ferne Gärten* – wie es bei Rilke heißt. In den Kirchen hallen unsere Schritte, wir sind allein mit uns und dem lieben Gott, an dessen Existenz wir nicht zweifelsfrei glauben und der uns dennoch großen Respekt abnötigt, weil er die Menschen dazu gebracht hat, diese architektonischen Wunderwerke zu errichten, tausend Jahre alt und unverändert erhaben. Wer ganz oben aus den gotischen Fenstern sieht, mag schon glauben, dass die Menschen, sogar tausende

von Kindern, zwischen dem zehnten und zwölften Jahrhundert auszogen, um dem heiligen Michael, der noch immer von der Spitze golden hernieder strahlt, zu helfen, das heilige Grab in Jerusalem von den Ungläubigen zu befreien. Hier haben sie sich gesammelt, die Pilgerkarawanen aus Deutschland und Frankreich, um ans Mittelmeer zu gelangen. Hier verschmelzen Legende und Geschichte zu einem atmosphärisch bunten Mantel von Inbrunst und Fanatismus, von Abenteuerlust und Kriegsgeschrei und einer tiefen Ergriffenheit vor dem Wunder des Glaubens. Es ist ein unerhörtes Privileg, den ganzen Berg für sich allein zu haben, und eine unvergessliche Erfahrung. Nur so fangen die steinernen Figuren an zu sprechen, nur so füllen sich die ritterlichen Banketthallen mit den überdimensionalen Kaminen, in denen man halbe Ochsen braten konnte, mit Lärm und Leben und dem Geklirr der Becher. Weltliches und Sakrales fließen zusammen im heißen Begehren, aus der Alltäglichkeit heraus zu treten und alle Grenzen zu überschreiten – sei es auch die des Todes.

Jedes Mal, wenn wir in dieser Einsamkeit dort sind, nahen sie sich wieder, die schwankenden Gestalten der Vergangenheit, auch die der wenigen Unglücklichen, die nach Jahren und Jahrzehnten elend und krank von Kreuzzügen zurückgekehrt sind und vergeblich vom Papst ihres Eides auf das Kreuz entbunden werden wollten. Der schlaue Kirchenfürst entließ sie nicht, im Gegenteil: sie wurden verlacht und beschimpft. Hatten sie diesmal keinen Erfolg gehabt, mussten sie dennoch auch beim nächsten Kreuzzug seinem Ruf folgen, da kannte er keine Gnade. Wer sich einmal mit der Geschichte dieses Ortes befasst hat, wird immer wieder von ihr angerührt werden, wenn er die unzähligen Stufen zum obersten Heiligtum ersteigt, so wie vor tausend Jahren die Kreuzfahrer – vielleicht sogar auf Knien – himmelwärts geklettert sind, um Gott näher zu sein. *Deus lo vult* – so hieß der Schlachtruf des Papstes. *Gott will es*.

Wenn er nur wüsste, der liebe Gott, was er angeblich alles gewollt haben soll.

Weihnachten in der Bretagne

Das erste Mal sind wir allein und wollen es auch nicht anders. Orte haben ihre eigenen Gesetze, und dieser Ort in der Bretagne, der Efims Herzen so nah ist, muss erst behutsam daran gewöhnt werden, auch in der kalten Jahreszeit warm und behaglich zu sein. Ich kann es kaum glauben, aber bislang haben die Etkinds noch nie Weihnachten und Neujahr dort verlebt. Natürlich gefällt es mir auch, dass hier noch etwas Neues geschaffen werden kann, etwas, das uns alleine gehört und wo ich mich nicht – respektvoll – nach den bisherigen familiären Gepflogenheiten richten muss. Als erstes kümmere ich mich um den riesigen Kamin, den sie meines Wissens kaum oder nie in Gang gesetzt haben, obwohl er in Ordnung zu sein scheint. Der Schornsteinfeger muss kommen, den Efeu außen und innen beseitigen, den Abzug reinigen. Ich weiß, wie leicht ein Kaminbrand entstehen kann, wenn der alte Ruß oben hängen bleibt. Das Bauernhaus im Münsterland, in dem ich mit meiner Tochter zehn Jahre lang gelebt habe, ist auf diese Weise abgebrannt, kaum, dass wir es unseren Nachmietern überlassen hatten. Dann muss ich verstehen lernen, dass alle anderen Holzöfen im Haus kalt sein müssen, wenn der Kamin angezündet werden soll, sonst behindern sie sich gegenseitig. Sodann müssen wir Holz finden – der alte Schreiner, der auch die Wandregale anfertigt, verrät uns eine sichere Quelle.
Und dann kommt der große Regen, der gelegentlich den bretonischen Winter kennzeichnet, aber eben nicht immer. Er enthüllt einen weiteren Mangel: die Einfahrt zu den beiden Häusern mit ihrem kargen Grasbewuchs wird zu einer wahren Schlammgrube. Wir fragen die

Richards, unsere Nachbarn vom nächsten Hof in zwei km Entfernung, und bekommen eine gute Adresse für preiswerten Kies genannt. Was für eine Pracht, als er geliefert wird und wir ihn in mühevoller Arbeit gemeinsam mit Schaufeln an den richtigen Stellen verteilt haben. (Später werden wir begreifen, dass man das alle paar Jahre erneuern muss, weil alles in der Erde versinkt). Dann das Holz, ein ganzer Kubikmeter wird vom Wagen gekippt – unter dem großen offenen Dach des Schuppens müssen wir ihn selber stapeln, eine mehrstündige Arbeit. Wieder entdecken wir eine Gemeinsamkeit: Da wir beide vornehmlich mit dem Kopf arbeiten, ist uns jede Gelegenheit recht, uns auch körperlich zu betätigen. Ich habe schon beim ersten Mal bemerkt, wie gesammelt und still vergnügt Efim – kaum dass wir ankommen – zu reparieren und zu handwerkeln beginnt, wo immer er die Notwendigkeit oder auch einen spielerischen Ansatz sieht. Nun kann er sich auch noch auf den Sägebock stürzen, die Riesenblöcke zerkleinern oder mit der Axt spalten. Meine Besorgnisse, dass die ungewohnte Arbeit auch Gefahren birgt, schwinden schnell. Es ist schön zu sehen, wie achtsam und ohne jede Hast er mit allen Geräten umgeht, wie er jedem Ding seine eigene Aura lässt und weder Mensch, noch Tier, noch Ding seinen Willen aufzwingt. Im Gegenteil: es ist fast, als frage er heimlich um Erlaubnis, ob er das tun darf, was er tun will. Ich verstehe und bin beruhigt: Er wird sich nicht verletzen und alle werden ihn beschützen, weil auch er nie jemand verletzen will. Und tatsächlich ist nie etwas passiert, außer der erwähnten Stichflamme aus dem Gasofen, als ihn sein Hund – aber auch sein eigener immenser Mut - vor einer Explosion des Hauses bewahrte.

Schließlich hat sich Efim auch an den Weihnachtsbaum gewöhnt, den ich bei unserem ersten gemeinsamen Weihnachten in Dresden noch so schmerzlich vermisst habe. All die Jahre, die wir gemeinsam gefeiert haben,

egal ob in Russland, der Bretagne oder in Deutschland, hat er ihn eigenhändig besorgt und wir haben daran gehängt, was wir gerade gefunden haben, alte Spielsachen meiner Kinder, Bänder, Strohsterne, Schokoladenkringel, Äpfel – und natürlich richtige Kerzen, wie in meiner Kindheit und wie ich es auch in Amerika hielt. In Amerika konnte man sich allerdings nicht vorstellen, wie wohlerzogen wir damals waren, verglichen mit heutigen Kindern. Meine Kindheit – und ich war die jüngste – fiel ja in die vierziger und frühen fünfziger Jahre, eine Zeit, in der im besten Falle eine sozusagen aufgeklärt autoritäre Erziehung üblich war. Gegen gewisse Gebote wurde nicht revoltiert, andere lernte man zu umgehen – aber erst später. Die Weihnachtsrituale liebten wir alle sehr und wollten nichts riskieren. Noch heute höre ich das Knistern der Kerzen, während mein Onkel die Weihnachtsgeschichte aus dem Lukas-Evangelium vorlas; ich sehe wieder unsere verstohlenen Blicke über die mit Leintüchern verdeckten bescheidenen Geschenke gleiten und erinnere die schöne gottlose Selbstverständlichkeit, mit der wir die damals schon alten Weihnachtslieder sangen, oft mehrstimmig, obwohl niemand in der Familie in die Kirche ging oder gläubig war, oder mit der wir dem Musizieren der Geschwister lauschten, die schon Cello-, Geigen, oder Klavierunterricht hatten. Was uns verband, war das Glück der Musik, zweckfrei und ohne besonderen Ehrgeiz, aber mit Leidenschaft – eine Erfahrung, die unser aller Leben geprägt hat. Einer von uns ist dann tatsächlich Philharmoniker geworden. Ein Leben ohne Musik kann sich keiner von uns vorstellen. Was mich selber angeht, so habe ich mit meiner Mutter und meinem (später philharmonischen) Bruder in ein bzw. zwei Chören gesungen und bei vielen Konzerten im In- und Ausland von Paris bis Palermo mitgewirkt, sei es in herrlichen Kathedralen oder prachtvollen Konzertsälen. Ohne die ästhetische Lust und das pädagogische Geschick

meiner Mutter, die von frühesten Jahren an mit uns allen musizierte und selbst erstaunlich gut Klavier spielte, wäre das alles nicht denkbar gewesen. Daher meine Verwunderung, dass Efim – obwohl seine Mutter Sängerin war – so unerfahren mit Musik war und glaubte, nichts davon zu verstehen.

Ein oder zwei Jahre darauf sind wir wieder in der Bretagne, diesmal mit der Familie meiner Tochter zu Gast. Jetzt hat mein Schwiegersohn die Schaufel in der Hand, um den Kies in der Einfahrt zu verteilen, meine Tochter schmückt den Baum und ich hütet ihre zweijährige Tochter Dina, die entzückt auf Snouka, die Hundedame, losstürzt und erst lernen muss, deren Empfindlichkeiten zu respektieren. Aber dann entdeckt sie die Treppe, die vom Kaminzimmer nach oben führte, und es gibt kein Halten mehr: wohl an die hundert mal muss sie ausprobieren, ob sie schon allein rauf und runter kann, und mit großer Geduld wechseln wir uns darin ab, als unsichtbare Engel hinter ihr zu stehen und sie vor dem Absturz zu bewahren, ohne sie dabei in ihrer lustvoll erfahrenen Selbständigkeit zu behindern. Ich sehe noch Efims glückliches Lachen, dass endlich wieder Kinder- und Familientrubel um ihn ist. Meine Enkel haben ihn seitdem immer mit voller Überzeugung als ihren Großpapa bezeichnet und sein Bild über ihre Betten gehängt. Sie spürten sofort, dass Kinder für ihn große Wunderwerke waren, die es mehr zu behüten und zu lieben, als zu erziehen galt. Es war mir manchmal so, als würde er damit an anderen wieder gut machen wollen, was in seiner eigenen Kindheit versäumt worden war. Kein Kind, das ihn nicht geliebt hätte und diese Achtung und Zuwendung nicht mit Zärtlichkeit vergolten hätte.

Als der nächstliebste Gast zu Weihnachten bzw. zwischen den Jahren erwies sich – neben meiner Familie in dieser oder jener Besetzung, wie es gerade kam, Gidon Kremer . Wir haben uns in Lockenhaus (Österreich) bei seinem Festival (ohne Efim), in Paris, in Potsdam und

Berlin gesehen, aber am vertrautesten war es in der Bretagne, an einem dieser milchigen, lichtgrauen Tage, die alles zum Glänzen bringen, weil sie selber nicht glänzen. Zwischen den beiden Männern entspann sich eine zarte Freundschaft, die sich ebenso aus Neugier auf den anderen wie aus gegenseitiger Bewunderung speiste. Da war viel Verbindendes: die gemeinsame Herkunft, ein reicher Fundus von ähnlichen sowjetischen Erfahrungen, das Erleben des Exils und die Wiedererschaffung der (eigenen) Welt unter fremden schwierigen Bedingungen. Auch die Liebe zu Deutschland. Am Ende dieses Besuchs stand der Entschluss einer gemeinsamen schriftstellerischen Arbeit – und alles unter den brennenden Lichtern des Weihnachtsbaums, wie ihn auch Gidon, seit damals ein treuer Freund, von seiner baltendeutschen Mutter kannte. Seine Bescheidenheit, seine außerordentliche Kultiviertheit, seine Lachlust und seine Gewohnheit, keinerlei Aufhebens von sich zu machen und sich in den einfachsten Verhältnissen zurecht zu finden, haben uns beide damals ebenso tief beeindruckt wie seine unmittelbare Herzlichkeit und Wärme, verbunden mit der bedingungslosen pflichtbewussten, kenntnisreichen und spielerischen Leidenschaft für die Musik. Bis heute ist er der treue Freund geblieben.

Wie kann ich diesen letzten Satz schreiben, ohne seines größten Liebesbeweises wieder und wieder zu gedenken: zwei Tage vor der Potsdamer Trauerfeier für Efim, viele Jahre später (1999), rief ich in Paris bei Gidon an, ohne zu wissen, ob er überhaupt da ist. Normalerweise tauchte er nur zweimal im Jahr dort auf und blieb ganz kurz.

Darum war es wie ein Wunder, dass er sich sofort am Telefon meldete. Er wusste schon Bescheid. Selbst am Telefon konnte ich hören, wie tief seine eigene Trauer war. So bescheiden wie möglich versuchte ich mein Anliegen loszuwerden: ob er vielleicht bei der Trauer-

feier spielen könne – wohl wissend, dass er das ganze Jahr über fast jeden Abend in einer anderen Stadt rund um den Globus auftritt und dass es fast undenkbar ist. Niemand anderen hätte ich das zu fragen gewagt. Und er war aufrichtig wie immer:

Ich möchte es unbedingt tun, aber ich weiß nicht, ob ich es schaffe. Rechne nicht damit, denn am nächsten Abend habe ich ein Konzert in Paris. Aber ich tue, was ich kann. Wenn es gelingt, werde ich ohne alle Begleitung spielen. Vielleicht kannst Du dem Organisten Bescheid sagen.

Mit seinem feinen Taktgefühl sah er selbst in dieser Situation voraus, dass der zur Kirche gehörende Organist gekränkt sein könnte und suchte das zu verhindern.

Und dann war er tatsächlich da, wenige Minuten vor Beginn der Feier. Gerade genug Zeit, ihn zu umarmen, ihm zu danken und zu hören, dass er gleich anschließend zurück fliegen müsse, für den Transport zum Flughafen habe er schon gesorgt. Als er zu spielen beginnt, geht eine unwillkürliche Bewegung durch den Raum. Niemand weiß, wer das ist, der da oben auf der Empore steht, ich habe kein Wort verlauten lassen, wie Gidon es wollte. Es ist sein eigener Liebes-Abschiedsdienst, den er da hält, für einen Menschen, den er erst spät gefunden hat und in dessen Güte und liebender Teilnahme an all seinen Bewandtnissen er sich so eingehüllt fühlte, als wäre er sein eigener Sohn. Sein Schmerz und seine Liebe schwingen in jedem Ton. Viele Köpfe drehen sich verstohlen zur Empore, aber niemand kann sehen oder glauben, dass einer der besten Geiger der Welt in dieser kleinen Kapelle in Potsdam steht. Allein die Musik spricht es aus und mir ist, als hätten es alle Anwesenden verstanden.

Und was er überhaupt spielt – wer kennt Ende 1999 den argentinischen Komponisten Astor Piazzolla? Und wenn ihn einer kennt: wer würde wagen, den damals vor allem (und einseitig) für seine Tango-Musik berühmt

Gewordenen bei einer Trauerfeier zu spielen? Gidon kann es und Gidon wagt es. Das Stück aus der Sammlung *Tracing Astor* verströmt eine unendliche Einsamkeit, Verlorenheit, Klage – und zugleich Gewissheit, dass dies nicht das Letzte ist – ich muss wieder an Orpheus denken und an die Tiere und Steine, die er zum Weinen bringt. Auch hier in der Kapelle sitzen einige Versteinerte – nur der Himmel weiß, ob die Töne sie erreicht haben. Unaussprechlich mein Dank an Gidon. Ich werde nicht aufhören zu glauben, dass Efim ihn spielen gehört hat, mit dem ihm eigenen verwunderten, ungläubigen Lächeln darüber, dass man seinetwegen das Unmögliche wahr gemacht hat. Er hat nicht an den Tod und nicht an das ewige Leben geglaubt, aber doch daran, dass irgendetwas bleibt. Vielleicht ist es dieses Lächeln – wie das Lächeln der Katze bei Alice im Wunderland, das noch im Raum schwebt, als die Katze schon verschwunden ist. Efim hat dieses Buch sehr bewundert, wie alles, was der kindlichen Leichtigkeit im Umgang mit Magie künstlerischen Ausdruck zu verleihen weiß.

Unsere Orte

Zeitweise haben wir in vier Wohnungen gleichzeitig gelebt: in Paris, in Potsdam, in Petersburg und in der Bretagne.
Das klingt reich und verschwenderisch und ist doch nichts von alledem. Als wir uns kennen lernten, wurde mein Haus in Eugene, Oregon (USA) zur Herberge unserer frühen Begegnungen. Aber alles blieb so vorläufig, wie dieses Haus es für mich war. Es war nur gemietet, nicht mein Eigentum, und der große Garten war mir wichtiger als das Haus. Ich sehe Efim noch durch dieses Haus laufen und neugierig in alle Räume seine Nase hinein stecken – das machte er zu meinem Schrecken

manchmal auch gern in Hotels oder Pensionen. Mitunter waren da Leute, die äußerst überrascht waren – dann entschuldigte er sich natürlich sofort. Als er beim zweiten oder dritten Besuch mein etwas versteckt ein paar Stufen niedriger gelegenes Arbeitszimmer entdeckte, war er ganz erleichtert. Er hatte sich vorher nicht vorstellen können, wo ich eigentlich arbeitete und die Bücher und Artikel schrieb, die er doch in Händen gehalten oder sogar schon gelesen hatte. Die Wohnlichkeit eines Ortes erschloss sich ihm an erster Stelle über die zwei Quadratmeter, an denen sich gut arbeiten ließ. Das konnte eine winzige Ecke sein, ein Tisch, ein Stuhl und gutes Licht – das genügte. Alles andere war möglich, aber nicht nötig. Nun fand er meine Bibliothek, den Schreibtisch und die Pinnwand mit den Fotos aller meiner Lieben und war zufrieden. Alles wurde aufmerksam betrachtet und gab Anlass zu tausend Fragen.

Diese Vorläufigkeit setzte sich zunächst fort, wo immer wir uns in unserem Wanderleben befanden: in seinem Austausch-Haus in Eugene, in Aglajas rührend überladener, viktorianisch eingerichteter Villa in Vermont, wo wir für ein paar Tage ein kleines Zimmer mieteten, in diversen Motels, manchmal so trist wie auf Bildern von Dennis Hopper, und sogar im Ferien-Haus seiner älteren Tochter, die uns auf ihre winzige (gemietete) Insel im Lake Michigan (Canada) einlud und uns freundlicherweise erlaubte, eine Woche dort allein zu wohnen. Den Arbeitsplatz gab es da zwar, aber nicht genügend Raum, um auch nur eine halbe Stunde spazieren zu gehen. Mir selber machte das nichts, ich fuhr stundenlang mit dem zum Haus gehörigen Kanu umher, bewacht und behütet von dem riesigen weißen Indianerhund Oggi, der still wie ein Denkmal im Bug saß und mich – so glaube ich fest – nach Hause gebracht hätte, falls ich mich unter den zahllosen Inselchen verirrt hätte. Ich zitterte davor, dass er sich bewegen würde und sprach unaufhörlich beschwörend auf ihn ein – unweigerlich

wären wir gekentert, wenn er sich auch nur aufgerichtet hätte - aber nichts geschah und ich fand zurück. Efim war kein Wassermensch; obwohl er so gerne schwamm, brauchte er Land unter den Füßen, um glücklich zu sein. Auch auf der zweiten, viel größeren Insel, eigentlich einer Halbinsel, auf die er später eingeladen wurde (ein Geschenk von Uris geschäftlich erfolgreichem Sohn aus erster Ehe), konnte er nie heimisch werden, weil der Wald so ungeheuer dicht und unwegsam war, dass allenfalls Bären sich darin zurecht fanden – von den Myriaden von Mücken ganz zu schweigen. Er mochte diese Insel nicht. Aber das sagte er seiner Tochter nie, und ich selber habe sie nie gesehen, weil ich Efim nicht in Konflikte zwischen seiner Tochter und mir bringen wollte.

Unser erster gemeinsamer Ort, an dem wir uns wirklich behaust fühlten, wurde die Datscha in der Bretagne – obwohl wir als Paar uns da erst heimisch machen mussten. Überall stieß ich auf die Geister früherer Menschen, als deren Gast ich mich zunächst fühlte. Da war vor allem die Frau mit den weißen Haaren und dem schönen, sanften Gesicht, seine Frau Jekaterina, deren Bild im Kaminzimmer hing und immer da seinen Platz behielt. Sie war seit über acht Jahren tot, aber ich machte es mir schon bald zu einer lieben Gewohnheit, ihr Grab auf dem nahe gelegenen Dorffriedhof zu pflegen und gleich nach unserer jeweiligen Ankunft frische Blumen zu bringen, bevor noch Efim selbst das tat. Als er es entdeckte, war er sprachlos und gerührt. Später haben wir das Grab oft gemeinsam besucht. Für mich wurde es ein fester und lieber Bestandteil meines Dortseins – unabhängig von ihm. Wenn ich jetzt den Friedhof besuche, spreche ich mit allen beiden. Denn auch er wohnt jetzt dort, neben ihr. Der doppelte Platz wurde schon bei Katjas Tod gekauft. Da Efim sich in der Bretagne am innigsten zu Hause fühlte, wollte er dort auch begraben sein. So kann ich sein Grab höchstens einmal im Jahr besuchen und werde nie neben ihm liegen können. Das

hat mich lange Zeit bekümmert – aber dann habe ich entschieden, dass ich überhaupt nirgends liegen möchte.

Das erste Mal schlief ich nicht im Haupthaus, sondern in dem kleineren Nebenhaus, wo ich auch meinen Arbeitsplatz hatte. Ich verstand sehr gut, dass, wer einmal verraten worden ist, es schwer hat, wieder Vertrauen zu schenken. Efim ist mehrfach verraten worden. Ich musste mich schrittweise in seine Innenräume begeben – symbolisch ebenso wie real. *Ein Jegliches hat seine Zeit*: *Pflanzen und Ausrotten*… Sein Erstaunen darüber, dass wir nach acht Wochen unaufhörlichen Beisammenseins ebenso harmonisch miteinander lebten wie in den ersten Tagen, eigentlich sogar viel selbstverständlicher, war riesig.
Das Nebenhaus war ein großer Speicherraum wie ein ehemaliger Heuboden, der zum Wohnraum notdürftig eingerichtet worden war, aber doch eine eigene Küche sowie Bad und Toilette enthielt. Ich fing an, ein wenig umzuräumen, ein wenig sauber zu machen, die Mäuse ein wenig einzuschüchtern, die Motten in den alten Kleidern auszuräuchern und den Holzwurm zu bekämpfen. Als die Familie kurz nach der Übersiedelung von Leningrad nach Paris (1974) das Grundstück (erstaunlich billig) in Besitz genommen hatte, gab es kein Geld und man musste mit dem Nötigsten auskommen. Nachdem sich aber immer öfter auch Besucher während unserer Anwesenheit einfanden, konnte ich meinen Drang nach Verschönerung und Behaglichkeit nicht bremsen und begann nach und nach überall, auch im Haupthaus, mit meinen eigenen Mitteln Unbrauchbares oder Beschädigtes zu ersetzen und Neues behutsam anzuschaffen. Auch die neuen Möbel waren alt und gebraucht und erzählten ihre eigene Geschichte. So passten sie sich in dieses schöne alte Haus ein, als hätten sie schon immer da gestanden und nur die Lampe, die Fimas Frau Katja so gern gehabt hatte und die ich grässlich fand, blieb an

ihrem Platz hängen und beleuchtete ihr schönes Bild über dem alten Leningrader Bücherschrank. Das war völlig in Ordnung.
Später haben wir sogar den winzigen Stall um die Ecke, der für ein krankes Schwein gedacht war und in dem man nicht aufrecht stehen konnte, mit einem Dielenboden versehen und frisch gestrichen – er würde ein schönes Kinderhaus abgeben, woher sie auch immer kamen. Wir dachten an unser beider Enkel- bzw. Groß-Enkelkinder – voller Illusionen, wie sich hier alle treffen und vertragen und miteinander spielen würden. Und einmal – bei meinem Familientag 1999 – war es tatsächlich soweit, dass eine Woche lang über zwanzig Menschen hier vereinigt waren, aus England, Holland, Frankreich und Deutschland, sogar den USA, mit vielen Kindern – aber es war nur meine Familie. Efims ältere Tochter hat sich zehn Jahre lang nicht blicken lassen, wenn wir in *Bellevue* waren, obwohl wir insgesamt höchstens 8-10 Wochen im Jahr dort sein konnten. Es gab also genug Gelegenheiten, sei's mit uns, sei's ohne uns. Nur die jüngere Tochter tauchte gelegentlich mit ihrem Mann aus Paris auf, meist im Herbst, da sie die Hitze nicht mochte. Solange ihr Vater am Leben war, haben wir uns gut vertragen. Ja, sie war es sogar, die mich eines Tages in Paris, als wir uns beide in der Küche mit dem Essen zu schaffen machten, fragte: Elke, je veux vous demander quelque chose (Ich möchte Dich etwas fragen)-
Ich nickte. Wir mussten uns auf Französisch verständigen, das ich in der Schule nicht gelernt hatte – (stattdessen Latein und Griechisch), aber inzwischen hinreichend verstand und radebrechen konnte.
Du bist doch jetzt schon öfter bei uns gewesen (sie lebte damals noch mit ihrem arbeitslosen Mann bei ihrem Vater).?
Ja, und? Noch immer verstand ich nicht, worauf sie hinaus wollte

Du hast Fima doch ziemlich gern, oder?
Natürlich.
Könntest Du Dir nicht vorstellen, ihn zu heiraten?
Ich starrte sie entgeistert an. Keiner von uns hatte bisher daran gedacht. Wozu auch – wir waren ja beide freie Menschen, die tun und lassen konnten, was sie wollten.
Ist das eine Frage von Fima?
Nein, Bosche moj! Er hat keine Ahnung – ich dachte nur, es könnte doch schön sein und ich hätte dann weniger Sorge um ihn. Er wäre nicht allein…
Letzteres war ein bisschen komisch, denn Tatsache war, dass Efim sich um s i e sehr viel mehr Sorgen machte als sie sich um ihn. Von überall her, wo immer er als Gastprofessor eingeladen war, sogar von Amerika, reiste er regelmäßig nach Paris, um nach ihr zu schauen, ihren Geburtstag zu feiern und ihr auf alle Weise zu zeigen, wie liebevoll er sich um sie kümmerte.
On verra, sage ich.
Im Augenblick gab es nichts zu antworten und ich vergaß die Frage bald wieder.
Wir hatten andere Sorgen.

Herzkarte

Es muss im Winter 1992 oder 1993 gewesen sein, als wir wegen diverser Arbeitsaufträge von Paris nach Berlin fuhren. Efim hatte einen Auftritt im Literaturhaus in der Fasanenstraße, und am Abend des nächsten Tages wurde ich in Paderborn zu einem Vortrag an der Universität erwartet.
Es war schon in der Adventszeit und die Weihnachtsmärkte schossen nur so aus dem Boden. Damals gab es noch keine Globalisierung. Jeder dieser Märkte hatte seine besonderen Spezialitäten, überall fand man neue Überraschungen, sei’s aus der Dritten Welt oder dem heimischen Kunsthandwerk, vom internationalen kuli-

narischen Angebot ganz zu schweigen. Efims Vortrag war vorbei und gut angekommen – wie immer. Nun hatten wir Muße, herum zu schlendern. Und da wir beide Ostberlin noch nicht sehr gut kannten (obwohl ich dort geboren bin), begaben wir uns nach Berlin-Mitte zum Gendarmenmarkt, wo bis heute der schönste Berliner Weihnachtsmarkt angesiedelt ist. Stundenlang liefen wir durch das alte Nikolai-Viertel, das sogar zu DDR-Zeiten einigermaßen vorzeigbar war und für die externen Gäste der Stadt gepflegt wurde. Danach besorgten wir Weihnachtsgeschenke – wobei ich wieder darüber staunte, wie schnell entschlossen Efim immer war, wenn er einmal gewählt hatte – tranken Glühwein und steckten die Nase in jede Kirche, die am Wege lag. Plötzlich – vollkommen entgegen meiner sonstigen Gewohnheit – entschloss ich mich, den Vortrag in Paderborn abzusagen und bei Efim zu bleiben.
Schon damals wuchs in mir das Gefühl, ich sollte keine Minute mit Unwichtigem verschleudern und aus der Zeit, die uns gegeben war, das Beste machen. Schließlich war er über siebzig und ich über fünfzig, beide allerdings bei bester Gesundheit. Es war nur ein ungenaues Gefühl, aber ich rief spontan in Paderborn an und fand einen Vorwand, warum ich nicht kommen konnte. Merkwürdigerweise hatte ich noch nicht einmal ein schlechtes Gewissen, obwohl ich so etwas noch nie gemacht hatte. Erleichtert liefen wir weitere Stunden durch die Straßen, entdeckten Altes und Neues, fanden die ehemalige Stalin-Allee, ein Vorzeige-Objekt der DDR im Moskauer Zuckerbäcker-Stil, freuten uns über den Schnee und die sibirische Kälte und landeten schließlich in der kleinen Pension, in der ein Zimmer für uns bestellt war. Inzwischen war es spät geworden und wir fühlten uns beide müde. Mitten in der Nacht weckte Efim mich auf:

Elkelein, könntest Du vielleicht in eine Apotheke für mich gehen? Ich habe Schmerzen auf der linken Seite, im Rücken und in der Brust, auch im Arm…
Wie lange schon? frage ich, sofort hell wach und ganz entsetzt.
Schon seit dem Nachmittag. Es ist immer schlimmer geworden.
Und du hast nichts gesagt?
Ich dachte, es geht vorbei…
Ich betaste die Herzgegend vorsichtig, stelle alle denkbaren Fragen über die Beschaffenheit seiner Beschwerden – dann steht mein Entschluss fest. Schnell ziehe ich mich an. Ich habe keineswegs die Absicht, zur Apotheke zu gehen. Wenn Efim über Schmerzen klagt, soviel weiß ich, muss es etwas Ernstes sein. Ich suche das Telefon - es gibt noch keine Handys. Allmählich werde ich panisch, zwinge mich nur mühsam zur Ruhe. Das Telefon finde ich im Korridor, aber es ist nur ein Münz-Telefon, im Eingangsbereich – das heißt: wer nicht die richtige Münze hat, kann nicht telefonieren. Obenauf ist mit Tesafilm ein 50-Pfennigstück fest geklebt. Eins - in der Pension gibt es aber mindestens fünf Zimmer! Erst jetzt realisiere ich, dass wir völlig allein hier sind, keine anderen Gäste, und dass die Inhaber der Pension offenbar woanders wohnen. Und prompt passiert mir der einzige Fehler, der nicht passieren darf: ich wähle statt des Notrufs die Überfall-Nummer. Keine Gnade. Deutschland ist ein ordentliches Land.
Bitte verständigen Sie den Notruf bzw. einen Krankenwagen.
Bevor ich etwas sagen kann, bin ich abgehängt, damit die Leitung schnell wieder frei ist – für ‚echte' Notfälle wie Einbrüche und dergleichen. Eigentum scheint wichtiger zu sein als das Leben. Der einzige Fünfziger ist weg, vom Apparat verschluckt. In fliegender Eile durchsuche ich Geldbeutel und Mantel- Taschen, meine Kleider, Efims Anzug und Hosentaschen, alles, was mir

unter die Finger kommt. Da – endlich, in der letzten ein Fünfziger, der nicht zum nächsten Bettler wanderte. Meine Hand zittert, als ich das Geldstück einwerfe und ganz langsam und vorsichtig wähle – eins-eins-zwei – um diesmal nur keinen Fehler zu machen. Es sind vielleicht nur sechs Minuten vergangen, seit ich das Zimmer verlassen habe, aber mir kommt es wie eine Ewigkeit vor. Der Notruf meldet sich, fragt ruhig und präzise nach Symptomen, Straße, Hausnummer, befiehlt absolute Bettruhe für den Kranken und ist in drei Minuten tatsächlich da. Unglaublich!

Sie kommen gleich mit einem Bereitschaftsköfferchen für Infarkt-Patienten, spritzen aus einem Fläschchen Nitroglyzerin unter Efims Zunge und befördern ihn im Handumdrehen auf einer Liege die Treppe herunter ins bereit stehende Auto – und ab geht es mit Blaulicht ins Jüdische Krankenhaus (dasselbe, in dem heute meine Tochter auf der Dialyse-Station arbeitet) – zufällig das nächst gelegene Notfall-Krankenhaus. – Das passt ja – denke ich mechanisch. Dabei ist es nur ein Name.

Ich weiß nicht, wie lange ich im kalten Neonlicht des Flurs gewartet habe – sicher zwei Stunden. Ab und zu rauscht jemand vorbei, verliert vielleicht ein hilfloses oder mitleidiges Lächeln an mich, rennt weiter. Unnötig, meine sich überstürzenden Gedanken zu fixieren – es geht nicht. Stattdessen verlege ich mich auf innere Beschwörungsformeln:

Du musst kämpfen, Fima! Du liebst doch das Leben wie keiner. Denk an Nietzsche: W*as das Leben uns verspricht, das müssen w i r dem Leben halten.* Wir haben doch eben erst angefangen. *Carpe Diem*. Lass mich nicht allein. Seit 30 Jahren habe ich mein Alleinsein verteidigt und nur für dich aufgegeben – soll das umsonst gewesen sein? Das kannst du doch nicht mit mir machen! Und überhaupt: werde nur gesund, ich werde dein Herz hüten wie meinen Augapfel. Dein Herz gehört dir gar nicht mehr, das hast du oft gesagt. Es ist

meins und ich gebe es nicht her. Ich weiß, es hat viel mitgemacht, aber jetzt ist Schluss damit. Wir werden ganz viel lachen, wie du es so gerne tust, wie sehr liebe ich deine Ironie, deine zärtliche, fröhliche, traurige Ironie, die die Eitelkeiten der Menschen kennt. Bitte wach auf und lächle um Himmels willen. Wer soll denn sonst jeden Abend moshno zu mir sagen?
Irgendwann berührt jemand meine Schulter. Es ist genau wie in den blöden Arztserien, ein Klischee nach dem anderen. Eine Stimme sagt: Sie können ihn jetzt einen Augenblick sehen, aber dann müssen Sie nach Hause und können morgen wieder kommen. Es ist ein Infarkt, aber kein schwerer. Morgen werden wir weiter sehen. Fima lächelt und ist so weiß wie sein Laken, er ist völlig erschöpft.
Du hast mir das Leben gerettet. Nein – du m i r ! Sie schmeißen mich raus. Versuch zu schlafen – moj samyj ljubimyj maltschik. Zeluju tebja. Spokojnoj notschi. Er schläft schon und lächelt noch immer und sein Gesicht ist glatt und ruhig und ganz jung.

Irgendwo habe ich weißen und lila Flieder gefunden, seine Lieblingsblumen, die bringe ich ihm am nächsten Morgen. Der Arzt versichert uns, er werde nichts weiter unternehmen, es sei nicht nötig. Efim muss drei Wochen dableiben, viel Bettruhe halten und ganz langsam wieder gehen, leben, atmen lernen. Ich bin jeden Tag acht Stunden da, bis in die Nacht, obwohl das offiziell damals noch nicht erlaubt ist. Aber das Klinik-Personal begreift wohl, dass ich mich nicht wieder verjagen lasse. Er muss das Rauchen aufgeben und seine Ernährungsweise ändern. Ich bin froh, dass der Arzt sehr streng mit ihm ist, ganz in meinem Sinne. Längst habe ich verstanden, dass in Russland vor allem Fleisch, Kartoffeln, Eier, Sahne und Wodka zum täglichen Lebensunterhalt gehören – kaum Gemüse, kein Fisch, kein Salat, kein Obst – höchstens ausnahmsweise.

Und dann noch all die anderen Sorgen. Wer kann da gesund bleiben?
Sonst kann ich für nichts garantieren, sagt der Arzt. Ihre Frau soll auf Sie aufpassen.
Aber ich bin nicht seine Frau. Ach so.
Der Arzt schaut uns nachdenklich an.
Ganz langsam geht es mit Efim bergauf. Inzwischen wohne ich bei einer langjährigen Freundin, derselben mit der ich vor fünfundzwanzig Jahren nach Helsinki gesegelt bin. Von ihr zum Krankenhaus brauche ich eine halbe Stunde. Es ist einer der kältesten Winter seit langer Zeit in Berlin, abends und nachts sinkt das Thermometer auf russische Temperaturen - minus zwanzig Grad. Weihnachten im Krankenhaus. Ich schleppe alles heran, was ein weißes steriles Zimmer behaglich machen kann. Efim ist allein im Zimmer, was für ein Glück! Ich verwandle den Nachttisch in einen Gabentisch: Bücher, Blumen, Tannenzweige, ein Welt-Empfänger, damit er russisches und französisches Radio hören kann, einen dicken Pullover und die kleinen salzigen Sardellen, die er so gern hat.
Wenn du mich so verwöhnst, werde ich später ganz unleidlich sein.
Macht nichts. Das bist du jetzt schon. Oder ist es etwa nicht unleidlich, einfach einen Infarkt zu kriegen? Versprichst du mir, nie wieder so lange zu warten, wenn dir etwas weh tut, sondern sofort den Arzt zu rufen, falls ich nicht da bin? Versprochen.
Er hat tatsächlich Wort gehalten und zweimal in Paris nachts den Notarzt gerufen, als er nur eine Nacht allein war und sich plötzlich schlecht fühlte. Gottlob war es beide Male Fehlalarm. Nur einmal, Jahre später, fliegt er während meiner Vorlesungszeit allein ganz kurz nach Israel, um seinen Ur-Enkel zu begrüßen und der Beschneidung beizuwohnen. Es ist ungeheuer heiß und in einer kleinen Buchhandlung, in der er beim Morgenspaziergang Schatten sucht, wird ihm plötzlich schwindlig.

Er erwacht davon, dass ihn der Eigentümer sachte am Ärmel schüttelt: Was ist mit Ihnen? Soll ich einen Krankenwagen rufen?
Nein, es geht schon. Ich danke Ihnen. Es ist nur die Hitze.
Langsam geht er zurück zu dem Haus, in dem Tochter Mascha und seine Enkelin Asja mit dem Baby auf ihn warten. Nur nichts anmerken lassen! Sonst werden sie ihn morgen nicht heim fliegen lassen. Und er will doch schnell wieder zurück, dorthin, wo er inzwischen ganz zu Hause ist..
Den Flug überstand er unbeschadet. Heute weiß ich, dass der Krebs zu diesem Zeitpunkt sich aller Wahrscheinlichkeit nach schon eingenistet hatte, aber noch lange nicht zum Zuge kam, weil es im Darm keine Nerven gibt, die schmerzen können, und weil wir äußerst vernünftig zu leben versuchten nach dem Infarkt.
Jetzt, auf dem Weg ins Berliner Krankenhaus, finde ich einmal in der Eiseskälte im Dunkeln einen Mann am Boden der Straße liegen. Es sind nur wenige Passanten unterwegs. Ich versuche abzuschätzen, ob er verletzt oder betrunken oder sonst was ist – man kann ihn doch so nicht liegen lassen. Er lallt nur, ist kaum verständlich. Aber er riecht nicht nach Alkohol. Allein kann ich ihn unmöglich aufheben. Plötzlich schießt mir ein Gedanke durch den Kopf – eigentlich eher ein Bild: In Oregon habe ich einmal gesehen, wie einem Zuckerkranken, der offenbar Unterzucker hatte, die Beine kraftlos wegsackten, als wären sie aus Gummi. Seine Freundin war in den nächsten Laden gelaufen und hatte ihm ein Stück Kuchen besorgt. Das half beinahe unmittelbar. Unwillkürlich greife ich in die Tasche. Kaum zu glauben, aber darin befindet sich tatsächlich ein kleines Stück Kuchen, das mir mein alter Freund Andreas vor einer Stunde zurück gegeben hat mit der Bemerkung, wann ich mir denn endlich merken würde, dass er Alterszucker habe und keinen Kuchen essen dürfe. Jetzt frage ich den

Mann: Kann es sein, dass Sie Diabetes haben? Er nickt heftig.
Hören Sie, Sie werden jetzt bitte dieses Stück Kuchen essen – sofort! Ich stecke es ihm in den Mund. Gehorsam fängt er an zu kauen. Als er fertig ist, versuche ich ihn aufzurichten – unmöglich. Ich bitte Vorübergehende um Hilfe: die erste sagt: Der besoffene Kerl interessiert mich nicht. Der zweite sagt:
Keine Zeit, junge Frau, det müssen Se schon alleene schaffen. Der dritte sagt: Tut mir leid, ich kann nicht schwer heben. Der vierte murmelt irgendetwas von Proleten …. Die fünfte Person ist eine junge Frau. Drohend gehe ich auf sie zu: Bitte, Sie müssen mir unbedingt helfen, diesen Mann auf die Beine zu stellen, er erfriert sonst. Als sie ausweichen will, werde ich rabiat: Ich werde Sie sonst wegen unterlassener Hilfeleistung anzeigen. Widerwillig packt sie mit an und wir richten den Mann mühsam auf. Dank meinem Kuchen kann er inzwischen stehen, wenn auch nur schwankend und mit einer Hand am Zaun. Die Frau ist im Nu verschwunden, als wäre der Teufel hinter ihr her. Auch ich bin inzwischen halb erfroren und Efim wartet auf mich. Kein Handy, kein Laden weit und breit – nichts.
Wo wohnen Sie? frage ich den Mann. Er kann jetzt besser sprechen und ich verstehe, dass es ganz nah sein muss. Trotzdem brauchen wir nochmals mindestens eine halbe Stunde, und dann noch ins fünfte Stockwerk… Ich weiß nicht mehr, wie wir es geschafft haben. Ich weiß nur noch, dass der Mann unausgesetzt vor sich hin murmelt: Mensch, dit jibts ja janich. Se sin ja een Engel sin Se ja. Wirklich… een Engel. Wieso machen Se det denn? Det machen doch bloß Engel.— In seiner Wohnung endlich angekommen, finde ich seine Insulin-Tabletten, verabreiche sie ihm und überlasse ihn seinem Schicksal – er braucht nur noch Schlaf. Essen gibt es im Kühlschrank. Als ich die Tür leise ins Schloss ziehe, höre ich ihn bereits schnarchen.

Vielleicht solltest Du hauptamtliche Lebensretterin werden, sagt Efim, als ich ihm den Grund für meine Verspätung erzähle. Jedenfalls hat er Recht: Du bist wirklich ein Engel.
Hinter seiner zärtlichen Ironie ist noch der Schrecken spürbar, den er selber gerade überstanden hat.

Wien

Irgendwann im Jahr 1997 werden wir für ein Semester nach Wien eingeladen. Für mich ist es zugleich das erste Forschungs-Freisemester (Sabbatical) meines Lebens, und ich genieße es in vollen Zügen, einmal nicht unterrichten und keine langweiligen Meetings besuchen zu müssen. Bislang habe ich durch meine mehreren Wechsel zwischen den Universitätssystemen den richtigen Zeitpunkt für Sabbaticals immer verpasst. Aber davor müssen wir noch nach Paris, um alles vorzubereiten. Zum ersten Mal entdecke ich Efims gelegentlich witzige Schlauheit im Umgang mit Geld, das ihm normalerweise ganz gleichgültig ist. Er findet heraus, dass seine Krankenkasse seinen und sogar meinen Heimflug (als Begleitperson) von Berlin nach Paris bezahlen würde, vorausgesetzt, wir wären so etwas Ähnliches wie ein Paar. Frankreich ist, so glaube ich, das erste europäische Land, in dem man ein *concubinat matrimonial* auf dem Rathaus bescheinigen lassen kann – ein Ehe-ähnliches Zusammenleben – und dies sogar nachträglich, nachdem wir den Flug bereits hinter uns haben. Kaum befinden wir uns also in Paris, werden zwei Freunde mobilisiert, die als Zeugen aufs Rathaus mitkommen und unterschreiben: Mein Freund Irving aus Oregon, der in Paris eine Zweitwohnung hat und der mit seinem Enthusiasmus über das Denkmal meine erste Aufmerksamkeit auf Efim gelenkt hat und seither an unserer Beziehung lebhaft Anteil nahm – und eine alte Bekannte und treue

Freundin Efims, die seit seiner Einreise in Paris immer darauf bestand, seine handgeschriebenen Manuskripte in die Maschine zu übertragen und dabei alle etwaigen Ungenauigkeiten zu beseitigen – ohne alle Bezahlung, ein wahrer Freundschaftsdienst! Ihr Sohn Andrej Markovich, der schon als sehr junger Mann in Efims Pariser Übersetzerwerkstatt mitgearbeitet hat (dort wurde der gesamte Puschkin ins Französische übersetzt) gehört heute zu den renommiertesten französischen Übersetzern von Dostojewskij).

Die Registrierung selber ist eine rasche und denkbar nüchterne Angelegenheit – sozusagen im Stehen, innerhalb von fünf Minuten. Anschließend gehen wir etwas trinken und lachen über unseren Deal. Mit einer Gebühr von fünfundvierzig Francs haben wir eintausend fünfhundert DM verdient. Fima ist am vergnügtesten: Damit können wir in Bellevue (Bretagne) ein neues Fenster machen lassen. Der Salon im Haupthaus war trotz zweier Fenster so düster, vor allem bei grauem Wetter, dass es uns hinter den dicken alten Mauern manchmal unbehaglich wurde. Es musste mehr Licht her. Nun haben wir zumindest einen Teil der Mittel dazu. Ein paar Tage haben wir noch Zeit. Dann muss ich noch einmal zurück nach Oregon.

Plötzlich steht Efims Tochter aus Canada vor der Tür in Paris. *Hannibal ante portas* – der alte Kriegsruf der Römer. Ich weiß, wie viel Respekt er vor ihr hat. Ist er nicht damals von Eugene eigens nach Seattle gereist, um seine zukünftige Frau der gestrengen Tochter vorzustellen (obwohl sie sie aus den frühen russischen Jahren sehr wohl kannte)?

Auch diesmal hat es seine Älteste nicht zuhause gehalten. Wer ist dieser weitere Eindringling in ihre Gefilde, dessen Existenz sie schon daraus erriet, dass ihr Vater plötzlich immer so liebevoll ausgesuchte Hemden und Jacken trug? Unmöglich konnte er sich die selber gekauft haben, er nahm – wie sie wusste – immer das Bil-

ligste, wenn er etwas Neues brauchte. Ein kurzer Anruf, und sie steht da, einfach so, von Toronto/Canada nach Paris, um nach dem Rechten zu sehen. Der Papa freut sich. Immer strahlt er, wenn er sie sieht oder auch nur von ihr spricht. Es gibt vorsichtige Annäherungsversuche ihrerseits. Ich wiederum bin ganz zutraulich, will ihre Freundschaft gewinnen – wir sind ja nur fünf Jahre auseinander. Meine intellektuelle Sozialisation in den siebziger Jahren, also der Studentenbewegung und zugleich jüngsten Frauenbewegung, lässt mich die damals noch übliche Rivalität zwischen Frauen verabscheuen. Zuhause habe ich nur Brüder gehabt; was Wunder, dass ich mit Enthusiasmus die neuen Begegnungen mit Frauen kultiviere und die alten Vorurteile in den Wind schlage? Wie einer lang entbehrten Schwester und mit fast naiver Offenheit komme ich ihr entgegen, während sie mich eher mit Zurückhaltung und Respekt, vor allem Neugier mustert. Heute ahne ich, wie fremd es sie angemutet haben muss, zu sehen und zu spüren, was mich mit ihrem Vater verband. Auch wenn er sich in ihrer Anwesenheit immer sehr zurückhielt, sprang es uns doch aus den Augen, wie heftig wir einander zugetan waren. Aber wer könnte sein Wesen lange verleugnen? Bei der ersten Gelegenheit, die wir allein sind, macht sie mich mit ihren Bedingungen bekannt: Wenn es mir ernst sei mit ihrem Papyitschka – das müsse mir doch klar sein – müsse ich auch wirklich für ihn sorgen und immer da sein, vor allem jetzt nach seinem Infarkt.
Werden mir hier Hausaufgaben zugeteilt? Innerlich muss ich lächeln – es ist ja längst alles arrangiert und zwischen Fima und mir besprochen, dass ich Oregon so schnell wie möglich verlassen, in Deutschland einen Job suchen und nach Möglichkeit bei ihm bleiben werde. Aber er fürchtete sich, es ihr zu sagen und blieb stumm wie ein Fisch, während meine eigene Tochter sich schon fast von Anfang an mit mir freute, immer nach ihm

fragte und mit mir glücklich war, sogar schon bevor sie ihn persönlich traf.
Aber dann gibt es den einen Satz von Mascha, den ich ihr nie vergessen werde, weil ich ebenso überrascht wie erfreut darüber bin. Noch heute. Sie sagt, mehr oder weniger zum Abschied:
-You know, my mother and you – you would have been great friends. I would be very happy if you really would take care of him (Efim) – permanently. (Weißt du, meine Mutter und du – ihr hättet euch wunderbar verstanden. Ich wäre sehr glücklich, wenn du dich um ihn kümmern würdest – auf Dauer).

Eifersucht

Das erste Mal trifft es – indirekt – unseren ersten gemeinsamen Freund Irving, den Efim schon aus Oregon kennt und immer mochte. Eine Wander-Verabredung, die ich schon lange mit ihm und einer Gruppe seiner französischen Freunde getroffen habe, um mit ihnen eine Woche durch die Pyrenäen zu laufen, kollidiert mit dem Datum, zu dem er mich in der Bretagne erwartet, ohne sich genau mit mir abzusprechen. Es sind nur ein paar Tage, die sich überschneiden, aber als ich arglos und sehnsüchtig dort anrufe, ist seine Stimme kalt und voll Ironie:
Gefällt es dir, mit Irving zu wandern?
Ja, natürlich, es ist wunderschön hier. Aber ich habe Sehnsucht…
Und ich sitze hier allein und warte auf dich – unterbricht er mich. Wenn es so schön bei dir ist, werde ich morgen woanders hin fahren.
Aber du weißt doch, dass es nur ein paar Tage sind..
Aber nun hat mich ein Freund nach Nimes eingeladen. Wenn du in drei Tagen nicht hier bist, werde ich allein reisen.

Uralte Wutgefühle schießen in mir hoch. Niemand hat das Recht, mich so zu behandeln. Alles war eigentlich klar und verabredet. Nur, weil er sich plötzlich einsam fühlt, soll ich Schuldgefühle haben? Meine Wanderung abbrechen? Die anderen im Stich lassen? Schließlich ist alles seit langem im Voraus gebucht und bezahlt. Bevor ich weiter denken kann, hat er aufgelegt. Als ich zu den anderen vom Telefonieren zurückkomme, sehen sie gleich, dass etwas nicht stimmt. Er ist eifersüchtig wie ein Jüngling von zwanzig – antworte ich auf ihre Fragen. Sie raten:
Lass ihn ein bisschen in Ruhe nachdenken und ruf morgen nochmal an.
Am nächsten Abend der 2. Versuch, aber das Herz ist mir den ganzen Tag schwer. Ich kann die Eifersucht verstehen, aber zugleich ist dieses Misstrauen erniedrigend. Ich sage am Telefon:
Ich kann zwei zusätzliche Tage wegfallen lassen, aber die ursprünglich geplante Wander-Woche bleibe ich bis zum Ende. Du würdest dasselbe tun.
Ich spüre, dass er sich ein bisschen beruhigt hat. Wir verabreden einen Treffpunkt in Vaison la Romaine, einer alten römischen Siedlung in Südfrankreich, in deren mittelalterlichem Teil ich eine Bekannte wohnen habe. Ich werde am Ende der Wanderung sofort dorthin weiter fahren. Es ist der einzige Kompromiss, zu dem ich bereit bin – er weiß es ohne weitere Worte. Hat er die letzte Nacht daran gedacht, wie radikal ich mein ganzes Leben schon umgewälzt habe, seit ich ihn kenne?
Die Tage in Nimes bei seinem russischen Maler - Freund Oleg Zinger und seiner Frau Nanny sind wunderschön und meine frühere Dozentin in Vaison la Romaine ist natürlich entzückt von Efims Charme – es ist, als wäre nichts gewesen.

*

Ein Jahr später.
Bist du in dieser Gegend schon einmal gewesen?
Wir sind auf einer Fahrt zur Ile de Ré, die vor der Westküste Frankreichs im Atlantik liegt, um eine Freundin von mir zu besuchen. Ich sitze am Steuer und erwidere:
Du weißt doch: ich bin hier vor beinahe dreißig Jahren vorbeigesegelt, mit meinem Freund und in diesem Boot, das in jedem Hafen das kleinste war. Efim versinkt in Schweigen. Wir haben noch eine lange Strecke vor uns. Da wir über Land fahren müssen, kommen wir nur langsam vorwärts. Es ist Ferienzeit, die Straßen sind voller Fahrzeuge und ich muss mich sehr konzentrieren. Nach langer Zeit fällt mir plötzlich auf, dass er gar nichts sagt.
Ist irgendwas?
Nun, ich denke über abstrakte Dinge nach. Sein Gesicht ist verschlossen, ich kenne es schon, dieses Denkmalsgesicht, von damals, am Anfang, in Oregon.
Kann ich diese abstrakten Dinge vielleicht auch schon verstehen? erkundige ich mich ironisch, da ich mir keiner Schuld bewusst bin und einen rätselhaften Vorwurf spüre.
Wohl kaum.
Wir fahren weiter durch diese schöne Landschaft, die nur zum Wein trinken, gut essen und sorglos sein einlädt – Mitterand pflegt hier seine Ferien zu verbringen – und fahren wohl an die drei Stunden. Kein Wort fällt zwischen uns, jetzt bin ich auch trotzig. Ich sehe, dass Efim mit sich kämpft, aber damit muss er allein fertig werden. Ich kann es nicht fassen: Ist es möglich, dass er mir mein Leben vor dreißig Jahren übel nimmt – nachdem ich alle seine Freundinnen und Freunde, ob lebend oder tot, in meinen inneren Kreis mit aufgenommen habe, sie mit ihm sogar besuche? Hat er nicht immer genossen, ohne Vorbehalte alles erzählen zu können, ohne moralische Kommentare akzeptiert zu werden?

Mir fällt meine Mutter ein, die mich oft für meinen Wahrheitsfanatismus ausgelacht hat:
Du musst nicht immer alles erzählen, pflegte sie zu sagen; die meisten Menschen vertragen die Wahrheit nicht, auch wenn sie das Gegenteil behaupten. Hat sie schon wieder Recht gehabt? Schließlich finden wir eine kleine Pension, in der wir übernachten werden. Bei der Freundin werden wir erst morgen erwartet. Stumm bringen wir unser Gepäck nach oben, stumm regeln wir das Nötige. Aber ich bin nicht bereit, in diesem Zustand zum Essen zu gehen. Wir stehen am Meer – ratlos.
Was machst du mit mir, bricht es plötzlich aus mir hervor. Wie kannst du es wagen, mir Vorhaltungen zu machen für so alte Geschichten? Niemand hat ein Recht dazu – nicht mal du! Hast du etwa wie ein Mönch gelebt? Bist du der liebe Gott? Soll ich mich entschuldigen, weil ich als freier ungebundener Mensch einen Freund hatte? Werde ich jetzt bestraft dafür, dass ich Vertrauen zu dir hatte und davon erzählt habe? Glaubst du, ich werde das je wieder tun, wenn du so irrational reagierst? Schweigen als Strafe – das ist ja schlimmer als in der katholischen Kirche - fu!
Efim wacht während dieser langen Rede auf wie aus einer eisernen Umklammerung.
Nie hat er mich so fassungslos gesehen. Es ist, als käme er langsam zu sich zurück, nähme wieder Platz in seinem eigenen Innern.
Ich bitte um Verzeihung – sagt er und fällt tatsächlich auf ein Knie, als stände er auf einer Bühne, statt im Dunkeln auf dem schmalen Sandstreifen am Wasser. Aber es ist ihm ernst mit dem Pathos:
Ich wollte nicht ungerecht sein, du hast völlig Recht, so wütend zu sein. Aber es ist so schwer manchmal – ich will dich mit niemand teilen, nicht mal mit deinen Erinnerungen. Ich weiß, wie blöde das ist – seine Stimme klingt so geborsten wie damals, als ich in Vermont anrief und er verstört sagte: Ich wusste ja nicht, wie stark

das ist. Schon habe ich ihn in den Arm genommen. Wir sitzen einträchtig nebeneinander im warmen Sand und halten uns fest. Ich weiß, diese Generation hat nicht gelernt, über intime Dinge zu sprechen, über Gefühle, oder gar über Erotisches. Dafür gibt es keine Sprache, allenfalls die der Dichter. Aber die passt nicht in den Alltag, der doch bewältigt werden muss. Er weiß, dass ich mich ihm mit Haut und Haar verschrieben habe, aber sein Gefühl ist furchtsam und braucht immer wieder ein Zeichen, dass es sich nicht geirrt hat.
Was willst du mit diesem alten Juden? fragt er mich von da an in unregelmäßigen Abständen.
Aber die zärtliche (Selbst-)Ironie verrät, dass er mit sich selbst und uns im Reinen ist.
Ich verstehe, dass ihn von Zeit zu Zeit der Altersunterschied zwischen uns beunruhigt, aber eher theoretisch. In unserem Zusammenleben spüren wir ihn beide nicht. Ich bin dreiundzwanzig Jahre jünger als er, aber doch fünfzig Jahre alt; ich habe ein dichtes, intensives Leben gehabt, bin durch die halbe Welt gereist – oft alleine – habe Kinder und Enkel und einen riesigen Freundeskreis – wie er. Es wäre anders, wenn ich bei unserer Begegnung erst zwanzig gewesen wäre, also weit über vierzig Jahre jünger als er - wie das ‚Gesicht'….
Das schönste Bild, das ich je von Efim gemacht habe, ist auf der Ile de Ré entstanden und steht bis heute groß auf meinem Nachttisch. In ihm liegt die ganze Zärtlichkeit zweier Menschen, die ihre beiderseitigen Leidenschaften kennen und miteinander teilen und sich als ebenbürtig verstehen. Dennoch gibt es in den zehn Jahren, die uns vergönnt waren, noch ein paar ‚Szenen einer Ehe', die wie Rückfälle anmuten. Ein alter Freund und Kollege von mir will – ausnahmsweise ohne seine Frau - in der Bretagne vorbeikommen und vielleicht ein bis zwei Nächte bleiben, wozu ich ihn freundlich einlade. Efim und ich sind noch in Paris, planen aber, rechtzeitig in *Bellevue* zu sein. Unerwartet muss Efim ge-

schäftehalber zwei Tage länger in der Stadt bleiben und erwartet von mir, dass ich ebenfalls später mit ihm zusammen fahre.
Du kannst doch nicht allein mit einem Mann im Haus bleiben! sagt er mit altmodischem Pathos (Ich bin jetzt zweiundfünfzig Jahre alt).
Darf ich erfahren, warum ich das nicht kann?
Nun, es gehört sich nicht!
Könnte es sein, dass du uns mit der *Kreutzersonate* verwechselst?
Nun, jedenfalls will ich es nicht.
Aber ich habe es versprochen, ich kann einen langjährigen Freund doch nicht einfach wieder ausladen! Er braucht auch eine Unterkunft.
Warum schläft er nicht im Hotel?
Darum geht es gar nicht. Wenn wir erst in zwei Tagen kommen, wird er bereits wieder weg sein und wir werden uns wieder lange nicht sehen.
Also du bleibst? fragt er, als habe er meinen letzten Satz gar nicht gehört.
Ich fahre natürlich.
Innerlich bin ich sehr gekränkt. Wenn er mir nicht vertraut, soll er wenigstens zur Strafe leiden. Aber dunkel ahne ich, dass die russische ‚Ehre' ihm wieder einen Streich spielt.
Er traut mir – immer; aber das gemeinsame Bild soll auch stimmen, der gemeinsame Auftritt. Natürlich vergisst er, wie viele Frauen jeglichen Alters ich als seine Besucherinnen schon zu tolerieren hatte und toleriert habe – unabhängig davon, ob ich dabei sein konnte oder verhindert war. Wie heißt es bei Heine*: Es ist eine alte Geschichte, doch ist sie täglich neu, und wem sie just passieret, dem bricht das Herz entzwei*…".
Ich fahre also und verbringe zwei gänzlich unspektakuläre Tage mit dem Freund, zeige ihm die Umgebung und ertappe mich dabei, dass ich dauernd von Efim erzähle. Schließlich kommt Efim an, wir können gerade

noch den letzten Abend miteinander verbringen. Efim, der normalerweise überaus gesellig ist und mühelos eine ganze Gesellschaft mit seinem Wissen, seinem Charme und seinem Witz unterhalten kann, ist höflich, sagt aber kein Wort zuviel. Seine Miene ist undurchdringlich, er ist ganz ‚Denkmal', abweisend, ohne Lächeln, ohne Wärme, ohne Glanz. Viel mehr als ja, gewiss, oder nein, keineswegs, ist ihm nicht zu entreißen. Demonstrativ geht er früh ins Bett. Ich schäme mich für ihn und entschuldige mich und werde nie die herzlichen Worte dieses Freundes vergessen:
Ja, es stimmt, er war nicht besonders einladend, aber trotzdem habe ich seinen Charme und seine außergewöhnliche Persönlichkeit dahinter gesehen.
Das dritte Mal geht seine Phantasie besonders seltsame Wege. Ein homosexueller Freund von mir aus Oregon, der sich gerade in Paris aufhält, muss sein bisheriges Quartier verlassen und ruft mich in der Not an, ob er vielleicht kommen kann für ein oder zwei Tage. Natürlich lade ich ihn ein. Er ist dreizehn Jahre jünger als ich, sieht gut aus und ist sehr liebenswürdig. Mit Frauen hat er noch nie etwas im Sinn gehabt, und ich finde, das spürt man auch. Aber Fima stellt sich innerlich quer und kann nicht begreifen, dass dieser Mensch, der auf ganz andere Weise vertraut mit mir ist, keine Gefahr für ihn darstellt. Weil ich ihm selber begehrenswert erscheine, kann er unmöglich glauben, dass es jemand anderem nicht so geht. An diesem Abend benimmt er sich so garstig, behandelt den Gast so feindselig und abweisend, dass es wirklich beleidigend ist. Ohne es ihm ernstlich übel zu nehmen, hat Walter das nie vergessen. Die beiden haben sich nie wieder getroffen. Bei einem anderen, älteren schwulen Freund von mir, der uns oft in Potsdam besuchte, hatte er keinerlei Bedenken und schickte uns sogar allein auf Wanderungen, wenn er ein Manuskript fertig stellen oder seinen Nachmittagsschlaf halten wollte. Inzwischen hatte er es gelernt.

Lew Rasgon

Seinen endgültigen, heiteren Abschluss findet dies Kapitel, nachdem ich mit Efim seinen Freund Lew Rasgon in Moskau kennengelernt habe. Der ist damals schon über neunzig Jahre alt; wir haben ihn danach nur noch zwei- bis dreimal gesehen, bevor er starb. Lew hat schon große Schwierigkeiten beim Gehen, aber er ist ein schöner alter Mann, von einer strahlenden Wärme und Güte, dabei scharfsinnig, aufmerksam und von einer erstaunlichen intellektuellen Beweglichkeit. Sein Erinnerungsvermögen würde auch einem Fünfzigjährigen alle Ehre machen.

Einen ganzen Nachmittag lang erzählt er uns von seiner Arbeit in der berühmten Begnadigungskommission, der fast ausschließlich Künstler(innen) und Intellektuelle bzw. Schriftsteller(innen) angehören und die berechtigt ist, sofern sie ein einstimmiges Votum abgibt, bereits ausgesprochene Todesurteile in ‚lebenslänglich' umzuwandeln. Ich bin beeindruckt, wir beide sind es, mit welch tiefem Ernst er von seinem nicht endenden Akten-Studium berichtet, von der Entsetzlichkeit der Verbrechen – häufig durch sehr junge Leute verübt – von seinem unausgesetzten Bemühen, Leben, junges Leben zu retten, indem er sich die Fälle so genau einprägt, dass sich seiner Argumentation in der Kommission niemand entziehen kann, und von seinem Glück, wenn es wieder einmal gelungen ist – nicht prinzipiell und blindlings, sondern nach schlaflosen Nächten, reiflicher Abwägung und schließlich gewonnener Überzeugung. Zu den Sitzungen muss er mit dem Wagen abgeholt werden, weil er kaum noch laufen kann. Die Aktenberge werden ihm ins Haus geliefert, weil er sie sowieso nicht tragen könnte. So nutzt er – der selber siebzehn Jahre im Gulag war, dort seine erste Frau verlor und ein bewegendes

Buch über diese Zeit geschrieben hat: *Njepridumannoje* (Deutsch: Nichts als die reine Wahrheit) seine letzten Kräfte und letzten Wochen und Tage, um eine Hoffnung weiterzutragen, die ihm vielleicht selber das Leben gerettet hat: dass der Mensch lernfähig ist, dass Einsicht möglich ist und dass es sich lohnt, den Kampf darum – an welcher Stelle auch immer – nicht aufzugeben. Daher seine gewaltige Ausstrahlung*: Voilà – un homme!* Als wir am Ende noch über seine alljährlichen Reisen nach Italien sprechen, wo er einige Monate im Jahr bei seiner langjährigen Gefährtin zu verbringen pflegt, tritt ein schmerzliches, liebevolles Lächeln in sein Gesicht:
Ich werde sie wohl nicht mehr wiedersehen, sagt er leise und deutet auf seine ungehorsamen Beine. Dabei rinnen ihm zwei langsame Tränen die Wangen herab. Wir spüren, dass hier jemand tapfer und still seinen Abschied vorbereitet, und schweigen achtungsvoll mit ihm, bis er sich wieder gefasst hat. Später werden wir seine Freundin in Mailand treffen und ihr von diesen gemeinsamen Gedenkminuten erzählen.
Von Stund an wird Efim bei allen möglichen Gelegenheiten lächelnd mitteilen:
Ich habe nur einen Rivalen in Elkes Zuneigung, und der ist 93 Jahre alt – Lew Rasgon.
Nil pluriformius amore!

Bei Freud und Sissi

Am Flughafen von Wien steht Wolfgang Kraus, der uns für die ersten Wochen in seine Zweitwohnung eingeladen hat, bevor wir im Gästehaus der Uni einApartment bekommen. Aparterweise liegt diese Wohnung schräg gegenüber von der eines gewissen Herrn Sigmund Freud in der Berggasse. Efim kennt Wolfgang Kraus von früheren Besuchen, ich glaube, er war auch einmal in Leningrad. Er ist der Begründer der österreichischen

Gesellschaft für Literatur und der österreichischen Bibliotheken im Ausland, ein überaus kultivierter und liebenswürdiger Mann, vielleicht mit etwas zu viel Verehrung für Promis (wie so viele Österreicher) und überhaupt konservativ – durchaus im guten Sinne.. Er hat auch einmal eine Fernsehsendung mit Efim gemacht, seitdem die Freundschaft.

Seine Wohnung, die nun eine Zeitlang unsere wird, ist großzügig, gepflegt, mit einer umfangreichen Bibliothek und günstig gelegen. Wir sind ihm äußerst dankbar, nicht gleich in eine schablonierte neutrale Gästehaus-Etage einziehen zu müssen. Dies hier ist ein individuelles Ambiente mit schönen alten Möbeln. Hier lebte er mit seiner Frau, von der er jetzt schon länger getrennt ist. Sie ist – ich weiß nicht, warum – offenbar in psychiatrischer Behandlung. Unwillkürlich frage ich mich, ob ich jetzt mehr bei ihr oder ihm zu Gast bin. Meist sind es ja doch die Frauen, die Behaglichkeit und Ästhetik herzaubern. Aber das bleibt offen. Kraus lebt jetzt mit seiner Freundin zusammen, hat aber die alte Wohnung behalten. Ein bisschen glaube ich freilich, die Problematik der Gattin zu verstehen, als ich bemerke, dass ich zwar höflich, aber doch eher als schmückendes Beiwerk zu Efim behandelt werde. Da scheinen uralte Vorurteile am Werk zu sein, und das ändert sich auch nicht, als ich ihm eins meiner Bücher (auf Efims Anraten) zum Dank schicke. Die wirklich ernst zu nehmenden Sachen schreiben eben doch die Männer – so spüre ich seine unausgesprochenen Vorbehalte. Na gut, soll er ruhig dabei bleiben. Mir genügt, dass Efim, der so viel älter ist, tatsächlich so viel moderner, jünger und offener ist und zeitlebens die eigenständige Arbeit und Position von Frauen geachtet und gefördert hat.

Natürlich besuchen wir Herrn Freud – schließlich bin ich ja auch Psychologin und Psychotherapeutin, nicht nur Literaturwissenschaftlerin. Der genius loci seiner Wohnung ist bewegend. Einerseits ganz privat, mit

zahllosen kleinen Figürchen, Statuetten griechischer Götter und Andenken an Reisen und Menschen und diesem berühmten Kelim auf der ebenso berühmten Couch. Zugleich der Ort, an dem die Psychoanalyse ‚erfunden' wurde, als eine Wissenschaft und Heilkunde, in der der Arzt weitgehend (scheinbar) passiv und unsichtbar bleibt. Ich habe nie verstehen können, warum heutige Kollegen so ängstlich bemüht sind, keinerlei Anzeichen ihres privaten Lebens für die Klienten sichtbar zu machen. Freud selber ging völlig anders damit um. Seine Klienten und Klientinnen kannten meist auch seine Frau oder die Kinder, vor allem Anna, die zunehmend mit ihm zusammen arbeitete und auch endlose Jahre – nicht unbedingt zu ihrem Besten – vom eigenen Vater therapiert wurde. Die Therapie der Klienten lief dann natürlich völlig gesondert ab. Zu meinem Erstaunen wurden sie zum Teil sogar an seinem Ferienort in den Bergen empfangen, wenn er es für richtig und wichtig hielt. Das gilt vor allem für Lou Andreas-Salomé, seine Lieblingsstudentin und Kollegin im Alter und Freundin von Tochter Anna, sowie die Prinzessin Marie Bonaparte, ebenfalls Klientin und Seelenfreundin, ohne deren energische und engagierte Hilfe er nicht mehr rechtzeitig vor den Nazis nach England geflohen wäre. Es spielt keine Rolle, dass manche seiner Theorien sich überholt haben oder durch nachfolgende Wissenschaftler, vor allem Alexander Mitscherlich, ausgeweitet wurden bzw. auch abgelehnt wurden, vor allem von den Feministinnen. Niemand kann bestreiten, dass die Psychoanalyse ein Riesentor zum Verständnis des Unbewussten aufgestoßen und die Menschheit in ihrem Selbstverständnis weiter gebracht hat als alle anderen Wissenschaften. Er ist einer der ganz Großen Denk-Väter des 20. Jahrhunderts - und gerade darin, dass er sein Augenmerk auf die scheinbar geringfügigen, unbeachteten Dinge legte und sie zu interpretieren lehrte.

In dieser Zeit fällt mir auf, dass Efim häufig seine Furchtlosigkeit betont – und in der Tat ist er selbst in angstmachenden Situationen erstaunlich ruhig, besonnen und klar im Kopf: z.B. als er entdeckt, dass man in Leningrad in sein Hotelzimmer eingebrochen ist, oder als er einmal in Moskau – ich war nicht dabei – von einem entgegenkommenden Fußgänger mit dem Fuß auf die Brust getreten wurde. Oder auch, wenn wir im Dunkeln und spät nachts in Leningrad oder nun auch Petersburg unterwegs waren, zu schweigen von Betrunkenen an den Tram-Haltestellen, die rasch aggressiv werden konnten, auch wenn man sie ganz freundlich ansprach. Offenbar erwarteten sie immer Unfreundlichkeit und konnten mit Freundlichkeit nicht ohne Misstrauen umgehen – ein trauriges sowjetisches Erbe.
Tatsächlich habe ich ihn also nie furchtsam erlebt – egal, was geschah. Wir sind Wochenende für Wochenende in den einsamen Bergen hinter Barcelona gewandert, wenn wir dort für viele Wochen eingeladen waren, meist ohne andere Menschen zu treffen. Wir sind kurz nach der Wende in den hunderte Meter hohen steilen Felsen der Sächsischen Schweiz hinter Dresden, in der so genannten ‚Bastei,‘ herum geklettert, als es noch nichts als rostige Eisenleitern gab, um auf die höchsten Punkte zu gelangen, und wir sind in Petersburg in den frühen neunziger Jahren in jedes noch so finstere Treppenhaus und in jeden Fahrstuhl gestiegen, wenn Freunde uns gerufen und eingeladen haben. Oft brannte das Licht nicht, oft war der Fahrstuhl kaputt, oft trafen wir unsichere Gestalten in der Finsternis – Efim war nicht zu erschüttern und ich folgte ihm tapfer, wenn auch gelegentlich mit bangem Herzen, während um uns und überall die Menschen von Überfällen, Morden, Brandstiftungen, geraubtem Zahngold oder verschwundenen Stradivaris usw. berichteten.
Aber wie war es mit seinen Träumen? Ich habe viel über Träume gearbeitet, sei es als Psychologin oder in der

Literatur. Ist Angst etwas, was man sich abgewöhnen kann, was dem Willen untertan ist? Gibt es ein Jenseits der Angst? Was ich mit Efim erlebte, war eine geradezu prototypische Situation. Fast jede einzelne Nacht nämlich fuhr er mit angsterfülltem Rufen oder Schreien und wild um sich schlagend aus Albträumen hoch und war unendlich dankbar, wenn ich ihn so rasch wie möglich weckte, ihn bei seinem Namen rief und ihm mit meiner vertrauten Stimme versicherte, dass alles in Ordnung und nur ein Traum sei. Dann fing er unmittelbar aus dem Erleben heraus an zu erzählen. Es klang immer wie ein düsterer spannender Film – so lebendig wusste er noch im Halbschlaf zu erzählen. Wenn alles gut bei mir aufgehoben war, konnte er schnell wieder ruhig einschlafen – diesmal fest und tief. Der Urgrund eines jeden solcher Träume war eine Verfolgungssituation, eine Kidnapping-Aktion, gewalttätige Gestalten im Dunkeln, die ihn angriffen, oder das Phänomen des Verrats in allen denkbaren Facetten. Ich begriff allmählich, dass er bei Tage mit seiner gewaltigen Willenskraft die Gespenster der Vergangenheit zu bannen wusste. Bei Nacht aber wurde er wehrlos, sie kamen aus all ihren Verstecken und fügten ihm – gemäß dem von Freud entdeckten psychischen Mechanismus des Wiederholungszwangs – eine nicht endende Reihe von neuen Verletzungen (auch ganz körperlich), Beleidigungen, Entwürdigungen und des Verrats zu, so dass es zu keinem Abschluss dieser seiner Lebensphase kommen konnte. Heute bin ich – übrigens gemeinsam mit dem Arzt, der ihn am Ende operierte - der festen Überzeugung, dass seine tödliche Krebserkrankung diesen existentiellen Enttäuschungen und zerstörerischen Erlebnissen geschuldet war; und der Angst, die er so lange Zeit erfolgreich zu unterdrücken gelernt hatte, um seine Familie nicht zu beunruhigen und selber handlungsfähig zu bleiben.

In unserer zweiten Wiener Wohnung, dem Gästehaus der Uni, ging es etwas unpersönlicher zu, aber sie war ganz in Ordnung. Efim stand – wie immer – jeden Morgen früh auf, um seinen obligaten Spaziergang nebst Turnübungen im Freien zu machen; danach kam er zum Frühstück. Überall auf der Welt haben wir es über die Jahre so gehalten. Aber hier in Wien, wo die Leute so konservativ sind und so gerne boshaft über andere reden, bekam ich eines Tages konkrete Besorgnisse.
Efim hatte schon öfter erzählt, er ginge so gern in jenen kleinen Park, in dem ein großes Sissi - Denkmal steht – eine Statue der letzten österreichischen Kaiserin. Dort – gleichsam in ihrer Gesellschaft – verrichte er seine Übungen. Nun muss man wissen, dass er sich dazu seines Pullovers (im Winter) oder auch seines Hemdes (im Sommer) zu entledigen pflegte, so wie ihm das nach einer schweren gesundheitlichen Krise (nach dem Tod seiner Frau Katja) vom Arzt angeraten worden war. Eines Tages kam er zurück und berichtete ganz verwundert, dass ihn ein Polizist zur Ordnung gerufen und nach seinen Personalien bzw. Papieren gefragt habe, die er natürlich nicht dabei hatte. Ich erschrak innerlich und versuchte ihn zu warnen, wenn auch scheinbar im Scherz:
Wahrscheinlich werden sie dich demnächst als Obdachlosen oder Perversen oder gar als Kinderschänder verhaften und mitnehmen, wenn du dich ausgerechnet vor der jungen Sissi immer ausziehst und vor ihr rumturnst. Er schaute mich so fassungslos an, dass ich lachen musste.
Verstehst du nicht: es gibt solche Leute in allen Variationen und Parks sind ihre bevorzugte Region. Wie soll so ein tumber Polizist wissen, dass Du reinen Herzens deine Tänze vor Sissi machst und sie nicht mit unzüchtigen Phantasien beleidigst!
Sind die alle verrückt? fragte er – noch immer entgeistert. Ich nahm ihm das Versprechen ab, ein bisschen

vorsichtiger zu sein, vielleicht zum Turnen doch an andere Stellen zu gehen. Das war vor beinahe zwanzig Jahren. Wenn ich die Ereignisse des letzten Jahres in Deutschland betrachte, mit einem Missbrauch-Skandal nach dem anderen, besonders in Internaten und Kirchengemeinden, also durch Geistliche und Lehrer, dann bin ich noch nachträglich froh, dass ich in dieser und anderen Situationen schon durch meine bloße Anwesenheit und kritischere Sichtweise ihn ein bisschen schützen konnte vor Dummheit und übler Nachrede. Selbst in der Bretagne, wenn wir am Meer waren und er so unbefangen kleine Kinder ansprach und sich mit ihnen unterhielt, sah ich manchmal besorgte Blicke der Erwachsenen, die sich sofort beruhigten, wenn ich mich deutlich als seine Frau an seine Seite stellte und an der Plauderei beteiligte. Efims Erstaunen und Kummer über die Krankheit dieser Welt, die in Interesse und Anteilnahme immer zuerst Gefahr und Feindseligkeit wittert, war riesig.

Wien ist freundlich zu uns. Efim hat seine Vorlesungen über russische Literatur und Poetik angefangen, meistens begleite ich ihn. Zu Beginn ist das Auditorium mäßig gefüllt, obwohl die Veranstaltung für Hörer aller Fakultäten offen ist. Mir fällt auf, dass von den Dozenten kaum jemand anwesend ist, höchstens einer von dem Lehrstuhl, der ihn eingeladen hat. Ich versuche ein Spiel, das ich öfter spiele: es besteht darin, Efims Ausführungen so zuzuhören, als hätte ich ihn noch nie gehört und wüsste nichts von der vorgetragenen Materie. Nur so erkennt man die besondere Eigenart seiner Herangehensweise. Sie scheint naiv, bar jeder Theorie. Jeder kann seinen Gedankengängen folgen. Aber dann weitet sich der Horizont unmerklich immer weiter, sein Gedankengebäude wird mehrstöckig, bleibt dabei jedoch transparent und lässt genügend Raum für die zur Erhellung zunehmend herangezogenen Beispiele und Vergleiche aus anderen Nationalliteraturen. Dabei per-

len gereimte und ungereimte Zitate in vier verschiedenen Sprachen nur so aus seinem Mund. Zwar gibt es ein Manuskript, aber er löst sich nach den ersten Minuten vollständig davon und spricht frei, um – nach seiner Art – die Zuhörenden umso intensiver ansprechen und in den Blick nehmen zu können. Sein Gedächtnis ist phänomenal, auch noch mit über achtzig Jahren, aber ungleich eindrucksvoller ist seine Fähigkeit, jede anwesende Person gleichsam persönlich zu meinen und um ihr Verständnis zu ringen, als wäre er mit ihr in einem Zweiergespräch. Und wie in einem Dialog entfaltet sich sein diskreter natürlicher Charme dort am ehesten, wo er Überzeugungsarbeit leisten möchte, wo sein persönliches Heiligstes verhandelt wird: die Literatur, die Sprache, die Poetik. Sein diesbezügliches Sendungsbewusstsein ist geradezu greifbar, ohne dass er es je auf einem Silbertablett vor sich her tragen würde. Nein, ganz anders: überwältigt von seiner Liebenswürdigkeit und Sachkenntnis lauscht man der literaturpsychologischen Beweisführung, die sich selber wie ein spannender Roman ausnimmt, und ist schon überzeugt, bevor er ganz zum Ende kommt. Wenn dann einer fragt: Und wo bleibt die Theorie? Dann lächelt er und sagt:

Sie haben ihr eben zugehört, Monsieur. Ich benutze keine fertigen Muster, sondern entwickle narrativ meine eigenen, von der genauen Betrachtung der Sprache abgeleiteten Modelle. Ich kenne Foucault, Lacan, Derrida und wie sie alle heißen, ebenso wie Sie. Aber ich bitte Sie, machen Sie sich frei davon, trauen Sie darüber hinaus auch Ihren eigenen Gefühlen und Beobachtungen, dann werden Sie auch die angemessene Sprache dafür finden.

Das Publikum lauschte ihm staunend und gab reichlich Beifall. In der nächsten Sitzung fiel mir auf, dass sich mehr Kollegen eingefunden hatten, so als hätte es sich herumgesprochen, dass hier endlich mal einer denkend sprechen und sprechend denken kann, dass hier tatsäch-

lich ‚Geisteswissenschaft' stattfindet, so als könnte es nicht anders sein, unprätentiös, souverän und überzeugend. Und so ging es weiter.
Von Woche zu Woche wuchs der Strom ins Auditorium, wuchs die Zahl der Professoren und wissenschaftlichen Assistenten, die sich neben ihre Studenten in die Stühle setzten und ebenso fleißig wie sie mitschrieben. Und Efim stand vorne und schien nichts zu merken. Unprätentiös und zugleich mit großer Intensität schrieb er seine Worte in ihre Herzen und entließ sie am Ende mit einem freundlichen Lächeln zum Dank für ihre gespannte Aufmerksamkeit. Ich habe viele Jahre nach seinem Tod auf einem Goethe- Symposium in Afrika einen Kollegen aus Wien getroffen, der wie ich zum Vortrag nach Johannesburg geladen war. Am Abend bei einem Glas Wein sprach ich ihn an und erinnerte ihn an seine Anwesenheit bei Efims Vorlesungen. Er war in der Tat der Erste, der sich einfand. Sein eigentlich verschlossenes Gesicht öffnete sich plötzlich wie eine Palasttür und sein stets sprungbereiter, allseits gefürchteter Sarkasmus verflüchtigte sich und machte aufrichtiger Bewunderung Platz, als er Efims Namen hörte und sich erinnerte. Zweifellos hat er tiefer als andere erkannt, dass hier jemand seine Schätze verschenkte, ohne jemals an Konkurrenz zu denken und ohne jemals anderen ihre je eigene Qualifikation abzusprechen. Er konnte einfach nicht anders. Das war Wendelin Schmidt-Dengler, der inzwischen gestorben ist. Unsere nächtlichen Gespräche mit den nach einem langen spannenden Tag in Kapstadt verbliebenen Kollegen sind unvergessen – er war der klügste, der ironischste und trinkfesteste – ihm sei hiermit ein kleines Denkmal gesetzt.
Im Übrigen steckt Wien voll herrlicher Museen und ausladender Architektur, voller Kaffeehäuser, deren Rangordnung man lernen muss, damit man weiß, wo die Promis sich treffen und wie man sie vermeiden kann, und voller Theater, Musiksälen, Parks und Palais. Wir

hören ein wunderbares Konzert der russischen Pianistin Leonskaja und sprechen nachher lange mit ihr. Noch bewegender die Begegnung mit dem Dirigenten Kurt Sanderling (der eben – im Jahre 2011 – mit fast neunundneunzig Jahren gestorben ist) nach seinem erstaunlichen Konzert. Damals ist er beinahe achtzig und Efim kennt ihn aus der Zeit, da er und Solschenizyn und Sanderling alle am selben Ort außerhalb von Leningrad den Sommer auf der Datscha verbrachten und sich täglich sahen. Wie immer muss ich Efim erst drängen, dem alten Freund ein persönliches Wort zu sagen – zu groß ist seine Angst, andere zu belästigen. Aber ich kann ihn doch überzeugen und im Nu sprechen die beiden miteinander Russisch wie eh und je, erinnern sich an gemeinsame Erlebnisse und freuen sich ihrer Wiederbegegnung.
Sanderling lädt uns dringend ein, ihn in Berlin zu besuchen. Aber dazu kommt es nicht mehr.
So sehr uns vieles in Wien gefällt, schauen wir uns doch immer wieder befremdet an, wenn wir auf ‚barockisierte' oder ‚gotisierte' Kirchen stoßen (also epigonale, nachgeahmte Stile), wenn wir in der prunkvollen Oper sind, in der Hitler zu seinen Studentenzeiten vorzugsweise Wagner gehört hat, oder mit dem ungebrochenen Sissi - Kult konfrontiert werden – Sissi oder Mozart, einer von beiden findet sich in fast jedem Schaufenster. Bald gewöhnen wir uns an, über das Wochenende irgendwohin in die Berge zu fahren, auf einem Bauernhof zu übernachten, zu wandern und die Landschaft zu erkunden. An besonders schönen Stellen kommen wir ins Träumen:
Hier ein Häuschen zu haben, mit diesem Blick ins Gebirge oder auf den Fluss… hier könnte man gut schreiben. Immer nehmen wir auch Arbeit mit und häufig mache ich mich alleine auf in die Wälder und Berge, wenn Efim seine nächste Vorlesung vorbereiten muss. Drei, vier Stunden durch Schnee und Eis, quer durch

den Hochwald. Vor mein inneres Auge treten Figuren aus Stifters Erzählungen, seine merkwürdig präzisen Landschaftsbeschreibungen, die Einsamkeit allerorten, aber auch die von Hassliebe geprägten Texte von Thomas Bernhard oder Elfriede Jelinek – dabei entdecke ich, dass mein neu erworbenes erstes Handy in den Bergen nicht funktioniert. Keine Möglichkeit, Efim anzurufen, damit er sich keine Sorgen macht. Da ich fast nie jemand treffe und mir jederzeit etwas zustoßen könnte, keine ungefährliche Sache. Aber ich kann es nicht lassen. In Oregon war ich gewöhnt, jedes Wochenende mit einer kleinen Gruppe von Freunden am Meer oder im Gebirge zu verbringen. Skilaufen ist hier nicht möglich, aber wenn ich mich nicht ausgiebig bewege, stellen sich Entzugserscheinungen ein.
Abends erwartet uns ein von der Bäuerin eigens gekochtes einfaches Mahl.
Moshno? fragt Fima unfehlbar zwischen zehn und elf Uhr. Der köstliche grüne Veltliner ist überall vorrätig, aber wir lassen uns auch auf die anderen jeweils lokalen Weine ein. Im Übrigen lese ich wie berauscht – noch nie habe ich so hemmungslos viel Zeit genussvoll mit Lesen verbracht – es ist ja mein erstes freies Forschungssemester mit vollem Gehalt. Es ist paradiesisch. Neben Material zu meinem Buch - Projekt über Mutter – Tochter - Verhältnisse in der Literatur verschlinge ich Biographien über Peter den Großen, über Voltaire und Madame du Chatelet, seine fabelhaft gebildete, schöne und brillante Freundin; ich lese noch einmal in aller Ruhe *Krieg und Frieden* und all die anderen großen Russen, lerne Zwetajewa und die Achmatowa immer besser kennen und tauche tief in die Geschichte und Gesellschaft dieses geprügelten, armen, stolzen, herrlichen Landes ein – Russland.
Abend für Abend wird es mir vertrauter, zehn lange Jahre reden wir eigentlich fast immer über Russland und werden es nicht müde, seine multiplen Knechtschaften,

seine Dichter, Maler, Musiker, Herrscher und Zarinnen, Bauern, Handwerker und Kleinbürger, seine Utopien und Abstürze und seine große große Geduld zu begreifen. Efim steckt voller Geschichten und Kenntnisse, voller Anekdoten und Fakten, vor allem voller Liebe zu jedem Detail. Er empfindet kein Heimweh, zumal wir ja jederzeit hinfahren können und dies in den Jahren, die uns vergönnt sind, auch zwei bis dreimal jährlich tun, aber eine tief verwurzelte Loyalität, ein nie ermüdendes Erbarmen mit den Benachteiligten, Erniedrigten und Beleidigten und einen liebenden Stolz auf die Großen der Nation und die Gewalt der russischen Landschaft und Natur. Am Ende unseres halben Jahres in Wien werden wir eine öffentliche Lesung von Puschkins *Eugen Onegin* durch Peter Stein, den legendären deutschen Regisseur, besuchen und ich fange an zu verstehen, warum es nicht genügt, Tschaikowsky's Oper zu kennen. Also lese ich Puschkins Text in verschiedenen deutschen Übersetzungen, vergleiche und diskutiere sie mit Efim, der alle Übersetzer persönlich kennt, und entdecke erstmals die köstliche Ironie, die unerhörte Eleganz der Sprache in diesem erstaunlichen Poem. Da ich gleichzeitig an einem Aufsatz über Literatur aus dem Gulag arbeite, kann ich nun auch den Bericht von Jewgenia Ginzburg ungleich besser nachvollziehen, wenn sie in ihrem Buch *Gratwanderung* die Szene beschreibt, in der ihr das auswendige Rezitieren des Onegin - Textes während des Transports zuerst beinahe den Tod und gleich darauf die Rettung vor dem Tod beschert. Im Zug ist nichts Gedrucktes erlaubt. Der wachhabende Soldat ist ganz ungebildet und kann nicht glauben, dass man so viel Text im Kopf haben und auswendig rezitieren kann. Als sie es ihm vorführt, wohlbemerkt mit einem auf sie gerichteten Maschinengewehr vor Augen, falls sie lügt, fängt er unbändig an zu lachen (nachdem er sie gerade noch wütend erschießen

wollte) Kein anderes Land auf dieser Erde, in dem die explosiven Gegensätze so dicht beieinander liegen!
Aber da sind noch die anderen Wiener Freunde, alle suchen wir auf: Lisa und Heinz Markstein, beide bis zur Stunde überzeugte Sozialisten, unendlich warme, treue und herzliche Menschen, die anspruchslos in einer kleinen Dreizimmerwohnung leben und schreiben. Lisa, die zeitlebens die einzige von Solschenizyn anerkannte deutsche Übersetzerin seiner Werke blieb, ist trotz ihrer Behinderung durch einen fast gelähmten Arm und ihre spätere Krebserkrankung von unerhörtem Fleiß, unterrichtet und gibt Vorlesungen bzw. hält Vorträge und kümmert sich um ihre (später ebenfalls krebskranke) Tochter. Heinz schreibt spannende und erfolgreiche Jugendbücher über solche unerwarteten Themen wie etwa Maimonides und andere herausragende historische, ermutigende Gestalten und trägt damit auf unterhaltsame Weise zum selbständigen Denken der Jugendlichen bei. Bei ihnen fühlen wir uns immer wie zuhause und des Austauschs über russische Neuigkeiten aus Literatur und Gesellschaft ist kein Ende.
Überaus bewegend unsere wenigen Begegnungen mit Graf Batthyány und seiner Frau, Gräfin Esterházy. Bei seinem einjährigen Stipendien-Aufenthalt im Berliner ‚Wissenschaftskolleg' hatte Efim den Schriftsteller Peter Esterházy kennen gelernt. Jeden Donnerstag gab es im Wissenschaftskolleg ein bestimmtes Ritual mit Vortrag und anschließendem Dinner, zu dem auch die PartnerInnen der Stipendiaten eingeladen waren. Wir saßen eigentlich fast immer bei Peter Esterházy am Tisch (mit dem sich Efim bald duzte) und erhielten von ihm auf Efims dringende Anfrage die aktuelle Adresse seiner Tante, eben jener Gräfin Esterházy. Als blutjunger Offizier hatte Efim ihren ebenso jungen Mann beim Einmarsch der Roten Armee in Österreich getroffen und die beiden waren rasch Freunde geworden. Eigentlich befand sich der Graf nach seinem spontanen Seiten-

wechsel als Gefangener bei den Russen und wurde in erster Linie von Efim verhört, weil der perfekt Deutsch sprach; später wurde er nach Sibirien geschickt.. Nun war es fünfzig Jahre später, Efim und er hatten sich völlig aus den Augen verloren und ein Brief ging nach Wien, um die alte Beziehung aufzufrischen. In seiner *Barcelonskaja Prosa*, in Russland im Jahr 2001 zusammen mit *Sapiski Nesagoworschtschika* veröffentlicht, erzählt Efim die wundersame Geschichte dieser Wiederbegegnung. Ich füge an dieser Stelle seine Erzählung im Originalton ein und werde danach einen Epilog anfügen. Efim starb, bevor er es selbst tun konnte.

Graf Ferenc Batthyány (Efim Etkind, (a.d. Russ: von Renate Stolze)

Verhör du ihn, sagte Oberst Potapov, ich versteh nicht, was er brabbelt.
Er ließ uns beide allein. Ich hatte einen blutjungen, hübschen Offizier von fast mädchenhaftem Aussehen vor mir, in ungarischer Uniform; die Schulterklappen hingen in Fetzen herunter, mit den Uniformknöpfen waren Stoffstücke herausgerissen. Er saß unbeweglich, die Hände auf die Knie gelegt, und betrachtete mich aufmerksam . Er sprach Deutsch ohne Akzent, aber langsam, die passenden Worte suchend. Das war merkwürdig: normalerweise kümmerten sich die Gefangenen wenig um die Form ihrer Antworten und bemühten sich, den sowjetischen Offizier, von dem ja alles Mögliche zu erwarten war, schnellstens günstig zu stimmen. Mein Gesprächspartner war wohlerzogen und vor allem von angeborener Würde.
Es stelle sich heraus, dass er Ferenc Batthyány war, Abkömmling eines Grafengeschlechts, dem Ungarn Minister, Generäle und Gelehrte verdankte. Er war noch nicht lange in der Armee, vorher war er wegen Krank-

heit freigestellt worden. An der Seite der Deutschen kämpfen wollte er nicht: Die Politik der Nazis war ihm zuwider. Für die Sowjetunion empfand er schon lange Sympathie; all seine Freunde kamen aus Kreisen der linksliberalen Intelligenz. Er wartete einigermaßen günstige Umstände ab und überquerte nachts die Frontlinie. Russische Soldaten ergriffen ihn, hielten ihn für einen Spion und verprügelten ihn grausam, bevor sie ihn dem Kommandostab der Truppe übergaben. (Er hatte ein blaues Auge und eine Schramme auf der Stirn). Vom Regiment wurde er der Division überstellt, von dort zur Armee – und jetzt saß er vor mir im Armeestab, in der Abteilung Aufklärung.

Man war noch nicht dazu gekommen, ihn zu verhören – ich war sein erster militärischer Untersuchungsrichter. Zweifel weckte er nicht; die Geschichte, die er erzählte, war glaubhaft. Er war ein Überläufer, der Vertrauen verdiente. Ich sprach lange mit ihm; von militärischen Dingen verstand er nichts, er war ja erst einige Tage an der Front, beim Balaton See, gewesen. Er lebte in Budapest, erzählte von der Stimmung in der Stadt. Nach seinen Worten warteten alle auf das Ende des Krieges, die Deutschen waren unbeliebt, die sowjetische Armee würde mit Erleichterung, sogar mit Freude empfangen werden. Die Einwohner der ungarischen Hauptstadt zeigten sich sehr viel furchtsamer als noch vor kurzem. Noch nie hatten die Menschen solch panische Angst vor den Bombardierungen gehabt, sich so einmütig in den Luftschutzbunkern zusammen gedrängt – warum? Sehr einfach: Das Kriegsende war nah, niemand wollte in den letzten Wochen umkommen, es wäre zu blöd gewesen. Aber er war nicht aus Feigheit übergelaufen, nicht, um seine Haut zu retten: Er wollte Ungarn helfen, wo er nur konnte.

In diesem Gebiet kenne ich alle Wege gut, erklärte er beharrlich, um Würde bemüht, und litt darunter, dass die Knöpfe abgerissen waren, dass er ungewaschen und

unrasiert, vollkommen erschöpft und hungrig war. Er roch schlecht, war sich dessen bewusst und wäre, wie er mir später erzählte, vor Scham am liebsten im Erdboden versunken. Die Wege hier, sogar die Waldpfade, kannte er seit seiner Kindheit – die Familie hatte ein Landgut am See, hier hatte er mehr Zeit verbracht als in Budapest. Ich kann mich auch bei der Propaganda nützlich machen, schlug er vor und kam mir damit zuvor. Dann fuhr er fort:

Den Namen Batthyány kennt jeder Ungar, der auch nur ein bisschen von seiner Geschichte weiß. Sie können sich vorstellen, wie überzeugend auf alle meine Landsleute die Worte von Ferenc Batthyány wirken – meinem Beispiel werden viele folgen, die sich bislang aus einem falschen Ehrbegriff zu einem solchen Schritt noch nicht entschließen konnten. Ich bin nämlich überzeugt, dass ein Mensch von Ehre nicht für Hitler und Himmler kämpfen kann.

Später erzählte er mir ausführlich von seinem Vorfahren, Lajos Batthyány, der während der Revolution von 1848 an der Spitze der ersten ungarischen Regierung stand, die Unabhängigkeit Ungarns gegen Österreich verteidigte, von den siegreichen Österreichern gefangen genommen und auf Grund des Urteils des Heeresrichters 1849 in Pest erschossen wurde. Er war damals etwas über vierzig Jahre alt; begreiflicherweise wurde er in seinem Land zu einer legendären Gestalt. Von ihm hatte Ferenc Batthyány seine Vorstellung von Ehre geerbt.

Wie es sich für den Chef der sowjetischen Aufklärungsabteilung gehört, brüllte Oberst Potapov: Dummes Geschwätz! Für ihn war es schwer zu verstehen, dass sich der junge Ungar von staatsbürgerlichen Idealen leiten lassen könnte. Klarer Fall, man hatte ihn hergeschickt, um unsere Pläne auszuschnüffeln, sich unsere Stellungen zu merken, unsere Waffen zu zählen. Du wirst

schon sehen, er brennt wieder durch… – Aber er könnte uns ernsthaft eine Hilfe sein! – Blödsinn!
Potapov drückte sich etwas krasser aus. – Und auf den Wegen finden wir uns selber zurecht! Lange musste ich dem allzeit wachsamen Oberst klar machen, dass wir Batthyány unbedingt brauchten: erstens war sein Name für die Propaganda unter der ungarischen Bevölkerung unersetzlich; zweitens konnte ich kein Ungarisch und Kotljar ebenso wenig, und wir hätten jetzt bald viele ungarische Gefangene – verhören könnten wir, Kotljar und ich, sie nur mit Hilfe Batthyánys, der Deutsch sprach. Und drittens war er ja kein Gefangener, sondern ein Überläufer – was gab es für Gründe, ihm nicht zu glauben? Potapov winkte ab: was die Propaganda betraf, so sollten sich die Politiker aus der Siebten Abteilung darum kümmern, damit hatten wir nichts zu tun… Und als Übersetzer lasse ich ihn nicht ran – woher willst du wissen, dass er euch nicht betrügt?
Potapov zu überzeugen, fiel mir nicht leicht, er konnte mich nicht leiden. Es genügt der Hinweis, dass unser Chef um die attraktive Musja Kotljar, die zweite Übersetzerin unseres Stabes, herumschlich, die ihn entschieden abwies, mich aber hielt Potapov (nicht ganz grundlos) für seinen erfolgreichen Rivalen. Seine Machtstellung missbrauchte er nicht (dafür waren wir ihm dankbar), doch er versuchte auf jede nur mögliche Weise, mich in ihren Augen herabzusetzen. Einmal lud er uns beide zu sich ins Arbeitszimmer ein, aus Anlass einer weiteren Siegesfeier, und forderte mich auf, ihm den Inhalt irgendeines erbeuteten Dokuments zu übersetzen, unterbrach mich bei meiner Antwort und sagte: Trink auf Ex, und dann berichtest du! Ich kippte das mir gereichte Glas hinunter, versuchte etwas zu sagen, konnte aber nicht – die Stimme versagte: im Glas war reiner Spiritus gewesen, der mir die Gurgel verbrannte. Potapov triumphierte, lachte dröhnend und blickte dabei auf Musja. Sie lächelte nicht. Wie sollte er Sympathie für

mich hegen? Für ihn war ich, wie er sich auszudrücken beliebte, ein mit Bildung vollgestopftes Muttersöhnchen.
Trotzdem überließ er mir Ferenc Batthyány als Assistenten. Ich ergatterte bei der Bekleidungsstelle ein Militärhemd, weite Hosen und einen abgetragenen, aber noch brauchbaren Soldatenmantel. Der Graf wusch sich, rasierte sich und war schon am dritten Tage wieder auferstanden. Essen bekam er in der Offizierskantine, war uns gleich gestellt und wurde tatsächlich mein Übersetzer bei den Verhören der ungarischen Soldaten. Man musste den Ausdruck auf ihren Gesichtern sehen, wenn sie erfuhren, wer ihr Gesprächspartner war. Graf Batthyány? Trug dieser junge Bursche in sowjetischer Militärkleidung wirklich den berühmtesten Namen im ganzen Land? Wahrscheinlich wäre ein Franzose ähnlich erschüttert gewesen, wenn er unter vergleichbaren Umständen auf den Herzog von Orleans oder General Bonaparte gestoßen wäre.
Graf Batthyány war durch die Reaktion seiner Landsleute nicht nur belustigt – er fühlte ständig seine Verantwortung vor ihnen und vielleicht sogar vor der Geschichte.
Mit jedem einzelnen sprach er lange, ohne dass ich dabei war, und fragte sie nicht nur aus, sondern überzeugte sie. Auge in Auge sagte er ihnen das gleiche, was er im Radio und auf Flugblättern erklärte: Ungarn würde sich mit Schande bedecken, wenn es Hitler weiterhin unterstützte; die Sowjetunion stand für die gerechte Sache, mit ihr zusammen kämpften Frankreich, England, Amerika – alle Demokratien der Welt – für die hohen Ideale der Menschheit; glaubt nicht den Verleumdungen der Faschisten, die Sowjets behandelten die Gefangenen schlecht. Ich, Ferenc Batthyány, bezeuge die hier bei den Russen herrschende Gerechtigkeit und Menschenliebe. Wenn ihr euch in Gefangenschaft begebt, sprach er zu den noch kämpfenden Soldaten, befreit ihr euch

von der schrecklichen Verantwortung für Hitlers Verbrechen, ihr behaltet Leben und Gesundheit, und das ist für Nachkriegsungarn und eure Familien dringend nötig…

Das war außerordentlich wertvoll, umso mehr, als der Krieg in Ungarn zu Ende ging und man vielleicht auf die Einsicht des Gegners zählen konnte. Die Tätigkeit Batthyánys brachte spürbare Resultate: Die Zahl der Gefangenen stieg; die meisten verwiesen auf die Argumente, die sie im Radio gehört oder auf Flugblättern gelesen hatten – der Name Batthyány übte eine magische Wirkung aus.

Wir wohnten in einem Haus und unterhielten uns abends oft, er war vertrauensvoll und von treuer Dankbarkeit, wurde jedoch nicht müde, sich über die ihm fremden Sitten zu wundern: Konnte man so viel Wein und besonders so viel Wodka trinken?

Konnte man so leben, ohne sich jemals - nicht ein einziges Mal! – im Sessel zu räkeln, auszuruhen, ein Schläfchen zu machen? Ihn wunderte die Ausdauer, das Unvermögen, sich dem Rausch hinzugeben, selbst wenn sich die Gelegenheit dazu bot, der ruhige Gleichmut angesichts der Gefahr – all das beobachtete er ständig, all das gefiel ihm. Überhaupt glaubte er weiterhin aufrichtig an die russische Seelengröße und edle Gesinnung, an die Gerechtigkeit unserer Gesellschaft und sogar des Regimes.

Es vergingen zwei Wochen; eines Abends sprach er mit mir über das, was ihn anscheinend dauernd quälte. Als er sich zum Frontwechsel bereit machte, hatte er die Familienuhr der Batthyánys, die er als letzter der Sippe erhalten hatte, vergraben – sie wurde von Generation zu Generation weiter gegeben. Das gräfliche Wappen und der Name seines Urgroßvaters, des ersten Besitzers, waren darauf eingraviert.

Er werde mühelos den Baum finden, unter dem die Uhr vergraben sei; jetzt könne man leicht dahin gelangen –

diese Stelle befand sich nun hinter der Frontlinie der vorgerückten Roten Armee. Er bat, ihm für ein, zwei Stunden ein Auto zu überlassen – es sei so wichtig für die ganze Familie!

Morgens übermittelte ich Oberst Potapov seine Bitte. Was denn, bist du völlig übergeschnappt? antwortete der. Ein Auto – für deinen Halunken? Ich hab dir ja schon gesagt, dass er zu seinen Leuten durchbrennen wird. Wer weiß, was der sich für Geschichten ausdenkt! Da hat er einen Dummen gefunden! Ich kannte Potapov, überhaupt kannte ich die hohen sowjetischen Funktionsträger – ob staatlich oder militärisch – gut: sie waren alle gleich. Aber in diesem Fall überraschte mich die Unmenschlichkeit von Potapovs Haltung. Ferenc arbeitete verlässlich, sogar aufopfernd und manchmal nächtelang mit und für uns; seine Bitte war leicht zu erfüllen, und sie war so verständlich! Ich versuchte, über das Nachkriegsungarn zu sprechen: Wir brauchen hier doch dringend loyale Freunde! Und er ist doch ein Batthyány, er wird vielleicht Außenminister; er wird dann nach Moskau fahren und sagen, dass er nie Oberst Potapov vergessen wird, der…. Der ihn – weißt du, wohin – geschickt hat? sagte der Oberst, und der Dialog, der sich in die Länge gezogen hatte, endete mit dem kurzen Kraftausdruck, ohne den Potapov beim Reden nicht auskam.

Man musste Ferenc etwas sagen, aber ich wusste nicht, was. Das Gespräch mit Potapov wiedergeben? In den Zweifel und die Unschlüssigkeit mischte sich ein Gefühl des Patriotismus, das sich in den Kriegsjahren bei jedem von uns verstärkt hatte. Um keinen Preis wollte ich ihm unsere Armee und unsere Kommandeure in einem schlechten Licht darstellen. Wie sollte man Potapovs Absage verstehen können, ich selbst konnte ja die Gründe dafür nicht benennen. Feigheit? Gemeinheit? Gleichgültigkeit? Sadismus? Abneigung gegen jeden, der anders sprach? Klassenhass? Rassismus? Wahr-

scheinlich war es das alles zusammen, komprimiert in der von ihm benutzten Redewendung: Ach, verpiss dich….
Batthyány wollte an die russische Seelengröße glauben, und mir war diese seine naive Illusion sehr teuer. Ich erfand irgendetwas: der Chauffeur war krank, aber wenn er wieder gesund war….Wir würden zusammen fahren, ich würde gern an diesem Abenteuer teilnehmen, und es sei ja auch gefährlich, ich hätte Angst, ihn ohne meine Begleitung loszuschicken …. Er glaubte mir scheinbar, und ich schämte mich.
Jedesmal war es jetzt peinlich, wenn wir zu zweit blieben.
Aber das dauerte nicht lange – nach einigen Tagen enthob mich der Befehl zur Versetzung des Stabes der 26. Armee aus Scharsentmiklosch in das österreichische Städtchen Bruck an der Mur dieser Situation. Die Militäroperationen in Ungarn waren beendet, Ferenc Batthyány wurde nicht mehr gebraucht und man steckte ihn in eine Gruppe von Kriegsgefangenen, die aus der Etappe ins Hinterland, ins Lager, geschickt wurden. Ich erfuhr davon am Abend vorher: Was, zu Fuß? – Sie kommen schon an, reg dich nicht auf! – bekam ich im Stab zur Antwort. – Die schaffen das. Aber ich wusste, dass Ferenc keine festen Schuhe hatte; die Armeestiefel waren ihm alle zu groß, er hatte kleine, zarte Füße – wie ein Mädchen.
Im Stab konnte er sich vorwärts bewegen, aber einige hundert Kilometer zurücklegen? Das war der sichere Tod. Ich arrangierte noch ein weiteres Gespräch mit Potapov, und wieder beendete er es auf die gleiche Weise: Ach, verpiss dich…!
Mir blieb nichts, als mich in das Unvermeidliche zu fügen und Fußlappen zu ergattern. Am Morgen umwickelte ich Graf Batthyány lange und ungeschickt die Füße; er begriff, was ihm bevorstand. Er begriff auch, dass man ihn unmenschlich behandelte. Über die Fami-

lienuhr verlor er kein Wort mehr – offenbar verstand er schneller, als ich gedacht hatte. Vor dem Abmarsch sagte er mir:
Falls du nach Budapest kommen solltest, dann such‘ meine Frau auf. Ihr Mädchenname ist Esterházy, sie lebt im Haus ihrer Eltern. (Er gab mir die Adresse, und es war, glaube ich, die Esterházy-Straße). Erzähl ihr von mir – wie wir zusammen gearbeitet haben, wie ich ihnen helfen wollte und was dabei herausgekommen ist. Sag ihr, dass ich immer an sie und unsere Angehörigen denken werde….. aber ob ich zurückkomme? Ob ich bis dahin durchhalte? Ich fürchte, ich schaffe es nicht. Aber sag ihr nichts davon.
Wir umarmten uns. Er ging fort. Und ich fuhr nach Bruck an der Mur.
Es ergab sich, dass ich zwei, drei Wochen später in Budapest war – ganz unerwartet führte mich eine Dienstfahrt dorthin. Ich suchte die Adresse auf, die Ferenc mir genannt hatte. Das Haus fand ich ohne Mühe; es war eine schöne Stadtvilla. Auf dem Hof traf ich auf eine Frau mit einem Eimer. Ich fragte – auf Deutsch – wo ich Frau Batthyány-Esterházy treffen könnte. Sie musterte mich beunruhigt und sagte:
Ich weiß nicht, ich weiß nicht. – Verzeihen Sie – ich blieb beharrlich – verzeihen Sie, gnädige Frau, ich muss zur Truppe zurück; ich möchte ihr gern von ihrem Mann berichten, ich habe mich vor kurzem von ihm verabschiedet. Sie stellte den Eimer ab, sagte: Kommen Sie! – fast schon im Laufen. Ich folgte ihr in den Salon und sie forderte mich auf: Erzählen Sie...!
Ich erzählte ausführlich und verheimlichte fast nichts. Nur über die Familienuhr und darüber, dass Ferenc den Marsch in die Gefangenschaft ohne feste Schuhe antreten musste (weil man seinen Frontwechsel noch immer als Spionagefall betrachtete), schwieg ich. Sie ließ etwas durch die Finger gleiten – vielleicht einen Rosenkranz – an diese Geste werde ich mich immer erinnern.

Und an ihre Frage erinnere ich mich: Glauben Sie, dass er am Leben ist? Kommt er zurück? – Ganz bestimmt! – versicherte ich ihr.

Nach dem Krieg versuchte ich mehrere Male, etwas über ihn oder über sie oder über die Familie zu erfahren. Erfolglos – niemand konnte mir weiterhelfen. Hatte Ferenc Batthyány das Lager erreicht? Hatte seine junge Frau – den Rosenkranz betend – auf ihn gewartet?

In den blutigen Tagen des Ungarnaufstands im Jahr 1956 dachte ich oft an ihn und sein Schicksal. Ich begriff, dass dieser Aufstand von den Potapovs provoziert worden war. Sie hatten den Hitler-Faschismus besiegt, aber alle weiteren Probleme des Lebens lösten sie mit einem lautstarken: Ach, verpiss dich…!

1996 war ich Stipendiat am Wissenschaftskolleg zu Berlin. Einmal ergab es sich, dass ich mit dem jungen ungarischen Schriftsteller Peter Esterházy an einem Tisch zum Abendessen saß – ich kannte seine Prosa, wir hatten etwas von ihm im *Vsemirnom slove*, der Petersburger Variante der internationalen Zeitschrift *Lettre Internationale*, gedruckt. Ich erzählte Peter die hier berichtete Geschichte von Ferenc Batthyány und fragte mehr im Scherz, ob er nicht mit dessen Frau, Madame Esterházy, verwandt sei. Peter sagte darauf: Wart‘ ein paar Tage, ich werde mich erkundigen. Eine Woche später schickte er mir eine kurze Nachricht mit der Adresse: Stell dir vor, sie ist meine Tante! Ihr Mann lebt, ist aber schwer krank.

Ich schrieb sofort einen Brief: ich hoffe, dass Ferenc mich nicht vergessen hat, wir haben vieles zusammen erlebt; endlich ist es mir gelungen, ihn ausfindig zu machen…. Aus Baden bei Wien kam umgehend eine Antwort, aber geschrieben hatte seine Frau: Ferenc war nicht in der Lage zu antworten; vor noch nicht langer Zeit war er an Alzheimer erkrankt, er erinnerte sich an nichts – weder an Vergangenes, noch an unmittelbare Ereignisse. Ob ich mich an Sie erinnern kann? Jedes

Wort, das Sie mir damals über Ferenc gesagt haben, kann ich noch jetzt wiederholen, mehr als fünfzig Jahre danach. Wir haben oft über Sie gesprochen – jetzt werde ich auf Sie warten. Kommen Sie!

Ende Oktober, Anfang November 1997 sollte ich Vorlesungen an der Universität Wien halten. Wir, Elke und ich, fuhren nach Wien. Mein erster Anruf ging nach Baden. Einige Tage später standen wir vor ihrer kleinen Villa – und hier, nach mehr als einem halben Jahrhundert, sah ich Ferenc Batthyány wieder. Mir kam ein Mensch mit rosa Bäckchen entgegen, der höflich lächelte, mich freundlich umarmte und fragte: Wo wohnst du? Ich antwortete: In Paris“ – und versuchte ihn an unsere Freundschaft am Ende des Krieges zu erinnern. Er lauschte aufmerksam und sagte: Paris ist eine schöne Stadt. Nichts anderes hatte er gehört oder wahrgenommen.

Zehn Minuten später wiederholte er: Wo wohnst du denn? - und das noch einige Male. Ich vertiefte mich in seine greisenhaft-kindlichen Gesichtszüge: er war es und er war es nicht. Vom einstigen Ferenc Batthyány war fast nichts geblieben, nur der Abglanz von etwas Vertrautem dämmerte in diesem Gesicht, das in seiner Mischung aus zufriedenem Wohlsein, der anerzogenen höflichen Miene und der völligen Abwesenheit eines Gedankens Schrecken einflößte. Seine Frau (sie nannte ihren Namen) Maritta war eine würdige ältere Dame, und in ihren Zügen erinnerte nicht mehr viel an die Frau, die ich im März 1945 in Budapest aufgesucht hatte. Sie saß auf einem kleinen, eleganten Diwan und darüber hing ein großes Portrait von ihr, ja von ihr mit dem Rosenkranz in der Hand, ein Bild eben jener jungen Frau des ins Lager getriebenen kriegsgefangenen Grafen. Wenn man sie so, wie sie jetzt war, und das Portrait von früher betrachtete, konnte man glauben, dass sie es war: das Leben hatte sie nicht geschont, aber auch nicht entstellt. Sie setzte Ferenc an einen kleinen

Extratisch, band ihm eine Serviette um und sagte, während sie ihm eine Dose Bier hinstellte: Trink dein Bier. Er nahm langsam und teilnahmslos einen Schluck von dem nicht-alkoholischen Getränk, und seine Frau sagte:
Es ist nicht leicht mit ihm, er kann doch nicht lesen und auch nicht fernsehen – er versteht nichts. Sie hat er nicht erkannt und wird es auch nie – manchmal fragt er mich, wo Maritta ist. Dabei hat er doch so oft und mit Wärme von Ihnen gesprochen…
Und sie erzählte, ohne sich in Einzelheiten zu ergehen, über sein Leben nach dem März 1945, als man ihn aus unserem Stab ins Kriegsgefangenenlager geschickt hatte. Ferenc Batthyány gelangte nach Rumänien, danach wurde er nach Sibirien verschickt. Dort, in einem der fernöstlichen Lager, wurde er vor Gericht gestellt. Das Tribunal verurteilte ihn im August 1950 zum Tode durch Erschießen – schuldig der Spionage. In dieser Zeit schaffte Stalin bekanntlich die Todesstrafe ab und das Urteil wurde in fünfundzwanzig Jahre Lagerhaft umgewandelt. Davon verbrachte er fünf Jahre bei schwerer Zwangsarbeit in einem sowjetischen Lager; im November 1955 wurde er aufgrund des Abkommens mit Adenauer im Verbund mit deutschen Kriegsgefangenen in die Heimat entlassen. Wofür wurde er verurteilt? Welchen Verbrechens angeklagt? Er sprach ungern davon, die Erinnerungen an die Dummheit und absurde Grausamkeit der Tschekisten, die als Kriegsrichter auftraten, waren zu qualvoll. Während des Prozesses fragte der Ankläger: Bist du wirklich ein Graf? – Ja. – Dann erzähl doch mal genau, wie du die werktätigen Ungarn verhöhnt hast und wie du die Proletarier ausgebeutet hast.. – Ich habe niemanden verhöhnt und ausbeuten konnte ich auch niemanden; ich habe an der Universität studiert und dann noch kurze Zeit als Jurist gearbeitet. – Aber du bist doch Graf. –
Ja. – Also hast du sie verhöhnt und hast sie ausgebeutet. Rede schon! –

In diesem Geist fand auch das Verhör über die Spionagetätigkeit statt: Mit welchem Auftrag bist du zu uns in die Truppe gekommen? Warum hast du die Front überschritten? – Ich war gegen den verbrecherischen Krieg, ich wollte nach Maßgabe meiner Möglichkeiten den antifaschistischen Kräften helfen… – Du lügst.
Wir wissen alles. Wenn du nicht gestehst, droht dir Erschießung. – Ich habe nichts zu gestehen. - Das Urteil wurde fast augenblicklich gefällt: Höchststrafe.
Ferenc kam zurück. Das war ein Wunder – es gab schon keine Hoffnung mehr. Ein Jahr lebten wir im sozialistischen Budapest, wo man Grafen nicht mochte, dann brach der Aufstand von 1956 aus, und wir ließen alles stehen und liegen und gingen. Wir wussten, was unserer Familie nach der Niederschlagung der ungarischen Revolution drohte. Unter Lebensgefahr überquerten wir auf Schleichpfaden die Grenze zu Fuß. Nachdem wir drüben angekommen waren, fand Ferenc eine Arbeit als Jurist im Ruhrgebiet, und dort haben wir mehr als zwanzig Jahre gelebt. Als das kommunistische Regime zusammenbrach und Ungarn wieder unabhängig wurde, gab man uns etwas von unserem Besitz zurück. Beide Familien besaßen Güter, die Batthyánys und die Esterházys – wir konnten dann dieses Häuschen bei Wien kaufen.
Ist es denn verwunderlich, dass Ferenc Batthyány, der achtzig Jahre alt wurde, ein physisch und seelisch gebrochener Mensch war? Wundern könnte man sich über die zähe Widerstandskraft dieses Aristokraten. Dies sind die Etappen seiner Biographie: Die erbitterten Schlachten am Balaton-See; der Marsch in die Gefangenschaft; das Todesurteil und zehn Jahre in sowjetischen Konzentrationslagern; die Verfolgung des ehemaligen Grafen im sozialistischen Ungarn; Flucht über die Grenze, zwanzig Jahre Emigration in Deutschland…. Das zu überstehen, erfordert titanische Kräfte. Ferenc

Batthyány hat es überstanden und zerbrach erst am Ende.
Vor mir liegt die Kopie eines offiziellen Dokuments, die mir Maritta überlassen hat; ausgestellt wurde es von einem Beamten des Zentralarchivs des ungarischen Verteidigungsministeriums.
Betrifft: Bestätigung über die Dauer des Aufenthalts in Gefangenschaft. Den Informationen zufolge, die dem Kommandostab vorliegen, war Dr. Ferenc Batthyány (geb. 1915) vom 08.02.1945 bis 28.08.1950 als Kriegsgefangener und vom 29.08.1950 bis 22.11.1955 als Sträfling in der Sowjetunion.
Die vorliegende Beglaubigung wurde ausgestellt zur Erlangung einer materiellen Entschädigung aufgrund Ihres Gesuches vom 06.11.1991.
Budapest, 29. April 1992
Unterschrift (Tscharadi, Josef – Oberstleutnant)
Irgendeine materielle Entschädigung hat Ferenc Batthyány nicht mehr erlebt.
Ungefähr ein halbes Jahr nach unseren wenigen Treffen erhielten wir eine Todesanzeige:
Bewahrt in liebevollem Angedenken
Ferenc, Graf Batthyány
Von Nemet-Uivar,
geboren am 4. Oktober 1915 in Kimmsee
gestorben am 16. Juni 1998 in Baden.
Vielleicht folgt Maritta Esterházy-Batthyány meinem nachdrücklichen Rat und schreibt die Geschichte unseres unbarmherzigen Jahrhunderts auf. Und wenn ich an Ferenc denke, kommt mir immer wieder der gleiche Gedanke: s i e haben alles, was sie vermochten, getan, um ihre Anhänger in unversöhnliche Gegner zu verwandeln, haben aus Freunden Feinde gemacht – warum?
Es gibt kein Warum.

Epilog (Elke Liebs-Etkind)

In seiner Erzählung hat Efim ein wichtiges Detail unerwähnt gelassen: Bei unserem ersten Besuch in Baden bei den Batthyánys fragte er mich unvermittelt, kaum dass wir den Heimweg angetreten hatten:
Hast du es bemerkt?
Was meinst du?
Sie weiß es nicht. Er hat ihr eine ganz andere Geschichte erzählt.
Ich verstand nicht, wovon er sprach. Dann erklärte er es mir:
Er hat ihr (seiner Frau) nicht erzählt, dass er zu den Russen übergelaufen ist. Sie denkt, wir hätten ihn einfach gefangen genommen, als er ohne Waffen ins Rathaus dieses kleinen Grenzorts kam, um die Lage zu sondieren. Ich glaube, es war richtig, dass er ihr das verschwiegen hat.
Jetzt fiel mir ein, was er meinte. Tatsächlich fehlte in ihrer Darstellung die Hauptsache. Für sie war er das unschuldige Opfer einer einseitigen militärischen Aktion. Wir sprachen noch lange darüber und fragten uns, ob sie wohl respektiert hätte, wenn Ferenc ihr die Wahrheit gestanden hätte.
Bevor Efim starb, hatten wir noch zwei bis dreimal das Ehepaar Batthyány/Esterházy in Baden bei Wien besucht, waren mit den beiden spazieren gegangen oder hatten gemeinsam gegessen und lange gesprochen, wenn Ferenc schon zu Bett gegangen war. Nie werde ich das lebensgroße, schöne Gemälde der etwa zwanzigjährigen Maritta vergessen, das über dem Sofa hing. Groß, schlank und sehr aufrecht schaute sie mit klarem Blick den Betrachter an, von ruhigem Selbstbewusstsein, dabei ohne jeden Dünkel, aber mit viel Vertrauen in die eigene Kraft. Genau so fand ich sie auch noch mit achtzig Jahren und bis zum Ende. Bewundernswert, wie sie die Pflege und Sorge um den Alzheimerkranken

allein bewältigte, wie sie Achtung, Liebe und Fürsorge zu verbinden wusste, ohne den Mut oder Humor zu verlieren. Efim konnte es nie ganz fassen, dass die Erinnerung sich so vollständig aus Kopf und Körper entfernen kann. Immer wieder sprach er Ferenc an, beschwor gemeinsame Erlebnisse herauf oder redete Russisch mit ihm, das der gebürtige Ungar damals, vor über fünfzig Jahren, rasch fließend sprechen gelernt hatte. Nichts ….. gar nichts war geblieben als ein liebenswürdig-kindliches: Wie heißt du denn? mit dem er auch mich wiederholt anredete. Efim brach fast das Herz.

Einige Zeit, nachdem wir wieder fort von Wien waren, erreichte uns von Maritta die Nachricht, dass Ferenc gestorben war. Wir schwankten, ob wir traurig oder froh sein sollten, aber die Erleichterung überwog. Vielleicht kann nur der am nächsten Betroffene ertragen, wenn jegliche Kommunikation unmöglich wird – er (oder sie) hat wenigstens noch die Erinnerung an ein anderes gemeinsames Leben. Aber ich habe Ferenc – ohne ihn vorher gekannt zu haben, ein liebevolles und ehrendes Andenken bewahrt. Selbst aus dem zerstörten Geist sprachen noch soviel Liebenswürdigkeit, Bescheidenheit, natürliche Würde und Adel, dass ich mir vorstellen konnte, wie Maritta seinem jugendlich-ungestümem Charme erlag und wie Efim über fünfzig Jahre die Erinnerung an seine Tapferkeit und Wissbegierde, vor allem seinen Mut in der Gefangenschaft im Herzen behielt. Nun war er also von seinem unfreiwilligen und quälenden Umherirren in der Welt erlöst. Seine Frau hatte er schon lange nicht mehr erkannt.

Efim hatte Maritta immer wieder dringend ermutigt, ihr Leben, das fast ein ganzes Jahrhundert und zwei Weltkriege umfasste, aufzuschreiben. Ich weiß nicht, wann genau sie tatsächlich angefangen hat. Aber nachdem auch er nicht mehr am Leben war, erhielt ich eines Tages ein Päckchen von ca. dreißig Manuskriptseiten, die sie mich zu lesen und einzuschätzen bat (das hatte ich

ihr wiederholt angeboten). Ich las mit großem Vergnügen über ihre Kindheit auf diversen Schlössern, eine heute versunkene feudale Welt – auch noch in den familiären Nebenlinien; ihre erste pubertäre Neigung zu einem Vetter, dessen Familie sie häufig besuchten, die Spiele der jungen Heranwachsenden, ihre unterschiedlichen Eigenheiten und Wesensart – ein Flair von Jane Austen entströmte diesen Seiten..

Und dann eines Tages – mir stockte das Herz - kam es, wie es kommen musste. Die Post brachte die nächsten losen Manuskriptblätter, diesmal mit der Beschreibung von Ferenc' Festnahme durch die Rote Armee, seine Gefangenschaft und die Jahre in Sibirien bis hin zu seiner Rückkunft. Dass Maritta eine ganz andere Geschichte ‚gespeichert' hatte, als sie wirklich passiert war, dass sie also von seinem freiwilligen Frontenwechsel nichts ahnte (vgl. Efims Schilderung oben) hatte ich lange verdrängt, wir sprachen nie darüber, auch nicht, wenn ich sie in Wien besuchte bzw. wir uns am Stephansdom trafen, wo eine meiner Doktorandinnen aus Antwerpen ihre Mutter wohnen hatte. Wenn es sich einrichten ließ, trafen wir uns gelegentlich bei dieser Mutter, gingen mit den Kindern in den Prater und abends war ich mit Maritta zusammen.

Ich hielt den Text in der Hand und las und dachte fieberhaft: Was tun? Dazu muss man sich erinnern, dass nach Efims Tod ca. zwölf lose Geschichten seiner Lebensbeschreibung, zusammengefasst als *Barcelonskaja Prosa*, in Russland publiziert worden waren, dazu partiell auch in einer überall gelesenen Zeitschrift (*Literaturnaja Gazeta*), wo immer Russen lebten. (Ihnen sind die hier zitierten Geschichten entnommen). Zwar verstand Maritta kein Russisch, aber in Wien wimmelte es von Russen, jeder kannte irgendjemanden. Wie leicht konnte es geschehen, dass beiläufig die Rede auf die letzten Tage des Krieges kam und damit auf all das Chaos, das sie in Wien wie anderswo kennzeichnete.

Unvorstellbar, dass jemand sie angesprochen hätte, etwa so: Ach, liebe Gräfin Batthyány, ich wusste gar nicht, dass Ihr Mann damals zu den Russen übergelaufen ist. Hat es sich denn wenigstens gelohnt?
Man kennt die gelegentliche Impertinenz der Wiener, wenn sie einem ‚Promi' am Zeuge flicken und ehrabschneiderische Gerüchte verbreiten können. Auch wer nicht weiß, dass der Name Batthyány zum allerhöchsten Adel gehörte und gleichsam a priori für Charakterfestigkeit, Heldenmut und Selbstlosigkeit stand, kann ermessen, wie mühelos eine solche Offenbarung bei Maritta zu einem plötzlichen Herzinfarkt hätte führen können. Und wenn sie weiter gelebt hätte – sie hätte bis in alle Ewigkeit Efim gehasst und sich von ihm verraten gefühlt. Aber ich verstand auch Efim: Niemals hätte sie ihm geglaubt, wenn er ihr seine Version der Geschichte erzählt hätte.
Und genau so erging es schließlich auch mir. Nach langem Nachdenken und Rücksprache mit einigen Freunden entschloss ich mich, ihr die Wahrheit zu schreiben. Ich tat es mit soviel Takt, aufrichtiger Bewunderung für ihren Mann, Schonung und Vorsicht, als ich nur irgend aufbringen konnte, um ihr den Schock zu erleichtern. Aber ich wusste: ein Schock würde es sein. Zu lange – lebenslang – war sie mit einem Begriff von Ehre aufgewachsen, der keine Relativierung duldete. Ein Überläufer war ein Landesverräter, ein Hochverräter, ein Deserteur – ganz gleich, mit welcher Motivation er das tat. Er verdiente das Todesurteil, nicht nur nach dem Gesetz, sondern auch gemäß einem genuinen Ehrenkodex. Wen das Urteil nicht erreichte, der hatte Selbstmord zu begehen. Als Maritta jung war, fanden unter den jungen Adeligen noch Duelle statt, wenn sie sich zerstritten oder ‚Ehrenschulden' hatten. Ein Wort konnte genügen… und nun dies!
Wie sehr ich sie auch beschwor, sie begann, Nachforschungen anzustellen, befragte einen alten Pastor, den

damals beide noch gekannt hatten und von dem sie annahm, dass Ferenc ihn niemals belogen haben würde. Aber das brachte keine Erhellung.
Sie verstand nicht wirklich, dass der Seitenwechsel ihres Mannes, mit dem er seiner ganzen Kompagnie das Leben rettete, größeren Mut und tieferes Ehrgefühl erfordert hatte als jedes Helden - Bravourstück à la ‚Prinz von Homburg'. Indem er seine persönliche Ehre und einen sinnlosen Tod auf dem Schlachtfeld (was ihm leicht gefallen wäre) verwarf, distanzierte er sich von Hitler und seinem Größenwahn und bewies, dass Weiterleben manchmal mutiger als Sterben ist. Wie leicht hätte auch er totgeschlagen werden können. Überläufer werden seit Menschengedenken mit Spionage in Verbindung gebracht und erst mal halb tot geprügelt. So erging es auch Ferenc. Efim konnte ihn nur retten, indem er seine Kameraden aufforderte, ihn endlich in Ruhe zu lassen, damit er ihn ausführlich befragen könne. Und was wäre passiert, wenn sie Efim nicht respektiert hätten? Wie jung sie alle damals waren – unerträglich. Auf den Fotos die Bubengesichter dieser Offiziere unter ihren viel zu großen Militär - Schirmmützen. Zwanzig, zweiundzwanzig Jahre alt mögen die meisten gewesen sein – gerade dem Abitur entronnen … und schon Herren über Leben und Tod..
Vor meinem inneren Auge tauchen andere Schirmmützen und andere Bubengesichter auf – diesmal englische, die in den achtziger Jahren mitten in der Nacht plötzlich vor meinem einsam gelegenen Haus im Münsterland (bei Münster/Westfalen) standen und mir höflich, aber unbeirrt auf meine entgeisterte Nachfrage mitteilten: - You are the enemy!
Es war ein gemeinsames Manöver von englischen und deutschen Soldaten und sie verteilten für ihre idiotischen Pfadfinderspiele gerade die Rollen. Versteht sich, dass ich während dieses mir unerträglichen Dialogs von einer Maschinenpistole bedroht wurde. Sie brauchten

Wasser, und ich konnte mir unschwer vorstellen, was dem wirklichen enemy im Falle einer Weigerung geblüht hätte. Aber einstweilen dachte ich nicht weiter nach. Ich schrie sie in meiner Riesenwut über die gleichzeitige Störung und Bedrohung so gewaltig an, dass sie schleunigst – ohne Wasser - Reißaus nahmen und unter die Fittiche ihres Vorgesetzten flohen. Der kam dann, erklärte mir alles und entschuldigte sich nach allen Regeln der Kunst für seine ungeschickten Adepten.

Zurück zu Efim und Ferenc, die die vorgeschriebene Feindschaft überwanden und Freunde wurden - und zu Maritta und mir, die wir ebenfalls Freundinnen wurden. Weil sie mir bedingungslos vertraute, überwand sie schließlich ihre gewaltige Irritation durch meine Eröffnungen. Viele Briefe darüber sind zwischen uns hin und her gegangen, viele Gespräche haben wir geführt. Am Ende einigten wir uns darauf, dass wir ohne unsere Männer die Sache nicht mehr hinreichend entwirren konnten und lieber unsere Freundschaft retten sollten. Ich habe sie noch ein Mal danach gesehen, später gab es nur noch Telefonate, die meist spontan von mir ausgingen und von ihr mit Freuden aufgegriffen wurden.

Inzwischen war sie nach Budapest umgezogen, um in der Nähe ihres Sohnes zu sein. Sie wurde hinfälliger, war öfter krank. Immer, wenn ich in großen Abständen anrief, war sie gerade von einem Infekt genesen. Eigentlich hatte ich gehofft, sie einmal in ihrem Häuschen am Plattensee zu sehen, aber immer kam etwas dazwischen oder ich wartete auf einen billigen Flug. Als ich dann eines Tages nach langer Pause wieder anrief, war ihr Sohn am Telefon. Ich ahnte sofort etwas, fragte aber nur höflich nach ihr. Da fing er an zu stottern, erkannte mich sogleich aus den Erzählungen seiner Mutter, entschuldigte sich vielmals, dass er mich nicht benachrichtigt hatte, sagte, dass sie oft von mir gesprochen hatte, von mir und Efim … Sie war tot. Ich habe mir geschwo-

ren, nie wieder auf billige Flüge zu warten, wenn es noch einmal darum geht, Freunde oder Freundinnen zum vielleicht letzten Mal zu sehen. Was für ein Verlust: eine starke, schöne, mutige alte Frau, die ich gern noch lange – selbst in der Entfernung - symbolisch an meiner Seite gehabt hätte.

Wladislaw Zuk

Er ist der dritte, über den – Seite an Seite mit Ferenc Batthyány – hier berichtet werden muss, sozusagen ein Pendant der merkwürdigsten Art. Auch über ihn hat Efim eine kleine Geschichte geschrieben, deren letzten Teil wir gemeinsam erlebt haben. Er ist der Mann, der Efim 50 Jahre nach der Befreiung des Konzentrationslagers Ebensee durch die Rote Armee wieder erkennt, als er mit dem Westdeutschen Rundfunk dort ein Fernseh-Feature dreht.
Hier Efims Original-Wortlaut:

Ebensee (Efim Etkind, aus *Barcelonskaja Prosa*, a.d. Russ. Von Renate Stolze)

Im März 1995 bekam ich einen Anruf aus Wien. Eine weibliche Stimme fragte, ob es zutreffe, dass ich vor fünfzig Jahren an der Befreiung des Konzentrationslagers Ebensee teilgenommen habe. Tatsächlich war ich im Mai des Jahres 1945 in diesem Lager gewesen. Es stellte sich heraus, dass die Anruferin Regisseurin eines Dokumentarfilms für das Fernsehen war; sie lud mich zu den Dreharbeiten nach Österreich ein; der Film war dem fünfzigjährigen Jahrestag der Befreiung gewidmet.
Und wieder sah ich, was mich damals, in jenem fernen Mai, so verblüffte: die unwahrscheinliche, göttliche Schönheit des blauen Sees und der über ihm aufragen-

den grandiosen, felsigen Berge. Jetzt sieht man gepflegte Einfamilienhäuser inmitten von Gärten, in denen Rosen blühen und Rasenmäher brummen. Nur an einer Stelle, wohl auf der östlichen Seite dieser malerischen und friedlichen Siedlung, ragen die Überreste der nach oben hin abgerundeten Eingangstore aus Beton empor.

‚Ich erinnere mich an Sie'

Anfang Mai 1945 waren rechts von den Toren nackte Körper zu Stapeln aufgeschichtet. Sie sahen aus wie Leichen von Halbwüchsigen; später begriff ich, dass es Hungertote waren – Skelette, von trockener Haut überzogen. Im Krieg muss man vieles ansehen. Die allerschrecklichste Erinnerung war ein gefallener Soldat, den Panzerketten zermalmten. Ich vergesse nie das Knirschen der Knochen und den Anblick des platt gedrückten Leibes. Und jetzt, wie Holz geschichtet, was vor kurzem noch Menschen waren … Ich war kein Knabe mehr, im Februar war ich siebenundzwanzig Jahre alt geworden, aber darauf hatten mich auch drei Jahre Krieg nicht vorbereitet. Ich wandte den Blick nicht ab und dachte an meinen Vater, der in Leningrad an Hunger gestorben war, an meine Brüder und meine Mutter, die die Schrecken der Blockade erlebt hatten…
Der Kameramann rollte mit der Fernsehkamera an mich heran, man bat mich, meine Erinnerungen mitzuteilen. Ich erzählte, so gut ich konnte, davon, was hier früher gewesen war und was der erschütterte Oberleutnant Etkind damals gesehen hatte. Hinter der Kamera standen einige Leute, unter ihnen ein alter Mann, klein von Wuchs, doch von jugendlichem Aussehen, auf dem Kopf einen österreichischen Hut mit Feder. Als ich aufgehört hatte zu reden und die Kamera zurückgefahren war, näherte er sich mir und sagte:
Ich erinnere mich an Sie.

Mir erschien das fast komisch – wie und was konnte er erinnern? Ein halbes Jahrhundert war vergangen, der junge sowjetische Offizier war ganz schön alt geworden – ja, und woher kam er denn, mein unerwarteter Gesprächspartner?

Der Alte mit der kleinen Feder stellte sich vor: Wladislaw Zuk, Pole. Er war in mehreren Lagern gewesen, in Auschwitz, Mauthausen, und wurde dann nach Ebensee gebracht, das offiziell ‚Arbeitslager Zement' hieß. Die Gefangenen – es waren bis zu zwanzigtausend – trieben Stollen in die Gebirgsfelsen. Die vom Hunger geschwächten, halb erfrorenen Menschen arbeiteten elf, zwölf Stunden, angetrieben von den Bewachern. Wer hinfiel, wurde mit Stiefeln zu Tode getrampelt, mit Peitschen totgeschlagen. Die Leichen wurden zusammen in eine Grube geworfen oder im Krematorium verbrannt. (Wenn Sie wollen, zeige ich Ihnen, wo es stand…).

Lagerkommandant war Obersturmführer Anton Ganz, ein allgegenwärtiger Sadist. Er lief mit einem riesigen Hund herum, den er auf die Gefangenen hetzte, und wenn er betrunken war, schoss er mit seiner Pistole auf jeden, der ihm über den Weg lief. Wir versuchten, ihm nicht unter die Augen zu kommen, er war in der Lage zu schießen oder einem mit der Peitsche ins Gesicht zu schlagen – aus purem Vergnügen.

Wladislaw Zuk unterbrach die Erzählung – wir waren beim Gedenkfriedhof angekommen, wo die Denkmäler für die Opfer aus vielen Ländern standen: Polen, Italiener, Franzosen, Ungarn. An unsere Landsleute wurde einige Jahrzehnte nicht erinnert – Stalin hielt alle Kriegsgefangenen für Verräter. Erst mit Beginn der Perestrojka errichtete man einen rostfarbenen Turm (ein Denkmal für die hier umgekommenen sowjetischen Soldaten und Offiziere). Und dort hinten hatte das Krematorium gestanden, davon war keine einzige Spur geblieben. Das Lagergelände hatte man nach dem Krieg billig verkauft, die nächstgelegenen Häuser bauten Leu-

te, die nicht viel Geld hatten. Man trug das Krematorium ab und verbaute die Steine als Fundamente. An der Friedhofsmauer sah ich zwei Gedenksteine mit hebräischen Inschriften. Direkt vor Kriegsende wurden die ungarischen Juden hierher gebracht (ich erinnere: die Deutschen haben mehr als sechshunderttausend Juden aus Ungarn umgebracht – bei einer Bevölkerung von zehn Millionen). Fast alle starben hier.

Wladislaw Zuk bot an, mir die Stollen zu zeigen, vorher hatte ich sie nur von weitem gesehen. Er öffnete die massiven Tore von einem der Stollen, wo man jetzt ein Museum eingerichtet hatte: zehn Meter hoch, aber in die Tiefe gingen wir vielleicht mehr als einen Kilometer. Von solchen Gängen gab es anscheinend zwölf. Das deutsche Heereskommando hatte ihnen hohe strategische Bedeutung beigemessen, seitdem die Alliierten systematisch deutsche Kriegszentren zu bombardieren begannen. Hier in den riesigen Stollen von Ebensee sollten Fabriken untergebracht werden, in denen die ‚Geheimwaffe' produziert werden sollte, von der Hitlerschen Propaganda V-2 (Vergeltungswaffe) genannt. Die Raketen gelangten aber nicht bis zur Produktionsreife und in den Stollen wurden erdölverarbeitende Maschinen aufgestellt. Der Befehl lautete indes, die Stollen mit maximaler Geschwindigkeit in den Berg zu treiben, und die kleinen Waggons mit den Bruchsteinen mussten im Laufschritt herausgefahren werden. Zuk führte mich aus der feuchten Finsternis an die frische Luft. Wir durchschritten wieder die Lagertore. Zuk blieb stehen:

Hier war der Appellplatz – der Versammlungsplatz.

Wir setzten uns auf eine Bank und er fuhr fort:

Meine Herren**…!**

Am fünften Mai jagten sie jeden, der laufen konnte, hierher; wir waren ungefähr zehntausend – davon mehr als sechstausend Kranke und Sterbende. Wir stellten uns wie immer nach Baracken auf, aber an diesem Tag verlief manches anders als gewohnt: zum Beispiel zählte

uns niemand durch. Lagerführer Anton Ganz stieg auf eine Art Podest. Ihn umringten SS-Leute mit Maschinengewehren – so war es immer, wenn während des Appells Lagerinsassen aufgehängt wurden – zur Abschreckung für die Übrigen. Diesmal wurde niemand aufgehängt. Aber es waren viele SS-Leute da, und das machte uns Angst. Was hatte Ganz sich da ausgedacht? Von den Wachtürmen aus, die den Appellplatz umgaben, waren schwere Maschinengewehre auf uns gerichtet. Wir sahen uns an. Sie waren zu allem fähig – aus den Nachrichten, die wir am Abend vorher von unseren freiwilligen Informanten aufgeschnappt hatten, wussten wir: die amerikanischen und sowjetischen Truppen näherten sich von zwei Seiten.

Schließlich fing Ganz an zu sprechen. Neben ihm stand Hrvoje Makanovic, ein junger Kroate, der aus dem Deutschen in mehrere Sprachen übersetzte. Der Lagerführer sprach mit rauer, heiserer Stimme:

Meine Herren…

Schluchzen wurde laut. Lange hatten wir diese Art der Anrede nicht gehört. Wir waren doch der letzte Dreck. Und plötzlich ‚Meine Herren' …. Das hieß, um ihre Sache stand es schlecht.

Der Sinn der kurzen Rede war folgender:

Es ist bekannt geworden, dass die Amerikaner planen, das Lager zu bombardieren; wir haben uns entschlossen, unsere Gefangenen vor dem sicheren Tod zu bewahren. Wir schlagen Ihnen vor, in die Stollen zu gehen, dort sind Sie in Sicherheit. Wir stellen Proviant zur Verfügung…

Die Versammelten schrieen einstimmig:

N e i n!

Von einem Bewacher, der Mitleid mit uns hatte, hatten wir schon vor ein paar Tagen gehört, dass man die Absicht hatte, uns in die Stollen zu treiben und dann die Eingänge zu sprengen. Wir wären alle zum Tod in die-

sen riesigen Gräbern verdammt gewesen. Und wir schrieen:
N e i n ! In verschiedenen Sprachen erklang es:
N e i n !
Das war der entscheidende Moment, wir hatten begriffen: unser ‚Nein' – das war der offene Aufstand. Die Lagerinsassen waren keine Gefangenen mehr. Wir wussten noch nicht, wie dieser Ausbruch tapferer Entschlossenheit enden würde. Ganz könnte den Befehl geben, von den Wachttürmen aus das Feuer zu eröffnen, man könnte uns mit Gewalt in die Stollen treiben: die SS-Leute waren viele, nicht weniger als sechshundert gut genährte, gesunde, bewaffnete Kerle. Wie hätten wir ihnen Widerstand leisten können? Und auf ihrer Seite standen auch noch die Blockältesten, die zahlreichen Kapos, Soldaten der Wehrmacht.
Auf Ungehorsam war der Lagerführer nicht gefasst. So etwas hatte es noch nie gegeben. Es vergingen einige Minuten – sie erschienen uns endlos. Ganz ging zur Gruppe der SS-Leute, die hinter ihm standen, und besprach etwas mit ihnen. Wir konnten nichts verstehen, da sie an die dreißig Meter von uns entfernt waren. Schließlich sagte er zögernd, mühsam die Worte suchend (Makanovic übersetzte ebenso langsam): Wenn wir nicht in die Stollen gehen wollten, dann müssten wir auch nicht.
Wir wollten Sie retten. Sie ziehen es vor, im Bombenhagel zu sterben? Das ist Ihre Sache. Für die Folgen stehen wir nicht ein.
Alle seufzten vor Erleichterung, fuhr Zuk fort. Ganz befahl, nach Baracken abzutreten. Wir wussten: Er hatte schon keine Macht mehr. Befehle gab er nur noch, um so zu tun, als ob er Herr der Lage sei. Umringt von SS ging Ganz ab. Und wir begriffen, wir begriffen plötzlich, dass nicht nur er ging, sondern dass sie alle für immer gingen – dass wir frei waren.

Glück? Das Wort ‚Glück' trifft es kaum. Von Gefühlen überwältigt, fielen die Schwächsten unter uns bewusstlos zu Boden. Wer noch konnte, tanzte. In vielen Sprachen erklangen die Internationale und die Marseillaise. Dann stimmten die Menschen die Hymnen ihrer Nationen an: Italaien, Ungarn, Polen, Tschechoslowakei, Griechenland, Spanien

Rache

Über das, was später geschah, als das Fest in eine blutige Schlägerei überging, sprach Wladislaw Zuk nur ungern – die Erinnerung daran war quälend. Ich berichte kurz, wobei ich mich auf seine Worte und auf die Angaben von Augenzeugen, die ich lesen konnte, stütze:
Der erste, mit dem das Lager abrechnete, war ein Blockältester, der Führer einer der Baracken, der schreckliche Ludwig CH. Er war für seinen Sadismus und seine perverse Ordnungsliebe bekannt. Wenn er einen kleinen Fleck auf der Kleidung eines Häftlings bemerkte, war er in der Lage, ihn mit einem schweren Riemen, den er immer bei sich trug, durchzupeitschen. Der schon erwähnte Übersetzer Hrvoje Macanovic erzählte der Kommission, die einige Monate später den Fall des ‚Lagers Zement' untersuchte, von den wöchentlichen ‚Badetagen', für die Ludwig CH. Verantwortlich war:
Im Winter, bei Temperaturen von 15-20 Grad unter Null, zogen sich die Barackenbewohner aus. Sie trugen nur hölzerne Pantinen und wickelten sich in ihre dünnen Decken. Unter der Aufsicht des Barackenältesten, der mit einem dicken Knüppel bewaffnet und von grimmigen Helfern begleitet war, stellten sie sich zu fünfen auf und marschierten in das ungefähr achthundert Meter entfernte Badehaus. All dies geschah nach einem zwölfstündigen Arbeitstag, Abendbrot und dem Abendappell,

der mindestens eine Stunde dauerte, so dass sie erst spät in der Nacht ankamen. Danach mussten sie noch eine Stunde im Frost warten, bis sie an der Reihe waren. Dann, nachdem sie sich bei dampfender Hitze gewaschen hatten, warteten die meisten splitternackt im Schnee, bis alle Barackenbewohner sich aufgestellt hatten und in der Kolonne zurückmarschierten.
Diejenigen, die an Lungenentzündung erkrankten, starben. Wenn Ludwig Ch. bei einem Häftling eine Laus bemerkte, schlug er ihn mit seinem schweren Riemen. Die Leitung schätzte den Diensteifer des Ältesten. Der Lagerführer ernannte ihn zum Ausführenden von ‚Züchtigungen'; nebenbei arbeitete er auch als Henker. Es ist verständlich, dass sich der Hass der Lagerinsassen als erstes auf ihn entlud. Davon berichtete der Tscheche Dragomir Barta – der einzige unter den Häftlingen, dem es gelungen war, heimlich ein Tagebuch zu führen, und der später die Geschichte des Widerstands in Ebensee schrieb:
Er kam zu uns ins Schreibkontor und fing an, mit hysterischem Gebrüll dagegen zu protestieren, dass man ihm das Amt des Blockältesten genommen hatte. Der Wortwechsel ging in eine Schlägerei über; Ludwig riss ein Messer heraus und warf sich auf uns wie ein wildes Tier. Wir hatten keine Waffen und waren nicht auf einen Angriff gefasst gewesen. Ludwig stach wie ein Wahnsinniger nach rechts und links. Es floss Blut, fast alle bekamen Messerstiche ab. Erst, als wir die Fassung wieder gewannen und uns mit Tischen, Stühlen und allem, was zur Hand war, bewaffneten, gelang es uns, Ludwig zu überwältigen. Schließlich entrissen wir ihm das Messer und warfen es vor die Tür. Im Lager hassten ihn alle, er hatte viele zu Tode gepeitscht.
Vor dem Schreibkontor stand eine Gruppe von Gefangenen. Als sie sahen, wie er blutüberströmt vor dem Eingang lag, begriffen sie augenblicklich, dass die Situation sich geändert hatte und die Macht in unsere Hände

übergegangen war. Sie warfen sich auf Ludwig, schleiften ihn zum Appellplatz – einige Meter von unserem Kontor entfernt – und banden ihn an eine Säule. Es versammelten sich viele Häftlinge, an die zweihundert. Jeder wollte ihm ins Gesicht spucken. Sie erstachen ihn, und er hing noch lange dort, an die Säule gebunden. Ebenso verfuhren sie mit dem Zigeuner Hartmann, der allen Schrecken eingeflößt hatte. Mit Otto, dem Kapo des Hospitals, der viele Opfer auf dem Gewissen hatte, rechneten die Spanier ab: sie warfen ihn lebend in den Ofen des Krematoriums.
Viele Blockälteste, die sich durch bestialische Grausamkeit ausgezeichnet hatten, wurden im Wasserreservoir der Feuerwehr ertränkt. Insgesamt wurden an diesem Tag mehr als sechzig Lagerfunktionäre getötet, die die Menschen ständig gequält hatten.

LE DOCUMENT DE LA SEMAINE

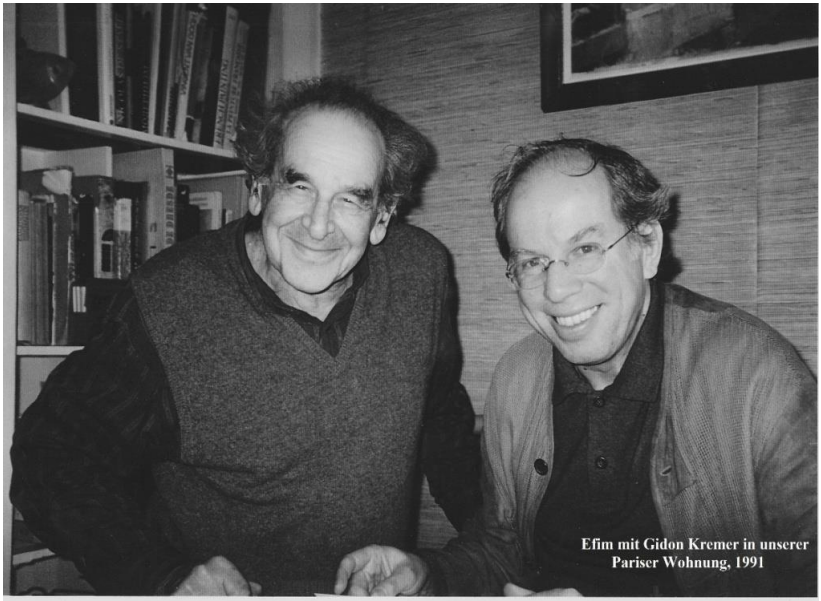
Etkind

dissident malgré lui

Historien de la littérature et critique de renommée internationale, le professeur Efim Etkind a enseigné 1952 à 1974 dans un des centres universitaires les plus célèbres de l'U.R.S.S., l'Institut Herzen de Len grad. En vingt-quatre heures, en avril 1974, il est relevé de ses fonctions, dépouillé de ses titres univ sitaires, exclu de l'Union des Ecrivains. Ses livres sont retirés immédiatement des bibliothèques et int dits à la vente. Il ne pourra plus, désormais, ni enseigner ni publier. Etkind sera contraint finalement quitter l'U.R.S.S. en octobre 1974. Il est aujourd'hui professeur de littérature russe à l'université de Paris Dans un sobre et émouvant témoignage, « Dissident malgré lui » (Albin Michel), Efim Etkind racon depuis « l'affaire de la phrase » qu'il vécut en 1968, les étapes qui ont fait d'un grand intellectuel russ qui combattit pendant quatre ans sur tous les fronts, de la Carélie à la Roumanie et de la Hongrie l'Autriche, et qui était devenu l'une des gloires de l'Université soviétique, un exilé malgré lui, mais un fius malgré tout. Son livre est un irremplaçable document sur la vie universitaire et intellectuelle en U.R.S.

Artikel über Efims Vertreibung aus St. Petersburg im *Nouvel Observateur*, Paris 1978

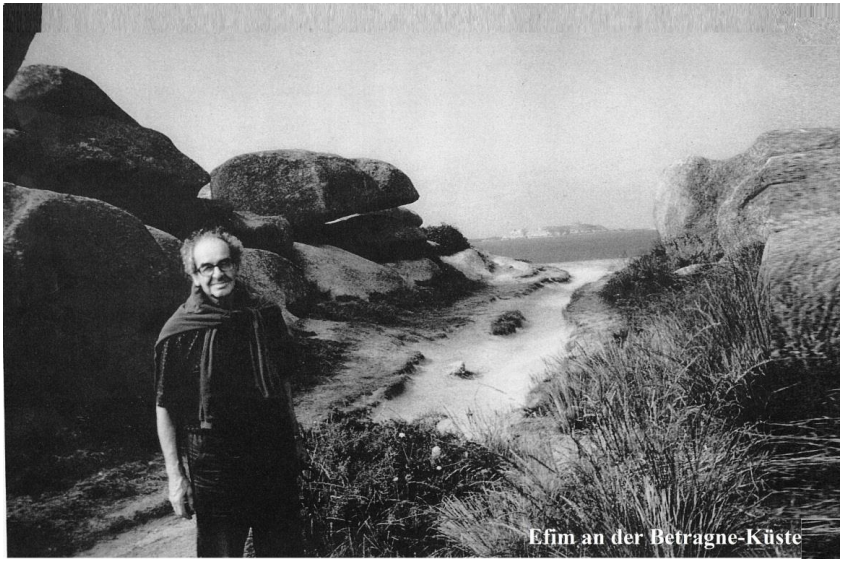
In Lew Kopelews Kölner
Wohnküche , 1993



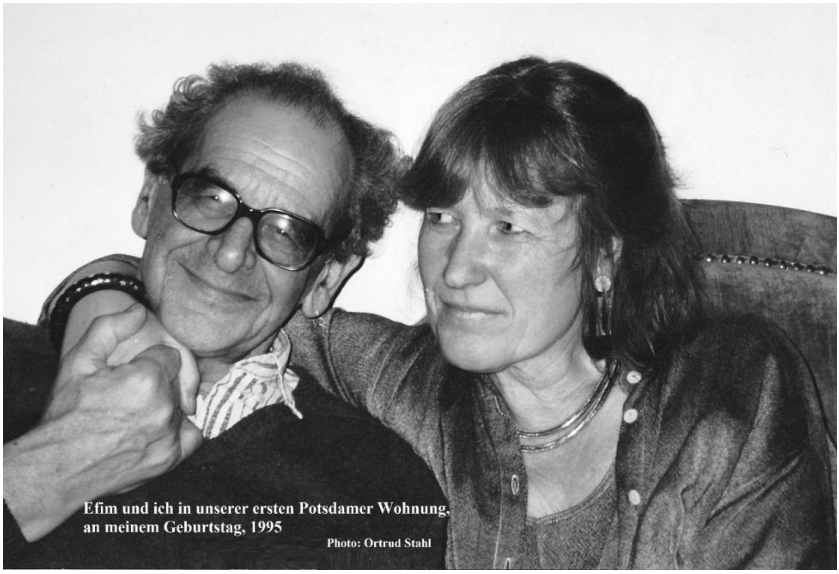
Efim mit Gidon Kremer in unserer Pariser Wohnung, 1991

Abschied in der Bretagne, 1992

Efim und ich in Kanada, 1991
Photo: Maria Shafrir

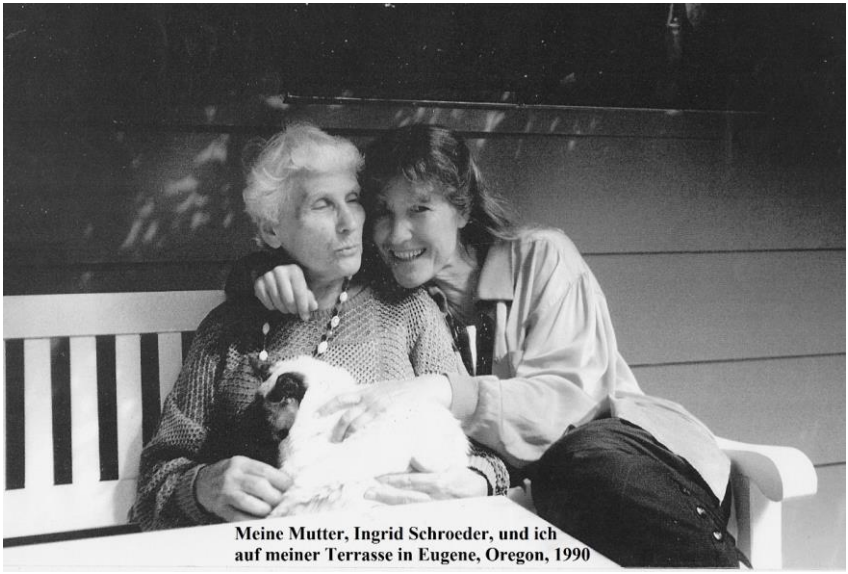


Efim an der Betragne-Küste



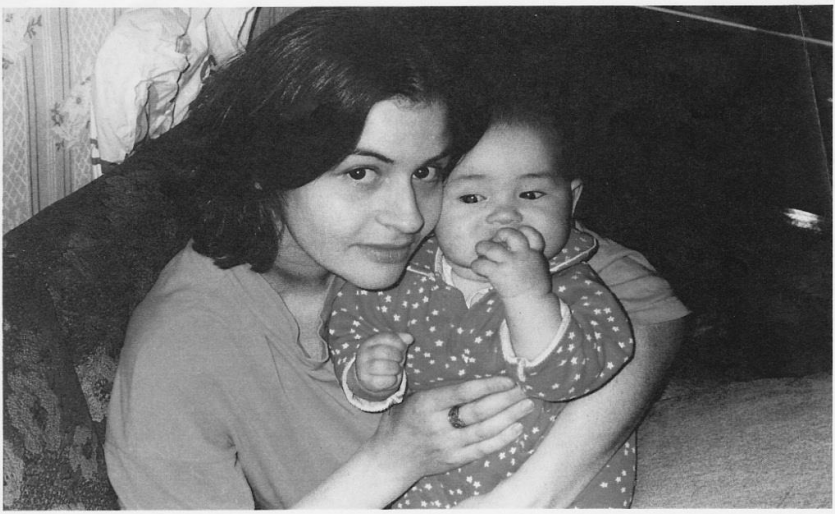
Efim und ich in unserer ersten Potsdamer Wohnung,
an meinem Geburtstag, 1995

Photo: Ortrud Stahl

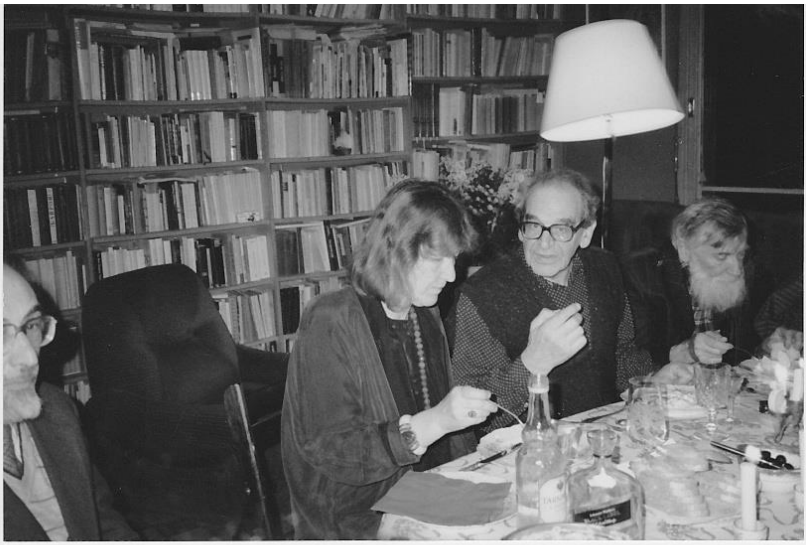


Meine Mutter, Ingrid Schroeder, und ich
auf meiner Terrasse in Eugene, Oregon, 1990

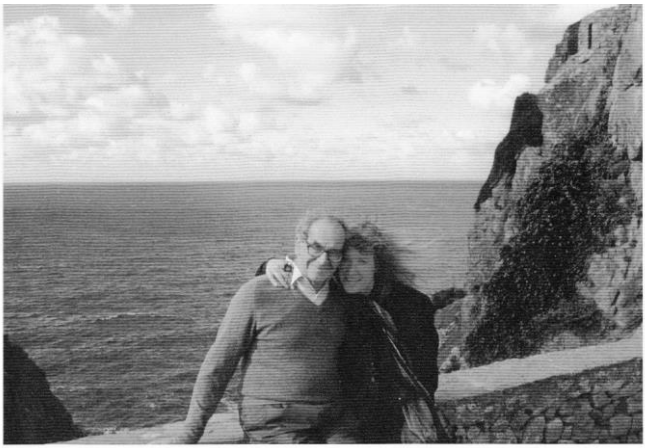
Mit meiner Tochter Saskia kurz vor ihrer Hochzeit
1992 Foto: E. Etkind



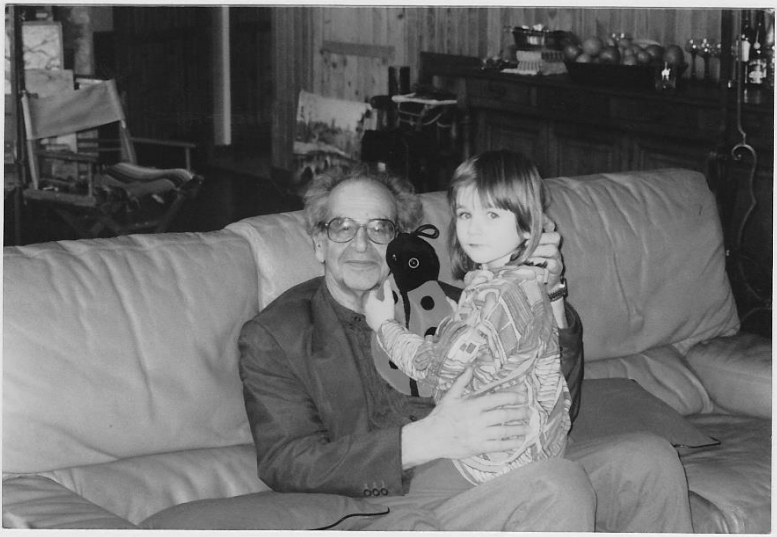
Efims Tochter Lisa in St. Petersburg mit ihrem Töchterchen Masha 1992



Andrej Sinjawskij zu Besuch bei uns in Paris , 1994



Efim und Elke in der Bretagne, 1992



Efim mit meiner Enkelin Dina, 1995
In der Wohnung von Kostja Kluge in Senlis / Paris

Efims Collie-Hündin Snouka

Aussätzige

Wladislaw Zuk fuhr in seiner Erzählung fort. Am nächsten Tag, dem sechsten Mai, trafen amerikanische Truppen im Lager ein – das dritte Kavallerieregiment (‚Kavallerie' nannte es sich der Tradition halber – es war motorisierte Infanterie).
Wir begrüßten die Befreier mit Begeisterung, Freude und Liebe. Wir rannten auf die Panzer zu, versuchten, auf sie hinauszuklettern und wollten die Panzerfahrer umarmen und abküssen …. Die Amerikaner blickten mit Bestürzung und Angst auf die wilde Menge halbnackter, grässlich abgemagerter Gestalten, sie stießen uns von den Wagen, versuchten die Hände, die sich in ihre Uniformen krallten, zu lösen, traten aufs Gas und beschleunigten die Fahrt. Später habe ich begriffen, warum sie so erschrocken waren. Die Amerikaner wussten nicht, wohin sie gefahren waren und wen sie befreit hatten. Man hatte ihnen – oder doch der Mehrheit – vorher nichts erklärt. Als sie uns erblickten, dachten die Soldaten, dass sie in eine Leprastation geraten seien –

von den deutschen Lagern hatten sie nie etwas gehört. Verständlich, dass sie in Panik gerieten, als sich die Aussätzigen auf sie stürzten. Alles, was sie wollten, war, so schnell wie möglich vor dieser teuflischen Seuche zu fliehen.

Hier ein Ausschnitt aus einem offiziellen amerikanischen Dokument – es ist der Rapport des Stabes des dritten Infanterieregiments:

Das dritte Infanterieregiment rückte an diesem Tag um sechs Uhr fünf in südlicher Richtung vor, wobei es auf keinerlei Widerstand des Gegners stieß. Auf seinem Weg traf es auf riesige Ansammlungen von Kriegsgefangenen auf dem befreiten Territorium. Um ein Uhr mittags erreichten die vordersten Abteilungen die Siedlung EBENSEE und meldeten, dass in der Stadt ein Konzentrationslager sei. Dann trafen Mitteilungen darüber ein, dass es im Lager sechzehntausend politische Gefangene gab und dass ihre Existenzbedingungen unerträglich waren. Jeden Tag starben ungefähr dreihundert Mann an Hunger und nicht behandelten Krankheiten. Die Lagerinsassen leben in Dreck und Gestank, es ist kein Wunder, dass sie bereit sind, ihre Toten zu essen. Das Lager kann man mit BUCHENWALD oder ORDURF *vergleichen…*

Und in dem geschichtlichen Abriss dieses Regiments (hrsg. 1946 in San Diego) heißt es:

Am 6. Mai erhielt die Abteilung A (…) die Aufgabe, in das Gebiet der österreichischen Alpen vorzudringen. Die Abteilung marschierte südlich von der Stadt Gmunden an einem malerischen dunkelgrünen See entlang bis zur Stadt Ebensee. Am Rande des letzteren wurde ein Konzentrationslager entdeckt, das von der Stadt durch einen reißenden kleinen Fluss getrennt war. Es ist unmöglich, das Lager zu beschreiben.

Worte können nicht den Gestank faulenden menschlichen Fleisches und den Horror der Bedingungen wiedergeben, in denen die hungrigen, lebenden Mumien

vegetierten …. Keiner aus dem dritten Kavallerieregiment wird dieses Konzentrationslager vergessen.

Ich komme wieder auf Wladislaw Zuk zurück. Nicht mit Einzelheiten sparend, erzählte er, mit welcher Eile die Amerikaner aus der von ihnen entdeckten Hölle fortstrebten, weg von den stinkenden Massen, die sie für Aussätzige hielten. Er wiederholte den Satz, der mich schon vorher so verwundert hatte:
Aber an Sie erinnere ich mich! Und er fuhr fort:
Die Amerikaner waren schon weg, hatten aber Bevollmächtigte zurückgelassen, die sich um die Organisation der Hospitäler und Küchen kümmerten. Uns bedrückte die Gleichgültigkeit unserer Befreier, nein, schlimmer noch: ihr Abscheu, sogar Ekel. Aber Sie gingen – zu Fuß gingen Sie an den toten Körpern vorbei, ergriffen die Hände der Lebenden, tauschten Küsse mit diesen Halbtoten, diesen Aussätzigen. Ich erinnere mich an euch beide mit Dankbarkeit und großer Freude.
Es ist klar, dass Zuk sich nicht an mich erinnerte, sondern lediglich an zwei sowjetische Militärs, die ihn durch ihr Verhalten, das in Kontrast zu dem der erschreckten Amerikaner stand, so stark beeindruckten. Ich hörte seiner tief bewegten Anerkennung mit Rührung zu – und – ich will es nicht verhehlen – auch mit Stolz.

Im Lager ‚Frankreich'

Es ist an der Zeit, dass ich von meinen eigenen Eindrücken dieses Tages berichte:
Am 12. oder 13. Mai ließ der stellvertretende Chef der Heeresabteilung Aufklärung, Oberstleutnant Nikiforowitsch, mich, den Übersetzer, kommen und sagte:

Du fährst mit mir jetzt in ein deutsches Konzentrationslager; die Alliierten haben uns mitgeteilt, dass dort auch unsere Leute sind, wir werden sie herausholen.
Der Stab war in Bruck an der Mur stationiert, nicht weit von Graz. Die Fahrt nach Gmunden und dem benachbarten Städtchen Ebensee dauerte rund zwei Stunden. Wir fuhren mit dem PKW eine Strecke von märchenhafter Schönheit entlang. Irgendwo auf der Mitte des Weges kam uns ein Fuhrwerk entgegen, darauf wehte eine kleine dreifarbige Flagge. Ein Bärtiger mittleren Alters sprang vom Wagen, stoppte unseren PKW und fragte in gebrochenem Deutsch:
Wo geht es hier nach Italien?
Er kehrte in die Heimat zurück. Diese ersten Tage waren Zeiten der Heimkehr. Uns kamen Kolonnen von ehemaligen Kriegsgefangenen entgegen – französischen, italienischen, sowjetischen …. Wir kamen nach Ebensee und betraten das Lager durch die Tore, von denen ich schon erzählt habe. Im amerikanischen Bericht ist richtig vermerkt: es gibt keine Worte, die den Horror, den wir sahen, zum Ausdruck bringen könnten. Ich werde es nicht wiederholen.
Von den sowjetischen Häftlingen waren viele übriggeblieben – einige tausend. In den später veröffentlichten Dokumenten las ich, dass am Tag der Befreiung im Lager Ebensee 5.346 polnische, 4.258 sowjetische, 2.263 ungarische und 1.147 französische Häftlinge waren. Juden gab es fast keine, sie wurden als erste umgebracht. (von den im Jahr 1944 gestorbenen Juden waren 96 Prozent aus Ungarn, 4 Prozent aus Polen. Nikiforowitsch sammelte eine große Gruppe sowjetischer Häftlinge um sich (es waren auch Zivilgefangene darunter, die eine Armbinde mit den Buchstaben RZA – russische Zivilarbeiter – trugen; er sprach lange mit ihnen, worüber, weiß ich nicht mehr, ich war zu erschüttert von dem, was ich sah. Aber eins war unvergesslich: es stellte sich heraus, dass sich unter den Gefangenen der

frühere Militärchef von Nikiforowitsch befand; er war Kompanieführer, als der zukünftige Oberstleutnant noch als Zugführer diente. Ihre Begegnung erschien uns fast irreal – auch sie selbst trauten ihren Augen nicht, während sie sich die Hände schüttelten. Nikiforowitsch setzte seinen Heereskameraden sofort in unseren Pkw, neben ihn noch drei andere, und gab Befehl, nach Bruck zu fahren. Sie kamen dort nicht an. Auf der Fahrt tranken sie jeder ein Glas Wodka, bei dem sich herausstellte, dass es Methylalkohol war, und alle starben – nur der Fahrer überlebte.

Ein junger Lagerinsasse im gestreiften Kittel trat an mich heran und fragte, ob ich Französisch spräche.

Das ist ja wunderbar! - rief er. Wir laden Sie nach Frankreich ein, es gibt ein Festmahl aus Anlass der Befreiung (le festin de la libération).

In Frankreich?

Ich verstand nicht. Dann kam heraus, dass gleich nach dem Abzug der SS-Männer sich die Lagerinsassen nach Nationen gruppiert hatten. Auf dem Lagergelände waren Schilder mit den Aufschriften Italien, Ungarn, Polen, Frankreich, Luxemburg, UDSSR und sogar Deutschland zu sehen – ganz Europa auf dem Territorium des Lagers Ebensee. Nikiforowitsch war mit unseren Leuten beschäftigt (auch unter den Kranken befanden sich viele sowjetische Gefangene) und ich begab mich - nach Frankreich. Aus den Baracken hatte man Tische herausgeholt und sie zu einem großen Rechteck zusammengestellt. Die Lagerinsassen drängten sich von allen Seiten, erhoben Champagnergläser und ließen die Freiheit hochleben. Das trübe Wasser in den Blechnäpfen ersetzte den Champagner, auf den Tischen standen Terrinen mit dünner Lagersuppe, aber Franzosen sind Franzosen: mit Talent und Begeisterung inszenierten sie ein Festbankett. An diesem Tag im Mai sah ich zum ersten Mal richtige Franzosen – bis dahin hatte ich nur mit Französischlehrern zu tun gehabt, die schon lange

russifiziert waren (außer unserer geliebten Madeleine Geraldowna Meloupe, die an der Universität unterrichtete: sie verkörperte in den Augen ihrer Schüler die besten Charakterzüge ihrer Nation). Damals, glaube ich, erkannte ich die angeborene, durch nichts auszurottende Begabung dieses Volkes für das Theatralische. Wie sie an ihren Champagner glaubten! Wie sie mit jedem Schluck trunkener und ausgelassener wurden! Wie sie immer lauter und einträchtiger *Sur le pont d'Avignon, le temps de cérises, die Marseillaise und die Internationale* sangen! Später habe ich mich öfter an dieses bewundernswerte Spektakel erinnert.

Ich lebe jetzt ein Vierteljahrhundert in Frankreich und kann mich immer wieder davon überzeugen, wie wichtig das Theater für dieses Land ist. Waren denn die große Revolution, der Konvent, die öffentlichen Enthauptungen durch die Guillotine nicht theatralisch? Oder das grandiose Spektakel des napoleonischen Kaiserreichs (und davor der Konsularregierung), als eine ganze Nation die Wiedergeburt des alten Rom spielte? Sogar ein Fleischer auf irgendeinem Markt tranchiert ein Huhn mit wahrhaft artistischer Virtuosität.

Beim festlichen Mahl der Befreiung war ich der einzige Zuschauer – viele Blicke gingen in meine Richtung, mit einem freundlichen Lächeln, und viele hörten nicht auf, sich zu bedanken. Ich war glücklich – und wusste dabei, dass der Dank begründet war, dass die Rote Armee hierher nach Österreich gekommen war und Berge von Leichen ihrer Soldaten auf diesem Weg zurückgeblieben waren.

Der Sieg machte mich trunken. Ich war stolz darauf, dass wir, wir, die Sowjetarmee, Freiheit und Leben hierher gebracht hatten. – Wenn ich doch damals nur einen Blick in die nahe Zukunft hätte werfen können! Wenn ich in dieser Zukunft gesehen hätte, wie die noch gestern von den Deutschen gequälten und von den eigenen Leuten verratenen halbnackten Sklaven, die jetzt

Nikiforowitsch umringten, meine durch ein Wunder am Leben gebliebenen Landsleute – wie sie alle aus dem deutschen Konzentrationslager ins sowjetische geschickt wurden….! Wenn man mir gesagt hätte, dass man sie in der Heimat zu langer Lagerhaft verurteilen würde, dafür, dass sie in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten waren und Zwangsarbeit im Lager Ebensee ableisten mussten – hätte ich das damals geglaubt?
Aber genau so geschah es: Von Ebensee wurden sie nach Kolyma gejagt, aus der Sklaverei in die Sklaverei.

Mein Stolz

An diesem Maientag war ich von Stolz erfüllt. Heute ist es nicht leicht, mich mit Bestimmtheit an meine damaligen Gefühle zu erinnern, aber ich bin mir sicher, dass ich mich im Wesentlichen nicht irre.
Ich war stolz darauf, dass ich der Roten Armee angehörte. Das Lager Ebensee hatten amerikanische Panzer befreit, aber sie trafen in Europa auf vorbereiteten Boden, waren schon vor einem Jahr in der Normandie gelandet und stießen auf ihrem Weg nach Süden nur auf schwache Gegenwehr. Wir wussten schon damals, dass die Deutschen im Osten erbitterten Widerstand leisteten, im Westen dagegen bereit waren, die Front zu öffnen –

um nicht vor der unerbittlichen Sowjetunion zu kapitulieren, sondern vor den USA und den westlichen Demokratien, die zu Kompromissen fähig waren.
Ich war stolz darauf, dass wir die Welt vom Terror befreiten, der schrecklicher war als die Pest. Es genügte, im Lager Ebensee an der verfaulenden Mauer aus Leichen entlang zu gehen, um zu begreifen, wovor wir die Menschheit gerettet hatten. Wusste ich von den sowjetischen Lagern? Etwas wusste ich, aber die Euphorie des Sieges, das Glück, sich als Befreier zu fühlen, waren unendlich stärker als das dunkle, tief verdrängte Wissen.
Ich war stolz darauf, dass im Völkergemisch dieses Lagers Menschen verschiedener Nationalität und Klassenzugehörigkeit von Iwan sprachen – so wurde im Lager Wladimir Sergejewitsch Sokolow genannt, ein sowjetischer Oberst und ehemaliger Eisenbahner. Man erzählte von seinem Verstand und wie gebildet er war – er, der alle auf dem Appellplatz um Haupteslänge überragte, für zwei arbeitete und großzügig teilte, was er hatte und was er nicht hatte: er führte die Gruppe des bewaffneten Widerstandes. Nicht weniger beliebt war ein anderer sowjetischer Oberst, Jakow Nikititsch Starosti (sein wirklicher Name war Lew Jefimowitsch Manewitsch). Er war aus dem Lager in Melk Mitte April 1945 nach Ebensee geraten, hatte es aber geschafft, in drei Wochen die dankbare Achtung vieler zu erlangen (er war einer der ganz wenigen Juden, die ihre Rassenzugehörigkeit hatten verbergen können). Wie sollte ich nicht auf solche Landsleute stolz sein? Mit Verzweiflung dachte ich später an die beiden: war es möglich, dass diese Helden des Lager-Untergrunds, diese stolzen Antifaschisten in den Stalin'schen Folterkammern verkamen?
Ich war auch stolz auf all das, was man über die Rolle der Kommunisten im Widerstand erzählte. Am meisten und mit dem größten Respekt sprachen darüber die Franzosen; unter ihnen war ein Zehntel (etwa 120 Men-

schen) in die Résistance des Lagers einbezogen – sie warteten auf den Zeitpunkt, an dem man handeln konnte, und erlebten es noch. Die Führung der französischen Gruppen, die aus Gründen der Konspiration isoliert voneinander arbeiteten, zählte einige Kommunisten, und über jeden von ihnen sprach man mit ungeheuchelter Achtung.

Der erste war Jean Lafitte, später ein bekannter Schriftsteller, Autor des Romans *Wir kommen zurück, um Schneeglöckchen zu pflücken* (Nous retournons cuellir les jonquilles, 1948) und eines autobiographischen Buchs über das Lager Ebensee, *Die Lebenden kämpfen* (Ceux qui vivent, 1950). Der Titel dieses Buchs ist Teil einer Strophe aus *Vergeltung* von Viktor Hugo: *Die Lebenden kämpfen, und nur sie sind lebendig*…. (Ceux qui vivent ce sont ceux qui luttent). Als zweiter wurde Henri Cochat genannt, ein sechzigjähriger Schuster, Mitglied der KPF seit 1024; alle nannten ihn ‚Papa Henri' und sprachen bereitwillig über seine aufopfernde Freigiebigkeit und seine unauffällige Tapferkeit (die Schusterwerkstatt, in der er die Holzpantinen der Häftlinge und die mit Chrom beschlagenen Stiefel der Deutschen reparierte, bildete das konspirative Zentrum des Lagerwiderstands. Der dritte Franzose, der sich allgemeiner Liebe und Dankbarkeit erfreute, war Doktor René Quenouville, der Dutzende von Todeskandidaten rettete und einiges zur Gründung des Internationalen Lagerkomitees des Widerstands beitrug, das sich als Untergrundorganisation im Mai 1944 gegründet hatte. Hier ein Auszug aus dem Tagebuch von Dragomir Barta über das Treffen der drei Führer des Komitees – er selbst, René Quenouville und Hrvoje Makanovic im Juli 1944: Wir kamen aus dem Hospital zurück. Frische Bergluft, tief bewegt von unserem Abschied. Ein schönes Symbol für menschliche Beziehungen unter Vertretern verschiedener Völker. Eigentlich drei Generationen – der Doktor, Hrvoje und ich: 64 Jahre, 40 Jahre und 23

Jahre. Verschiedene Nationen – Franzosen, Kroaten und Tschechen, unterschiedlich der sozialen Herkunft, dem Beruf, dem Charakter nach und von unterschiedlichen Erlebnissen, Erfahrungen und Weltanschauungen geprägt. Unsere gemeinsame Basis war der Humanismus; außerdem war heute der 14. Juli, der Tag der Bastille. Treffen mit Hrvoje und Vinko Bernaud in der Laube vor der Baracke um 11 Uhr abends. Nachdem wir die Situation erörtert hatten, sprachen wir über die französische Kultur und dann über die Sowjetunion. Lange noch über den Doktor nachgedacht – wie frisch er für seine Jahre ist. Frisch – im Sinne von jung. Wie geistig beweglich er ist – ich muss immerzu an die letzten Minuten unseres Abschieds denken.
Ja, ich war stolz auf alles, was hier angeführt ist – und ich kann auch jetzt, ein halbes Jahrhundert später sagen, dass ich allen Grund hatte, stolz zu sein.
In was hat sich all das verwandelt, was einmal Gegenstand meines Stolzes und der allgemeinen Begeisterung war! Der Sieg über die Hitler-Diktatur hat groteskalptraumhafte Formen angenommen: Zuerst erstickte das Gefühl der Freiheit die Schdanowtschina im Jahr 1946 und später alle weiteren Entwicklungen des sowjetischen Despotismus. Das Gefühl der internationalen Solidarität starb unter dem Ansturm der entfesselten Nationalismen. Der edle Elan der Kommunisten wich ihrem Bündnis mit den Nazis. Die antifaschistische Bewegung mutierte zum offenen Faschismus. Zu diesem Schluss kommt man notgedrungen, im Jahr 1998, am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts.

Zwei Jahre später

1997 war ich wieder in Ebensee – ich kam mit meiner Frau (Elke) im Auto dorthin. Mit einiger Mühe machten wir meinen Bekannten, Wladislaw Zuk, ausfindig. Ich wollte von ihm all das erfahren, wozu bei unserem

ersten Treffen keine Zeit war und was ich nicht selbst klären konnte. Warum und wie war er in Österreich geblieben, warum hatte er sich in Ebensee niedergelassen?

Er erzählte uns in gutem Deutsch: In die Küche des Lagers kam manchmal eine Geschirrspülerin aus der Stadt – von ferne tauschten wir Blicke. Klar, dass an ein Treffen überhaupt nicht zu denken war. Nach der Befreiung streiften viele von uns durch die Stadt, auch ich ging durch die Straßen, in der Hoffnung, sie zu treffen. Und – stellen Sie sich vor: Ich habe sie getroffen. Seitdem sind mehr als fünfzig Jahre vergangen. Wir sind noch immer zusammen und haben fünf Söhne. Nein, ich selbst habe nur drei; zwei Söhne hatte sie aus erster Ehe. Der Mann war im Krieg gefallen. Aber alle fünf sind meine Kinder.

Jetzt fahren wir manchmal gemeinsam nach Polen; meine Frau und die Kinder haben Polnisch gelernt, und ich verständige mich auf Deutsch, wie Sie hören. Ich bemühe mich, in Ebensee alles zu tun, was in meinen Kräften steht, damit die Menschen nicht vergessen. Und sie möchten gern vergessen. Die Alten versuchen, sich nicht daran zu erinnern, dass sie die Todesfabrik in ihrer unmittelbaren Nähe nicht bemerkt haben, dass sie sich die Überzeugung gestatteten, in der gestreiften Kleidung seien nur Verbrecher und Übeltäter herumgelaufen. Die Jungen wollen von der unangenehmen Vergangenheit nichts hören, sie interessieren sich viel mehr für Fußball und Discotheken. Ich muss den einen wie den anderen entgegentreten. Es ist sehr schwer, diese Rolle zu spielen. Ich werde öfters angerufen, man droht, mich zusammenzuschlagen, aufzuhängen, nennt mich Verräter und behauptet, ich habe mich an die Juden und Kommunisten verkauft. Bei uns gibt es eine ganze Menge Neonazis. Früher habe ich Angst vor ihnen gehabt, jetzt ist das vorbei.

Ich weiß, dass ich stärker bin als sie. Dass wir stärker sind.

Epilog (Elke Liebs-Etkind)

Efim wollte mir von Wien aus unbedingt Ebensee zeigen, das ich nicht kannte. Auf der Hinfahrt an einem Wochenende erzählt er mir Wladislaw Zuks Geschichte und ihrer beider Erschütterung, als sie sich nach fünfzig Jahren wieder sahen. Ich sage:
Warum rufen wir ihn nicht an?
Das kann man doch nicht einfach so Hals über Kopf.
Aber wir könnten ihn besuchen. Er freut sich bestimmt, dich zu sehen.
Am Sonntag kann man ihn aber nicht belästigen, man müsste sich vorher verabreden.
Aber wir stehen doch schon fast vor seiner Tür! Die Adresse finden wir im Telefonbuch.
Wieder kann Efim sich nicht vorstellen, dass die Menschen zutiefst erfreut sind, wenn er an sie denkt und Zeit für sie hat und sofort ihre Pläne ändern, damit sie ihn treffen können. Wie oft habe ich das erlebt. Und genau so kommt es.
Wladislaw Zuk ist zuhause. Und obwohl seine Frau heute Geburtstag hat, möchte er unbedingt kommen und uns sehen. Er möchte uns auch das KZ, d.h. den riesigen Schacht zeigen, in dem die Gefangenen damals ihre Sklavenarbeit tun mussten und der großenteils inzwischen versiegelt ist. Er hat den Schlüssel, er i s t auch der Schlüssel zu allem, was damals geschah, weil er inzwischen der einzige Überlebende im Ort ist und die von ihm ins Leben gerufene kleine Gedenkstätte verwaltet.
Diesen Eindruck werde ich nicht mehr los. Ganze Lokomotiven, die alten riesigen von damals, konnten mitsamt dem Zug in den Berg fahren. Ich sehe die ausge-

mergelten verhungerten Gestalten unter Tage vor mir, ihre grauen Gesichter, die kaum das Tageslicht sahen, wie sie an der Herstellung der berüchtigten V-2 arbeiten, der Wunderwaffe von Hitler - und zugleich die idyllische Landschaft ringsum, die Berge, den See, den tiefen Frieden ringsum. Wir gehen mit Wladislaw durch das Dorf zu seiner Gedenkstätte, auf die er sehr stolz ist, für die er jahrelang kämpfen musste.
Niemand wollte sie eigentlich haben. Alle wollten vergessen, begriffen nicht, wie man so hartnäckig insistieren konnte. Versuchten auch gar nicht, sich die Gewalttätigkeit ihres Vergessenwollens gegenüber den Betroffenen klar zu machen. Aber er setzte sich durch – langsam. Auf dem Weg dorthin begegnet uns eine kleine Gruppe von Menschen. Mir fällt auf, dass Wladislaw nicht grüßt, obwohl er sonst die Höflichkeit und Freundlichkeit in Person ist. Alle grüßen sich normalerweise auf dem Dorf, besonders in Polen, wo er herkommt. Aber sein Gesicht ist plötzlich abweisend, beinahe feindlich. Kaum sind sie vorbei, kann er sich nicht mehr halten, platzt beinahe:
Habt ihr diese Frau gesehen, die eben vorbei kam, die blonde, gut aussehende? …. sie ist eine Millionärin. Viele Jahre nach Kriegsende kam sie nach Ebensee und suchte ein Grundstück für ihre neue Villa. Sie fand auch eins, das ihr gefiel und das sie gegen alle Widerstände haben wollte. Es war genau der Platz, auf dem früher das Krematorium stand. Heute leuchtet dort, wo einst meine Kameraden verbrannt wurden, ihre weiße protzige Villa. Wenn man sie fragt, sagt sie: Ich weiß von keinem KZ – das ist alles Unsinn. Schauen Sie sich doch um, in dieser herrlichen Umgebung ist es immer friedlich gewesen….
Wladislaw Zuk hat Tränen in den Augen vor Trauer und Empörung. Aber er hat zu kämpfen gelernt, lange nachdem er mit Hilfe seiner späteren Frau und ihrer Familie ins Leben zurück fand und beschloss, am Ort seiner

Qualen weiter zu leben und sich mit dem Schicksal zu versöhnen. Aber Versöhnen heißt nicht vergessen. Jeden Grabstein, jede Inschrift auf dem Gedenk-Hof hat er der österreichischen Verwaltung abgerungen, bis sie nicht mehr anders konnten als zuzustimmen. Aber die Villa steht unübersehbar wie die Gestalt gewordene Leugnung der Vergangenheit und alle Spuren dessen, was dort geschehen ist, sind auf beschämende Weise getilgt.
Jetzt muss Wladislaw aber wirklich zu seiner Frau, die ihn gerettet hat und sich als ungemein herzliche Person erweist. Natürlich werden wir noch zu Kaffee und Kuchen eingeladen und wagen nicht, die selbstverständliche Gastfreundschaft zurückzuweisen, obwohl wir die Familie allein lassen wollen. Wir sehen, wie bewegt Wladislaw ist, wie ihn die Geschichte bei Efims Anblick immer wieder einholt. Mich schließt er mit großer Wärme in diese Erinnerung ein, als wäre ich immer schon dabei gewesen. Dann verabschieden wir uns, wir müssen ja zurück nach Wien.
Wladislaw bringt uns nach draußen zu unserem Auto.
Die beiden Männer stehen einander gegenüber und schauen sich stumm an. Beide sind ungefähr gleich alt. Die letzten Lebensjahre liegen vor ihnen. Aber ihrer beider Gedanken sind in die Vergangenheit gerichtet. Zugleich lese ich die Erschütterung über dies unverhoffte Wiedersehen in ihren Gesichtern. Fünfzig Jahre Geschichte. Wir schweigen. Nichts muss mehr gesagt werden. Alle drei haben wir Tränen in den Augen. Wir wissen, es ist die letzte Begegnung. Mir ist, als würden uns die Toten aus dem Bergwerk alle umringen bei diesem Abschied. Wir umarmen uns fest und lange.
Pass auf ihn auf – flüstert Wladislaw mir ins Ohr.,
Wie gut, dass du sie hast – flüstert er Efim ins Ohr
Dann nur noch Winken. Er bleibt stehen, bis er uns nicht mehr sehen kann.

Heiraten?

Über Heiraten haben wir eigentlich – trotz Katjas Anfrage in der Küche - nie geredet, vielleicht sogar nicht gedacht. Nur eins ist irgendwann klar: ich werde so schnell wie möglich wieder einen Job in Deutschland oder Frankreich suchen, damit wir wenigstens weitgehend zusammen leben können. Das Schicksal will es, dass mir für 1992/1993 die Vertretung eines mir seit dreißig Jahren befreundeten Professors und Kollegen an der Universität Essen angeboten wird, während er – lustigerweise – in den USA unterrichten wird. Was für ein Glücksfall. Ich muss nur in Oregon einen ‚Leave of absence' – einen unbezahlten Urlaub für ein Jahr – beantragen und kann nahtlos nach Essen überwechseln. Dort habe ich schon öfter für ein Gastsemester unterrichtet, bin von Münster aus eine Stunde mit dem Auto rüber gefahren und nach der Vorlesung oder dem Seminar wieder zurück in mein Bauernhaus auf dem Land. Ich kenne also die Kollegen und Studierenden großenteils noch, kann jetzt in der Wohnung des in den USA befindlichen Kollegen wohnen (‚changing places') und nach meinen Veranstaltungen – die sich auf zwei Tage in der Woche konzentrieren lassen – wieder zurück – diesmal nach Paris, wo Efim auf mich wartet. Was für herrliche Aussichten! Einziges granum salis: nach einem solchen ‚Leave of absence' – so sieht es das Hochschulgesetz vor – ist man eigentlich verpflichtet, für mindestens ein Jahr an die amerikanische Universität zurück zu kehren.
Inzwischen sind wir schon etwas trennungserfahren – wenn es so etwas überhaupt gibt. Ich habe ja insgesamt mehrere Monate Ferien im Jahr und Efim ist zu bestimmten Zeiten regelmäßig in Vermont oder Columbia, wo wir hin- und herfliegen können. Wir werden es schon schaffen. Ein langes wunderbares

gemeinsames Jahr in Paris liegt vor uns. Wir fühlen uns königlich beschenkt.
Allerdings muss ich mich nun auf jede ausgeschriebene Stelle bewerben und – falls ich eingeladen werde – einen Vortrag vorbereiten und das Bewerbungsverfahren durchlaufen. Zum ersten Mal tingele ich durch die Republik, lerne eine Menge neuer Universitäten und Kollegen kennen und lerne die immer wiederkehrenden Situationen hassen: die Prüfungsstimmung, die undurchsichtigen Gesichter, die Diskrepanzen zwischen dem Verschwiegenen und dem Gesagten, das Lauern auf Fehler, die ich vielleicht mache, die falschen Freundlichkeiten. Nicht immer läuft es nach diesem Muster, es gibt auch gute Gespräche, echtes Wohlwollen, neidlose Anerkennung und alte Bekannte aus Schul – und Studienzeit, die ich unerwartet wieder treffe.
Da ich immer viel in der akademischen Selbstverwaltung mitgearbeitet habe, kenne ich die Strukturen und kann die Prozesse, die bei einer Bewerbung ablaufen, ganz gut einschätzen und durchschauen. Auf den endlosen Tagungen, die man im Laufe eines akademischen Lebens absolviert oder selber organisiert, hat man fast alle Fachkollegen schon einmal irgendwo getroffen, ohne unbedingt mit ihnen befreundet zu sein. Eine zwielichtige Situation im Dschungel der geschriebenen und der ungeschriebenen Gesetze an jedem neuen Ort, aber auch spannend, anregend und voller reicher Erträge in Sachen Menschenkenntnis. In diesem ‚geliehenen' Jahr werde ich mindestens zu zehn Universitäten eingeladen, unter anderem nach Karlsruhe, wo ich aufgewachsen bin bis zum Abitur und wo meine Mutter gestorben ist. Hier erfahre ich nach meiner Vorlesung und diversen Gesprächen hinter den Kulissen, dass in der Germanistik bislang noch nie eine Frau als Professorin eingestellt wurde und dass die Ängste der Kollegen wohl auch diesmal nicht überwunden werden, obwohl meine Darbietungen gut ankamen. Ich kann es kaum glauben:

solche Atavismen am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts? Und doch: selbst heute, im Jahr 2011 – ca. achtzehn Jahre später – teilt man mir gerade mit, dass ich – obwohl bereits ausgewählt und beauftragt von der eigenen Abiturklasse – nicht die große Rede zum ‚Goldenen Abitur' (nach fünfzig Jahren) halten kann, weil noch nie eine Frau diese Rede an einem humanistischen (früheren) Jungen-Gymnasium gehalten hat. Und man kramt eine uralte ungeschriebene Regel hervor, der zufolge immer derjenige, der die Abitursrede hielt, auch die Jubiläumsrede halten muss. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre. Wie lange ist es schon, dass ich für die gesellschaftlichen und akademischen Rechte von Frauen bzw. für ihre Gleichbehandlung auf allen Ebenen kämpfe? Bestimmt seit fünfunddreißig Jahren … Und schon vor fünfzig Jahren bekam ich den Preis nicht, weil ein männlicher Klassenkamerad – Liebling des Direktors – dieselbe Note im deutschen Aufsatz aufweisen konnte wie ich. Natürlich wurde e r ausgewählt. Niemand kam auf die Idee, das Los entscheiden zu lassen. Es ist schon beinahe langweilig, so oft habe ich dies nun wieder und wieder erlebt.

Wie auch immer: am Ende dieser Bewerbungstouren weiß ich, dass mindestens zwei Universitäten sich um mich bemühen und ein Angebot vorbereiten. Freilich: die akademischen Mühlen in Deutschland mahlen langsam, unerträglich und manchmal grotesk langsam. Meist dauert es beinahe zwei Jahre, bis eine Berufung erfolgt, die auch schon vom zuständigen Minister des jeweiligen Bundeslandes abgesegnet ist. Bis zum letzten Moment kann noch etwas schief gehen, kann der Ruf zurück genommen werden, kann das Geld der Universität ausgehen. Aber irgendwie glauben wir an unser Glück. Efim träumt allerdings heimlich davon, dass ich gar nicht mehr an einer Universität arbeite und immer um ihn bin, aber das kommt für mich nicht in Frage. Ich liebe meine Arbeit ebenso sehr wie er seine, unterrichte

mit Leidenschaft und publiziere mehr oder weniger regelmäßig meine Forschungsarbeiten. Mit seinen über fünfhundert Veröffentlichungen kann ich zwar nicht Schritt halten, aber schließlich bin ich dreiundzwanzig Jahre jünger und habe noch viel Zeit und Lust weiterzumachen. Meine Bibliographie umfasst drei Monographien, einige von mir mit herausgegebene und editorisch betreute Bücher und ca. fünfundfünfzig wissenschaftliche Aufsätze in entsprechenden Sammelbänden oder wissenschaftlichen Zeitschriften. Im Augenblick ist ein Buch über literarische Mutter-Tochter-Verhältnisse im Entstehen, zusammen mit meiner Freundin und Kollegin Helga Kraft aus Florida, die ich schon kenne, seit ich dort ein halbes Jahr eine Max-Kade-Gastprofessur hatte.

Aber es ist auch des Geldes wegen, dass ich weiter arbeiten muss. Efim sieht das nicht besonders realistisch. Ich verdiene ja viel mehr, als seine Pension beträgt. Wir haben mehrere Wohnsitze, die wir wechselweise bewohnen und die, auch wenn sie teilweise sehr billig sind, unterhalten werden müssen. Zu schweigen von seinen Büchern, für deren Veröffentlichung er die russischen Verlage eigentlich immer bezahlen muss, weil sie angeblich kein Geld haben. Zu schweigen auch von unseren Kindern und Enkelkindern, die das eine oder andere brauchen; oder von unseren vielen Reisen, die er – wenn er eingeladen ist – meistens bezahlt bekommt, während ich – wenn ich ihn begleiten will – meist selber dafür aufkommen muss.

Während ich dies schreibe, im Frühling 2011, hat sich gerade die Nuklearkatastrophe in Japan – nach Erdbeben und Tsunami – ereignet und die Welt bangt um das ganze Land und auch um die eigene Sicherheit. Ich muss daran denken, dass wir in den neunziger Jahren für zwölf Monate nach Japan eingeladen wurden, uns aber entschlossen, nicht dorthin zu gehen. Mehrmals in diesen selben neunziger Jahren gab es bedrohliche Situati-

onen in der Weltpolitik, besonders im Nahen Osten, die Efim darüber nachdenken ließen, seine ganze Familie um sich zu versammeln und für sie zu sorgen. Sein Beschützerdrang war so immens, dass er die Realität nicht sehen mochte: Wie hätte er jemals seine Töchter und ihre Familien ernähren und unterbringen können? Ein bisschen verstand ich seinen alten patriarchalischen Traum von der Großfamilie im Rückblick auf meine eigene Kindheit unmittelbar nach dem Kriegsende, mit Onkel, Mutter und Tante und sieben Kindern. Aber ich weiß auch noch, wie bettelarm wir waren, wie mühselig die Beschaffung von Essen war, wie abgenutzt und von vielen anderen ererbt unsere Kleidung war und wie schwer es manchmal fiel, auch nur ein Heft für die Schule zu kaufen. An all solche Dinge mochte Fima nicht denken. Wenn er liebte, liebte er blind, unvernünftig, leidenschaftlich und sozusagen von Kopf bis Fuß.
Ein paar mehr Gast-Einladungen an andere Universitäten – meinte er – würden da schon reichen. Aber in Wahrheit war ich es, die für unser gesamtes Leben in Berlin und Potsdam ab 1994 allein aufkam, während er für die niedrige Miete in Paris sorgte und alles Übrige sowieso von uns gemeinsam getragen wurde. Geld war nie ein Thema zwischen uns und ich fand völlig normal, dass er alle Zusatzhonorare von ausländischen Universitäten für die Drucklegung seiner Bücher oder Reparaturen in ‚Bellevue', dem Haus in der Bretagne, verbrauchte. Entgegen der Annahme seiner älteren Tochter waren bei seinem Tode deshalb alle Konten leer, da er sie nur zum Transfer seiner Honorare nach Paris benutzte – ebenso wie ich es tat, solange ich noch in den USA lebte. Die Auswanderungspläne für seine ganze Familie mussten dann gottlob doch nicht in die Tat umgesetzt werden – die politische Situation klärte sich wieder.
Aber ich will nicht zuviel vorgreifen. Noch sind wir ja in Paris und genießen unser erstes ‚normales', d.h. ständiges Zusammenleben. Männer haben es in der Regel

schwerer mit der Abwesenheit der Partnerin – und nun gar dieser Mann, der so inbrünstig im Hier und Jetzt lebt. Meine Abwesenheiten machen ihm zu schaffen, wir haben uns schon zu rasch an das Beieinandersein gewöhnt, sind süchtig danach.
Und dann wiederholt sich ein weiteres Mal das Trauma des Wartens – wie damals in Moskau: Normalerweise fahre ich mit dem Zug von Essen nach Hause in Paris, d.h. in unsere Wohnung in Puteaux, einem früher selbständigen Vor-Ort, der jetzt eingegliedert ist, unweit der Seine. Züge haben den Vorteil kalkulierbarer Reisezeiten und man kann beim Fahren lesen. Aber einmal ist die Ungeduld besonders groß und ich möchte schneller zurück. Unbedacht nehme ich spontan das Auto und stürze mich auf die Autobahn. Ich stelle mir Efims Gesicht vor, wenn ich plötzlich in der Tür stehe, seine Freude … Aber alles kommt anders. Es gibt noch immer keine Handys. Ich fahre und fahre, und die Straße ist überfüllt und gefährlich, es gibt Unfälle, Aufenthalte, Staus, eine kleine Panne….
Eigentlich sollte ich nicht mehr als 6 Stunden brauchen, aber die Zeit dehnt sich und die Straße wird unendlich und ich kann nicht anrufen, weil es mitten in der Nacht ist und er einen Todesschrecken bekommen würde. Als es schließlich seine Aufstehzeit ist, bin ich immer noch nicht angekommen, glaube aber, es bald zu schaffen und will mit dem Anrufen keine kostbare Zeit verlieren. Wieder muss er schreckliche Stunden durchgemacht haben. Ich kenne dieses Gesicht, in dem alle Hoffnung gestorben ist und kann selber nicht mehr verstehen, warum ich nicht mehrmals angerufen habe.
Doch – ich verstehe es ein bisschen: Ich habe zu lange allein gelebt, war immer nur mir selber verantwortlich, konnte kommen und gehen, wie es mir gefiel – ich bin noch nicht gewöhnt an dieses leidvolle quälende Warten, dessen lebensgeschichtlicher Hintergrund erst im Laufe der Jahre sich in mich einfrisst, so dass es nie nie

wieder passieren wird. Dies erloschene Gesicht im Türrahmen, die Verletztheit über den unnötigen Schmerz – das beinahe widerwillige Zurückkehren in die Normalität –der Todesgang des Orpheus – über all die weinenden Steine. Jeden einzelnen Stein habe ich eigenhändig von seinem Herzen herunter gehoben, bis es zögernd wieder frei und leicht wurde und wir uns der Vereinigung wieder freuen konnten. Wie dumm sind wir Menschen, und wie schwer machen wir es uns!
Efim liebt Paris, als hätte er niemals woanders gelebt. Wie kein anderer kennt er seine Geschichte, seine Geheimnisse, seine versteckten Schönheiten und seine Widerwärtigkeiten. Nie werden wir müde, durch die Straßen zu streifen, Neues zu entdecken. Mit wie vielen Menschen ist er hier schon gewesen? Auf Schritt und Tritt begegne ich seinen Freunden und Bekannten, realen und imaginären, lebendigen und toten. Was Wunder, dass ich nach ‚unseren' Orten fahnde, nach solchen, mit denen er nichts anderes verbindet, die nur mit ihm und mir zu tun haben wie das kleine Café am Seine-Ufer, außerhalb von Paris, in dem Berthe Morisot und ihre impressionistischen Malerfreunde sich immer trafen und wo sie in ländlicher Idylle auch lebten, ohne viel Geld, nur auf das Malen erpicht und ihre jeweiligen Liebesangelegenheiten. Er hat etwas von seiner Einfachheit und Unschuld bewahrt, dieser Ort, und später werden wir beschließen, dort unsere Hochzeit zu feiern. Aber einstweilen ist davon noch immer nicht die Rede. Reizend in ihrer privaten Verspieltheit auch die ‚Bagatelle', das kleine Schlösschen im Bois de Boulogne mit dem prachtvollen Rosengarten, in dem Efim wie zuhause ist. Bevor man ihn erreicht, passiert man eine kleine Nebenstraße, die selbst morgens schon sehr belebt ist: Es ist der Straßen-Strich für ältere Frauen. Verwundert stelle ich fest, dass hier ein reger Bedarf besteht. Die Männer wissen genau, was sie suchen und wo sie es finden. Die

Frauen schauen uns selbstbewusst in die Augen, bevor wir in den Park schlüpfen.
Napoleon hat ihn einst seiner Josephine geschenkt und der Geist seiner rührend verliebten Briefe an sie schwebt noch um das Areal. In den gebogenen Laubgängen, die nur in mehreren Jahrhunderten ihre grüne Dichte und Undurchdringlichkeit erlangen, stehen versteckte Bänke, auf denen ich mich lagere, während Efim seine Übungen macht. Immer sind wir am frühen Morgen allein dort. Pst! Gleich werden wir Josephine in einem ihrer zarten Empire-Gewänder vorbeieilen sehen, wenn sie sich vor dem vom Krieg heimkehrenden Napoleon im Scherz versteckt. Während alldem wartet Snouka, die Hundedame, im Auto auf uns, zufrieden, dass alles seinen gewohnten Gang geht. Ihr Spaziergang kommt immer zuerst, denn der Rosengarten ist ihr verwehrt. Aber sie kennt das Ritual genau. Wenn wir zurückkehren, wird sie – unerlaubterweise – vom Rücksitz nach vorne gesprungen sein und mit ernstem Gesicht vor dem Lenkrad sitzen – als wäre sie unser Chauffeur und würde uns gleich nach Hause fahren. Ach, Snouka …!
Eines beliebigen Tages kommen wir vom Einkaufen. Wir tragen beide Tüten mit Lebensmitteln – Einkaufen ist immer Stress in Paris, die Läden sind überfüllt, besonders nach Arbeitsschluss, die Menschen nervös, Kinder und Hunde wimmeln durcheinander, die Lichter flackern auf, jeder hat es eilig. Fima wirkt abwesend, etwas geht ihm im Kopf herum. Wir befinden uns mitten in der Fußgängerzone des Hochhauskomplexes, in dem seine Wohnung liegt, die Wohnung, in der er schon mit seiner Frau Katja und den Töchtern gewohnt hat, später mit einem der Schwiegersöhne dazu. Etwas drängt aus ihm heraus, er will etwas sagen, und ich spüre, dass es etwas Wichtiges ist und dass es nicht hierher auf die Straße unter all die gleichgültigen Menschen gehört. Er fängt an:

Darf ich dich etwas fragen?
Ja, natürlich, aber vielleicht nicht hier – warten wir, bis wir gleich zuhause sind.
Aber ich kann nicht warten – ich will dich jetzt fragen….
Bitte, Fimotschka, nur zwei Minuten…..
Nein wirklich – du musst es mir jetzt sofort sagen (er bleibt abrupt stehen): Elke, willst du meine Frau sein?
Wie konnte ich ahnen, dass es um etwas so Existentielles geht? Die erleuchteten Hochhäuser lösen sich in Millionen Funken auf und alle Geräusche verstummen. Wir sind allein auf der Welt und halten uns im Arm. Die Tüten stehen um uns herum wie kleine weiße Schäfchen.
Konjeschno – höre ich mich wie im Traum sagen, obwohl ich nach dem ersten Desaster 1964 eigentlich nie wieder heiraten wollte und bis jetzt durchgehalten habe.
Konjeschno, Fimotschka. – tausendmal ja! denke ich. Wen, wenn nicht Dich würde ich auf dieser Welt noch einmal heiraten, auch wenn es gar nicht nötig ist für unsere Verwobenheit ineinander und nur ein wunderschönes, altmodisches, für die Welt sichtbares Symbol.
Die weißen Schäfchen stehen und warten. Nur allmählich tauchen wir aus unserer Versunkenheit auf, heben sie auf und gehen wie im Nebel die letzten Schritte nach Hause.
Obwohl es noch einige Zeit dauert, bis dieser Entschluss umgesetzt wird, will ich etwas vorgreifen. Nur in kleinen Dingen ist die Reihenfolge manchmal wichtig – die großen ordnen sich von alleine und vertragen Gedankensprünge.
Wir haben keine Eile, aber ich erinnere mich, dass ich von Anfang an Efim mahne - Du musst es irgendwann Deinen Töchtern sagen, sie haben ein Recht darauf.
Fima nickt und vergisst es gleich wieder – es gibt tausend Vorwände. Für mich, die ich Katja oft sehe, ist es ein Leichtes, irgendwann im Lauf der nächsten Monate

ganz spielerisch einfließen zu lassen, dass ihre Hoffnung sich erfüllen wird –sie war ja die erste, die sehr liebevoll davon anfing und immer wieder nachfragte. Und natürlich hat sie auch bald ihre Schwester davon unterrichtet, darüber gibt es keinen Zweifel. Sie hat ihr immer alles erzählt. Aber Masha ist aus anderem Holz geschnitzt. Schon einmal habe ich erlebt, dass ihr Vater eine weite Reise unternahm, um ihr die Frau, die er zu ehelichen gedachte, vorzustellen, als wollte er Masha gleichsam um ihre Hand bitten. Damals flog er von Eugene/Oregon nach Seattle/Washington, während ich mich in meinem Zelt am Pazifik und in San Francisco nach ihm sehnte. Ihr Kommentar war wenig ermutigend und lud nicht dazu ein, ihr auch diesmal Mitteilung zu machen.

Efim verschleppt diesmal systematisch jede Gelegenheit und schweigt, trotz vieler Telefonate und Briefe zwischen Paris und Canada, während wir allmählich in aller Ruhe die nötigen Vorbereitungen treffen. Papiere müssen beschafft werden, eine Gästeliste muss erörtert werden, ein Ort muss gefunden werden, ein Termin im Rathaus von Puteaux muss festgelegt werden. Da ich inzwischen meine letzten Monate an der Universität Eugene/Oregon, zu denen ich gesetzlich verpflichtet bin, absolviere, können wir uns nur über Telefon oder Briefe verständigen. Zusätzlich zu meinem Unterricht und meiner Arbeit als Head of Department muss ich nun auch meinen Umzug endgültig vorbereiten. Das Schlimmste liegt schon hinter mir: Der gesamte Inhalt meines Hauses ist eingepackt und wartet auf die Verschickung. Das letzte Jahr (nach dem Jahr in Essen bzw. Paris) habe ich bei einer Freundin in ihrem wunderbaren Frank Lloyd Wright-Haus verbracht, in dem sie nicht allein bleiben wollte nach dem Auszug ihrer erwachsenen Kinder. Sie gab mir zwei Zimmer und ein eigenes Bad – alles andere nutzten wir gemeinsam und in großer Eintracht. Fima hat mich dort besucht, als ich mich von

einer schweren Operation erholte. Masha versuchte zwar, ihn möglichst lange bei sich zu behalten (Oh, don't bother, this is just routine, she doesn't need your company), aber er kam doch aus Vermont oder Kanada, ich weiß nicht mehr, saß mit Susi und mir zufrieden in der Küche und presste unzählige Grapefruithälften zu Saft – Susi, die kluge und versierte Psychoanalytikerin, war ganz begeistert von ihm und seiner selbstverständlichen Mithilfe und prophezeite uns eine wunderbare Ehe. Die vielen Gäste, amerikanische, deutsche, russische, französische usw., die ich in dieses Haus einlud, werden es wohl nicht vergessen haben: die spektakuläre Aussicht vom Berg, die weite Durchsichtigkeit der Räume, das Eingebettetsein in die Natur, den großzügigen Pool und den Tennisplatz und die riesige, gemütliche Küche mit dem weißen Ledersofa, vom Garten und den verschieden großen Terrassen ganz zu schweigen – der Wald begann gleich hinter dem Haus. Hätte Efim nicht nach Ohio zu einer kürzeren Gastsdozentur gemusst (wo ich ihn später besuchte), ich hätte noch lange dort wohnen mögen. Als Ersatz lud ich mir seine Freunde ein, die nach ihm als Gäste an der Universität von Eugene auftraten. Ilja und Ruth Serman und später Andrej Sinjawski und seine Frau, Maria Wassiljewna, mit denen wir in Paris viel zusammen waren. Unvergessen einer von Efims Geburtstagen in Paris, an dem wir 5-6 Gäste geladen hatten. Als es klingelt und Efim die Tür öffnet, steht Andrej Sinjawski in der Tür, mit einer dicken roten Pappnase im ernsten Gesicht (es ist gerade Karnevalszeit), während seine Frau Masha in einen prächtigen, königlichen Morgenrock gehüllt ist – das Geschenk für Efim. Großes Gelächter allerseits. Wir hatten gute Zeiten miteinander, in den USA, in Paris oder der Bretagne. Aber jetzt sind sie in der kleinen Stadt Eugene/Oregon und Andrej gibt jede Woche eine Vorlesung über einen Kultur-Vergleich zwischen den USA und Russland,, die ich sogar verstehen kann, weil er zwar kein Englisch

spricht, sie aber sofort aus dem Russischen simultan ins Englische übersetzt wird. Obwohl ich inzwischen angefangen habe, an der Universität Eugene Russisch zu lernen und jeden Abend 3 Stunden an meinen Hausaufgaben sitze, lade ich meine russische Lehrerin dazu, damit wir uns richtig unterhalten können. Zaghafte russische kleine Briefchen wandern schon nach Columbus/Ohio zu Efim – er wird Tränen über meine Fehler gelacht haben, aber es freut ihn ungeheuer und er antwortet am Schluss seiner eigenen Briefe auch auf Russisch.
Das Bild des in die Aussicht versunkenen Andrej Sinjawskij auf meiner Terrasse, dessen große Puschkin- und Gogol-Bücher ich viel später gelesen habe und dessen hintergründigen Humor, seine Menschlichkeit und Ironie sich mir tief eingeprägt haben, geht mir nicht aus dem Sinn. Als er, der als ‚Abram Terz' 1966 in einem Schauprozess wegen ‚Herstellung von Büchern' zu sieben Jahren Arbeitslager verurteilt wurde und erst 1973 nach Paris ausreisen durfte, im Jahr 1997 in Fontenay-aux-Roses starb, fuhren wir betrübt von Bellevue/Bretagne nach Paris, um Abschied zu nehmen. Wir stehen vor seiner Tür und Maria Wassiljewna öffnet. Sie hat verweinte Augen, was die ihr eigene scheinbare Strenge mildert. Nachdem wir uns umarmt haben, führt sie uns in das Zimmer, in dem Andrej aufgebahrt liegt. Bevor noch mein Blick auf ihn fällt, sehe ich Efim erstarren. Ich schaue dorthin, wo er hinsieht und begreife: Schräg über das rechte Auge ihres toten Mannes hat Maria Wassiljewna eine schwarze Piratenklappe gezogen, was den im Tod noch kleineren Mann mit seinem weißen strähnigen Haar grotesk aussehen lässt. Efim findet das nicht besonders witzig – seine Trauer ist tief.
Warum das? fragt er irritiert.
Masha lächelt eigensinnig und gequält:
Er hat es so gewollt – behauptet sie vage und nicht ganz überzeugend.

Aber wer weiß: der Eigentümer seines Pseudonyms, Abram Terz, unter dessen Schutz er seine Kritik an Politik und Gesellschaft öffentlich machen konnte, bis der KGB ihn durchschaute und buchstäblich von der Straße weg kidnappte, war schließlich ein russisch-jüdischer Bandit. Und sein Buch über Gogol analysiert – insbesondere mit Rekurs auf *Die toten Seelen* die mannigfachen Todesarten, mit denen sich dieser geniale und widersprüchliche Autor herumschlug, nicht zuletzt mit dem Tod seiner eigenen phantastischen Erzählphantasie und Kreativität.
Als wir heimgehen, haben wir ihr schon verziehen. Monate später erzählt sie uns, dass sie den schon in seinem Grab ruhenden Andrej nach kurzer Zeit wieder exhumieren und mit großem Aufwand an eine andere Stelle umbetten ließ: In ihren Träumen habe er wiederholt geklagt, er liege nicht bequem. Sie handelte sofort.
Nil pluriformius amore…
Ein denkwürdiges und merkwürdiges Paar, aber ich wusste immer, dass sie auf ihre Weise unabdingbar mit ihm verbunden war.

Die Sermans sind ganz anders: er ein etwas wortkarger, knorriger Gelehrter alten Schlages, von großer Produktivität und zuverlässiger Mitarbeiter bei dem von Fayard herausgegebenen Mammut-Unternehmen einer *Histoire de la littérature russe* unter der Leitung von Efim Etkind, Georges Nivat, Ilja Serman und Vittorio Strada. Jeder der 7 geplanten Bände soll über 1000 Seiten umfassen und jeder wird zugleich in drei Sprachen publiziert: Russisch, Französisch, Italienisch - bis 1996 sind sechs Bände erschienen, wobei sich der Signore Strada nicht gerade durch heftige Kooperation auszeichnet. Der Hauptteil der Editions- und Korrekturarbeiten fällt auf Efim und Ilja.
Strada behindert den Fortgang der Arbeit eher, indem er mehrfach sein Veto gegen von Efim ausgesuchte rus-

sisch-jüdische Wissenschaftler als Beiträger zu einem der Bände einlegt und sich auf keinerlei Kompromisse einlässt. Mutmaßungen über die Gründe sind erlaubt. Dafür hat er aber eine fabelhafte 3-teilige Konferenz in Paris, Rom und Venedig mit inszeniert, deren Venedig-Teil ich miterlebt habe. Doch davon später.
Ruth Serman ist Schriftstellerin, eine kluge, hübsche, agile, weißhaarige kleine Frau, die gern lacht, fließend Englisch spricht und das Leben der beiden managt. Ich muss mit ihr Schuhe und anderes kaufen gehen, sie hat eine kindliche Freude am hundertfachen Anprobieren, irgendwo gibt es noch ein Foto davon in der Mall. Die beiden wohnen auch öfter in unserer Pariser Wohnung, wenn wir nicht da sind, aber da gibt es Verstimmungen. Einmal finden wir nach einem solchen Besuch ein großes schwarzes Lock im Küchentisch, offenbar verursacht von einer der vielen Zigaretten, die Ruth täglich raucht (vielleicht auch Ilja? Das habe ich vergessen). Ich hatte sie gebeten, mit Rücksicht auf Efims Infarkt keinen Rauch in der Wohnung zu verbreiten – aber sie muss diese Zigarette einfach brennend liegen gelassen und vergessen haben – nicht ganz ungefährlich. Efim, der die Sermans sehr liebt und seit 50 Jahren kennt (‚Nur über die Nah -Ost-Politik kann ich nicht mit ihnen reden, ich werde sofort wütend') wird diesmal ärgerlich und verfasst spontan eine Gebrauchsanweisung für unsere Wohnung, die er in drei Sprachen in alle Räume hängt, sogar ins Bad. Bald kursiert in Russland das Gerücht, die zwanghafte deutsche Frau von Efim – also ich – würde ihre Hausgäste mit Maßregelungen drangsalieren. Dabei war ich an dieser Aktion überhaupt nicht beteiligt. Aber Vorurteile, besonders national gefärbte, sind nicht auszurotten.
Einerlei, Efims Freunde sind auch meine Freunde und Ruth insbesondere zeichnet sich durch ein – zumindest im Ansatz – feministisches Denken aus. Ihr Fazit allerdings ist düster:

Die Frauen zahlen immer drauf – sagt sie in einem langen Gespräch zwischen uns beiden mit überraschender Gewissheit.
Was sie meint, sind die Beziehungen zwischen Männern und Frauen.

Hochzeit versus ‚concubinat matrimonial' (1994)

Efim ist längst zurück in Paris. Meine letzten Dinge in Oregon sind schon fast erledigt: vor allem die Doktoranden beruhigt, die um ihre Betreuung fürchten, weil niemand sonst sich in der Psychoanalyse oder der Feminismus-Theorie auskennt. Einige haben in meinem Büro vor Enttäuschung zu weinen angefangen, nachdem ich Kollegen und Studenten in einem Rundbrief von meinem Abschied unterrichtete. Sie fühlten sich im Stich gelassen, aber ich konnte sie trösten: Im Zeitalter von e-mail schrumpfen die Entfernungen und ich verspreche, zur mündlichen Prüfung zurück zukommen und ihnen persönlich beizustehen.
Zweimal bin ich auf eigene Kosten nur aus diesem Grund nach Oregon geflogen und konnte die Kandidaten zu ihrem Ph.D bringen. Dann noch ein bewegendes Abschiedsfest in Susi's herrlichem Haus: Die Studenten schenken mir ein warmes molliges Fleece-Shirt mit dem Aufdruck unserer Universität für das kalte Deutschland; die Kollegen eine mehrbändige Dokumentation über kreative Schreibprozesse in Oregon (ich habe 30 Jahre lang an allen Universitäten, an denen ich arbeitete, ‚creative writing' unterrichtet); und von Susi bekomme ich eine ihrer magischen ethnischen Halsketten, die sie selber macht, und einen haitianischen Stuhl mit Tischchen, den sie von einer ihrer zahllosen Weltreisen mitgebracht hat.
Unmöglich, alles aufzuzählen – Abschiede sind ohnehin immer schrecklich und hier gibt es nach fünf Jahren

einige Menschen, die mir ans Herz gewachsen sind. Am eindringlichsten mein Freund Walter (auf den Efim später so eifersüchtig ist). Am letzten Tag kommt er zum Adieusagen in meine leere Wohnung, in der nur noch das geliehene Klavier samt Schemel abgeholt werden muss.
Spiel ein letztes Mal für mich - sagt er.
Ich spiele alles, was ich auswendig kann. Als ich aufhöre und ihn anschaue, laufen ihm stumm die Tränen über das Gesicht:
Alle verlassen mich – sagt er resigniert.
Ich fühle mich schuldig, wie so oft in diesen letzten Tagen. Ich weiß noch nicht, dass ich später dazu beitragen kann, dass er an der Universität Magdeburg eine Stelle bekommt und viele Konzerte in Berlin mit mir besuchen wird. Musik ist unsere gemeinsame Leidenschaft und an seine detaillierten Kenntnisse werde ich nie heranreichen. Auch in der Bretagne ist er mehrfach gewesen und hat sich nicht nehmen lassen, dem einsamen Lama auf der Wiese an der nächsten Kreuzung jeden Abend Gute Nacht zu sagen.
Einen Tag nach meiner Ankunft in Paris ist die Trauung im Rathaus von Puteaux angesetzt. Fima hat alles vorbereitet. Einen Tag vor meiner Abreise von Oregon habe ich noch innerhalb einer halben Stunde ein schönes Kleid gefunden und ein Jackett für Efim. Fimas alter Freund, der russische Maler Konstantin Kluge, der in Senlis, fünfzig km von Paris ein Haus mit großem Atelier besitzt, hat uns eingeladen, die ganze Feier für uns auszurichten. Ein märchenhaftes Angebot. Also doch nicht bei Berthe Morisot, der ersten (und erfolgreichen) Frau in der Gruppe der Impressionisten, mehrfach gemalt von Èdouard Manet, dessen Bruder Eugène sie später heiratete. Aber bei Kostja ist es auf beinahe ähnliche Weise zauberhaft: die märchenhafte, weite Einhornwiese hinter dem Haus, die bis zu einem Bächlein reicht, die Pappelallee, die Rosenfülle um die schattige

Terrasse – vor allem die unerhörte Wärme, Liebe und Großzügigkeit, die seine Frau (nicht zu verwechseln mit meiner amerikanischen Freundin Susi) und er ausstrahlen. Vom ersten Augenblick an fühle ich mich in einer treuen Freundschaft aufgehoben, die bis heute reicht, obwohl Kostja in seinen neunziger Jahren gestorben ist und Suzie, auch sie hoch in den Achtzigern, leider anfängt, alles zu vergessen. Ich sage zum Beispiel:
Suzie, weißt du noch, wie wunderbar unsere Hochzeit in eurem Hause war?
Ah – du hast hier geheiratet?
Weißt du nicht mehr, wie fabelhaft ihr alles organisiert habt: den ‚Traiteur' mit seinem unerhörten fünf-Gänge-Menu, die von dir eigenhändig mit Blumen geschmückte hufeisenförmige Tafel, an der jeder der Gäste alle anderen sehen konnte; die reizende kleine Souterrain-Wohnung, die ihr uns zur Verfügung gestellt habt und in der wir – und bis heute ich – jederzeit willkommen waren – weißt du das alles nicht mehr?
-Nein, isch erinnere misch nischt, das muss sehr schön gewesen sein. Habe isch wirklich das alles gemacht?
Suzie, sag, wer bin ich?
Du bist die Elke – isch bin doch nicht blöd!
Und wer ist Fima? Schau, hier steht sein Bild auf deinem Kamin.
Efim – sagt sie, zärtlich versonnen – Efim ist ein wirklich großer Literat. Isch bin sehr stolz, dass er in meinen kleinen literarischen Zirkel kam und den Frauen etwas über russische und französische Literatur erzählte.
Und übergangslos fährt sie fort:
Hab isch dir schon erzählt, wie isch als kleines Mädchen im Elsass dem berühmten Albert Schweitzer einen Blumenstrauß überreichen durfte?
Mein Herz zieht sich vor Trauer zusammen: wohl an die hundert mal habe ich diese Geschichte aus ihrem Munde gehört, immer mit den gleichen Worten, den gleichen

Pausen, dem gleichen kindlichen Lachen am Ende … Ich nehme sie in den Arm:
Suzie, meine Liebe – du hast mir schon oft diese schöne Geschichte erzählt.
Ach so, ist das so? Weißt du, isch bin eine alte Frau, die alles vergisst. Isch bin immer fröhlisch. Vielleicht ist es besser, nichts mehr zu wissen – wann gibt es Essen?
Aber Suzie – an Kostja erinnerst du dich doch ganz bestimmt? (Sie war seine dritte Frau und ca. 30 Jahre mit ihm verheiratet).
Jaaa – Konstantin –(wie sie ihn immer mit französischer Aussprache nannte) …
Siehst du – sagt sie versonnen und geht zu einer großen, kostbaren chinesischen Vase, die neben dem Kamin steht und die er aus Shanghai mitgebracht hat – nach dem Exil. Sie nimmt eine Handvoll Asche daraus und lässt sie langsam zurück rieseln:
Siehst du -isch streichle ihn manchmal. Es tut mir gut. Er ist immer da. Findest du das schrecklisch?
Nein, überhaupt nicht.
Ihr weicher elsässischer Akzent ist bezwingend charmant, ihre Direktheit unwiderstehlich. Aber ihre Einsamkeit zerreißt mir das Herz. Jedesmal, wenn ich – höchstens einmal im Jahr – komme, weil der Weg so weit, so furchtbar weit ist, ist weniger von ihr übrig geblieben. Mit wem bin ich nicht alles in ihrem stets gastlichen Haus gewesen: unzählige Male mit Fima, aber auch mit meinen Brüdern und ihren Frauen, meinen Freunden, Kindern und Enkeln – sogar Saskias großer Hund war schon hier und stürmte glücklich mit Kostjas Hunden über die Einhornwiese.
Das kleine Sterben schmerzt oft tiefer als das große. Wenigstens wird Suzie liebevoll versorgt von ihrer Haushälterin Annie, die ich nun auch schon seit 20 Jahren kenne und die alle unsere Feste bei Kostja und Suzie mit inszeniert hat – sie ist eine wunderbare Köchin und ein treuer Mensch - und von Suzie‘s Sohn Francois, der

seit Jahren bei ihr wohnt und im zunehmend schwieriger werdenden alltäglichen Umgang mit seiner Mutter eine bewundernswerte Geduld an den Tag legt Jetzt habe ich lange nichts mehr aus Senlis gehört. Mir bangt ein wenig vor meinem diesjährigen Besuch im Jahr 2011. Und doch war dieser Ort immer ein Stück lebendige Heimat für mich und ist es bis heute geblieben.

*

Aber noch sind wir in Paris. Inzwischen ist mein Sohn Till aus Heidelberg eingetroffen, ebenso meine Tochter Saskia mit ihrem dreijährigen kleinen Mädchen, das bei unserem ersten Besuch bei ihr noch in ihrem Bauch war. Aus Karlsruhe kommt meine alte Freundin Karin, die ein Altersheim leitet und die Efim von der ersten Begegnung an zugetan war. Und natürlich Irving aus Oregon, der schon unser ‚concubinat matrimonial' amtlich bestätigte, zusammen mit Janny Markovich und ihrem leisen, gütigen Mann Boris; dann natürlich der alte Freund und Pariser Weggenosse Michel Cadot (lange Zeit Germanistik-Papst an der Sorbonne, aber auch Autor etlicher Bücher über russische Schriftsteller), der Efim vornehm und großzügig ‚nach-habilitierte' und in Paris zum Professor machte – (die russische Habilitation wurde an der Sorbonne zunächst formal nicht anerkannt, obwohl Efim schon über 20 Jahre als Professor in Petersburg gearbeitet hatte) – mit seiner charmanten deutschen (zweiten) Frau Christine, die uns mit dem späten Heiraten gerade zuvorgekommen waren. Mein philharmonischer Bruder befindet sich leider auf einer Asien-Tournee, der Kapitänsbruder schippert mit seiner gesamten Familie in Australien herum, nur mein ältester Bruder Thomas, der an einem Lycée in Pontoise als professeur aggregé Deutsch unterrichtet, kann dabei sein, ebenso Fimas Tochter Katja mit Danilo, ihrem

Mann und einige andere – ich werde nicht alle aufzählen.!
Und wo ist Masha?
Als ich in Paris ankomme, bin ich überrascht und erfreut, Masha in der Wohnung vorzufinden. Ich weiß, dass sie ungefähr zu dieser Zeit jeden Sommer eine Exkursion mit Studenten ihres Colleges in Toronto/Canada nach Europa veranstaltet und dabei ihren Vater in Paris besucht. Der freut sich schon immer im Voraus. Aber als ich sie jetzt sehe, treffe ich sie sonderbarer Weise beim Kofferpacken.
What are you doing? – frage ich arglos. (Was tust du?)
I must leave. (Ich muss abfliegen) Ihr Gesicht ist mit tausend Schlössern verriegelt.
Are you trying to tell me you are leaving one day before our wedding? (Willst du sagen, du fliegst weg – einen Tag vor unserer Hochzeit?)
Yes! I have to… (Ja, ich muss…)
You wouldn't have to if you didn't want …(Du müsstest nicht, wenn du nicht wolltest.)
Maybe! (Vielleicht)
And your father – why do you want to hurt him? (Und dein Vater – warum willst du ihm weh tun?)
Well – he should have known earlier …. (Nun, er hätte das früher wissen sollen…)
Und sie fährt fort:
But I will have my best friend in Paris participate in your wedding. She will tell me everything! (Aber ich werde meine beste Freundin in Paris zu eurer Hochzeit schicken … sie wird mir alles erzählen …)
Das klingt zumindest mehrdeutig und ist ihr letztes Wort in dieser Angelegenheit. Ich verstehe, dass hier eine Strafaktion stattfindet und alles Bitten unter meiner Würde ist. Genug, dass sie ohne Rücksprache mit Fima und mir einfach ihre Freundin (die ich nicht kenne) dazu geladen hat, um auch in der Abwesenheit alles unter Kontrolle zu haben. Noch glaube ich, dass sich ihr ver-

früher Abflug eher gegen Fima richtet, weil er ihr nicht persönlich mitgeteilt hat, dass wir heiraten. Später begreife ich, dass sie mich für die Schuldige hält, die ein geheimes Heiratskomplott geschmiedet hat, von dem sie nicht offiziell unterrichtet werden sollte. Dabei fiel ich Efim schon lästig mit meinen häufigen Ermahnungen, er solle mit ihr sprechen.
Armer Fima – denke ich, wie schwer wird dich das treffen. Und in der Tat, es kostet mich später drei ganze Tage Diskussion, bis er wenigstens ein einziges Mal zugibt, dass seine Tochter unsere Heirat vermutlich verhindern wollte. Er, der sie in seiner unerschütterlichen Liebe stets idealisiert hat, muss erkennen, dass es ihr nicht so sehr um die verletzte Liebe zu ihrer Mutter geht (wie er sich schnell einreden will, aber die ist ja schon seit über 10 Jahren tot), und auch nicht um die Liebe zu ihm, sondern um ihre Angst, ihre Vorrang – Position in seinem Leben zu verlieren. Jahre später wird es einmal 2 Tage in Potsdam geben, an denen alle Barrieren beseitigt scheinen und Masha und ich fast Freundinnen werden. Einen kurzen Sommer lang hatte ich diese schöne Illusion.
Aber jetzt ist Ende Juni und herrliches Wetter, allerdings ziemlich heiß. Fima und ich sind fest entschlossen, uns von nichts stören zu lassen und diesen Tag einfach zu genießen. Die Formalitäten allerdings finden wir beide ziemlich lästig. Als alle im naiv bemalten, pompösen Hochzeitssaal des Rathauses von Puteaux versammelt sind, erscheint wie üblich der Bürgermeister, der Efim kennt und schon seine Tochter Katja getraut hat. Er spricht ein paar Grußworte und fährt dann herzlich und verständnisvoll fort:
Nun, in Anbetracht des Alters der beiden Heiratskandidaten ist es wohl überflüssig, über die Bedeutung der Ehe viele Worte zu verlieren, und wir können gleich den Trauungsakt vornehmen.

Das ist ganz in unserem Sinne. Wir sind dem leutseligen Menschen dankbar – wenig später werden wir noch mehr Grund dazu haben. Eine kleine Verwirrung gibt es nur, als ich darauf bestehe, meinen eigenen Namen zu behalten – in Frankreich ein äußerst seltener Fall. Aber nicht nur habe ich unter dem Namen ‚Liebs' viele Bücher und zahllose wissenschaftliche Artikel publiziert, es erscheint mir inzwischen auch absurd, mich wie fremdes Eigentum unter den Namen eines Mannes zu stellen – und sei es der geliebteste – nachdem ich dreißig Jahre allein und in eigener Verantwortung mein Leben verwaltet habe. Was ich nicht weiß: In Frankreich wird man als Frau in allen öffentlichen Dokumenten automatisch mit dem Geburtsnamen geführt. Mein Geburtsname ist Schroeder. Der Name Liebs, Name meines ersten Mannes vor 30 Jahren, der in allen deutschen Papieren steht, tritt in den französischen gar nicht auf. Das wird mir später noch viel Kummer machen, wenn ich mich mit der russischen Bürokratie herumschlagen und nachweisen muss, dass ich wirklich Efims Frau bin.

Schon sind wir mit einer Reihe von Privatautos auf dem Weg nach Senlis, genauer: Montlognon, dem idyllischen Dorf der Kluges. Alles ist verschwenderisch und liebevoll hergerichtet, alle sind guter Dinge; meine kleine Enkelin Dina rennt im Atelier die Treppe zur Galerie aufgekratzt rauf und runter und kreischt wohl hundertmal:

-Mama, kuck mal! … kuck doch mal…..Maaama!

Sie ist außer sich im schönsten Sinne: überall hängen oder stehen Kostjas Bilder – so etwas hat sie noch nie gesehen. Es ist, als spüre sie die Geister der hier Versammelten – unter anderem ein ungeheuer lebendiges Portrait von Belmondos, des Filmschauspielers, kleiner Tochter, ein anderes von Suzie, wie er sie kennenlernte – und reagiere unbewusst auf soviel geballte ästhetische und kreative Potenz. Kostja bleibt – außer Efim – ihr

erklärter Liebling, jedenfalls gleich nach seinen Hunden, mit denen sie herumtobt, als wäre sie mit ihnen groß geworden.
Ich habe vergessen, was es zu essen gab, und vergessen, was geredet wurde: all die liebevollen, anerkennenden, freundschaftlichen und auch lustigen Trinksprüche und kleinen Reden (große Reden haben wir nicht erlaubt), all die größeren und kleineren Gesprächsgruppen, die ständig ihre Teilnehmer wechseln: alles ist harmonisch, unprätentiös, locker, vergnügt und wie selbstverständlich. Selbst Danilo, Katjas Mann und Efims Schwiegersohn, lässt sich nicht nehmen, eine kleine, beinahe verunglückte Rede auf den Schwiegervater zu halten. Mashas Freundin ist freundlich, aber stumm und unauffällig und hat ihr sicher getreulich Rapport erstattet. Der ganze strahlende Tag klingt spät abends auf der schattigen Veranda mit Kostja und Suzie aus, nachdem alle abgefahren sind, und wir werden zu unserem königlichen Himmelbett geleitet wie zwei geliebte Kinder. So jedenfalls fühlen wir uns – aufgehoben in der Zuneigung dieser wunderbaren Freunde.
Moshno? – fragt Fima und wir lächeln uns an. Endlich allein!

*

In diesem Sommer, den wir – wie immer – in der Bretagne verbringen, hat Efim eine geniale Idee. Schon lange drängt es uns, die Wohnung in Paris zu wechseln und eine etwas kleinere zu finden, die wirklich ‚unsere' Wohnung ist – ohne die Geister der Vergangenheit, ohne Katja und ihren Mann, die ihre eigene Wohnung haben (inzwischen hat er einen Job), und ohne die jetzigen hohen Kosten. Efim bemüht sich um einen Termin beim Bürgermeister von Puteaux. Als es soweit ist, packt er sämtliche Bücher ein, die er – seit er in Paris

lebt – geschrieben hat, also in fast zwanzig Jahren – und macht sich auf den Weg.
Schauen Sie – sagt er im prächtigen Büro des Bürgermeisters – alle diese Bücher habe ich in Ihrer schönen kreativen Stadt geschrieben. Ich schenke sie Ihnen alle, mit großem Dank dafür, dass ich mich hier so wohl fühlen und so gut arbeiten konnte. Ein bisschen hoffe ich, dadurch auch zum Ansehen Ihrer Stadt beigetragen zu haben.
Der Bürgermeister ist geschmeichelt und entzückt, sogar interessiert: jedenfalls lässt er sich die russischen Titel alle übersetzen. Der französische Puschkin begeistert ihn geradezu. (Später hat Efim mit seinem Team dafür einen veritablen Orden, die begehrte ‚Palme académique' bekommen – leider nur eine symbolische Ehre, aber immerhin. Lustigerweise muss man sich den Orden selber kaufen. Fima und ich sind sehr amüsiert über diese sparsame Regelung – er würde ihn sowieso nie tragen. Aber mein bei Paris lebender Bruder Thomas, der Efim sehr liebt und bewundert, ist gekränkt: Eines Tages, zu Efims nächstem Geburtstag, kommt er mit einem flachen Schächtelchen als Geschenk: es ist ‚La Palme Academique', an einem Seidenband, wie es sich gehört, und schmuck anzusehen, wenn auch das überflüssigste, das man sich vorstellen kann. Fima ist gerührt und verlegen, aber auch erheitert und mehr als ein einziges (symbolisches) Mal habe ich ihn das hübsche Ding nicht tragen sehen – Gott sei Dank! Wir finden Orden meistens ein bisschen komisch.
Dann reden der Bürgermeister und er eine geraume Zeit über ganz andere Dinge. Die Bücher – mindestens acht oder neun – liegen währenddessen bescheiden da und tun ihre Pflicht: sie bleiben präsent. Nach einer Stunde schließlich verabschiedet sich Efim. Schon halb in der Tür, dreht er sich noch einmal um und sagt eher beiläufig:

Übrigens: meine Frau und ich haben eine große, schöne Wohnung abzugeben und suchen dringend eine kleinere. Falls Sie irgendetwas wüssten – ich bin auch gern bereit, bei der Stadt irgendeine kulturelle, beratende Funktion zu übernehmen, wenn so etwas gebraucht wird …

Merci beaucoup pour cette conversation très agréable! Au revoir!

Der Bürgermeister ist schlau. Der Bürgermeister hat genau verstanden. In den nächsten Wochen bietet er uns verschiedene Wohnungen an, die von der Stadt subventioniert und daher nicht teuer sind – schon die dritte passt. Es muss nicht zu viel renoviert werden, was ein seltener Umstand ist. Wir suchen Tapeten und Bücherregale, auch ein paar einfache Möbel aus, Danilo hilft Efim beim Schrauben und Kleben und ich richte sie dann endgültig ein – es geht alles ziemlich schnell und wir sind glücklich wie ein jung(!) verheiratetes Paar über sein erstes Zuhause. Der Mietpreis für das notorisch teure Paris ist märchenhaft billig: für vier Zimmer (ein großes, drei kleinere, Küche, Bad und Toilette, sowie großer Balkon) in einem relativ langweiligen Hochhaus in der Defense, einem postmodernen Teil von Puteaux, das man nur ertragen kann, wenn man drin sitzt und nach draußen schaut – inklusive Heizung und Tiefgarage umgerechnet ca. fünfhundert D-Mark, heute dreihundert Euro. Solche Wohnungen sind Beamten und Honoratioren vorbehalten (was Efim als Professor ja wirklich war) – und tatsächlich wird er ein paar Mal in den Rat der Stadt gebeten, wo über einen neuen Brunnen, ein Denkmal oder eine Bibliothek entschieden wird. Aber irgendwann bleiben diese Einladungen aus und wir weinen ihnen nicht hinterher. Beide lieben wir diese Wohnung sehr, obwohl die Toilette so winzig ist wie in Russland. Aber wir sind im neunten Stock und haben einen weiten Blick über den Himmel von Paris – bis zum Bois de Boulogne, in dem wir längst rituell

jeden Samstag spazieren gehen (wenn wir in Paris sind) und die Kaiserin Josephine in der Bagatelle besuchen oder die kleinen Putten neben dem Rosengarten, zwei ungemein anmutige Marmorkinder, Junge und Mädchen, die sich so leidenschaftlich umarmen – unvergesslich der hingerissene Gesichtsausdruck des kleinen Mädchens – dass man sie heute als Kinderpornographie bezeichnen würde. Aber das ist Paris – und das war das Rokoko, in der Bagatelle nicht anders als in Sanssouci (Potsdam), wo man sehr stolz auf die kostspielig restaurierten ‚schlimmen Kinder' ist, an denen auch Friedrich II. sein Ergötzen hatte (wenn er nicht gerade Krieg führte, was insgesamt mindestens 30-35 Jahre seines Lebens der Fall war).
Sigmund Freud würde sich sehr wundern – oder auch nicht.

Nobel-Symposium 110

Was für eine fabelhafte Überraschung: Das Nobel-Komitee schreibt uns. Anfang des Jahres 1998 erhalten wir jeder getrennt – wohl aufgrund unserer verschiedenen Namen – eine Einladung zum Nobel-Symposium 110 in Stockholm. Es findet – gesponsert von der Nobel-Stiftung - alljährlich zu jeweils unterschiedlichen wissenschaftlichen Fragestellungen statt und ist diesmal dem Thema ‚Translation of Poetry and Poetic Prose' gewidmet. Efim gehört – gemeinsam mit dem Literatur-Nobelpreisträger Seamus Heaney u.a. – diesmal zum Internationalen Komitee (Das wechselt jährlich, im Gegensatz zum nationalen). Mit dem eigentlichen Literatur-Nobelpreis hat es nichts zu tun, obwohl die Initiatoren zugleich ständige Mitglieder der Preis-Kommission sind. Wir sind froh, dass wir beide zum Vortrag eingeladen sind. Umso besser. Wir haben unseren Spaß, können gemeinsam fahren und getrennt auftreten. Auch

Efims sehr naher Freund Shimon Markish wird kommen.
Der Ort: Das riesige IBM Nordic-Education-Center vor den Toren Stockholms, Ende August 1998. Dreißig Sprecher/innen stehen auf dem Programm (man kann sich nicht selber bewerben), davon nur zehn Frauen. Nun gut – bemerkt Efim beim Überfliegen der beigefügten Teilnehmerliste: Es ist doch besser als gar keine Frau.
Die Anreise ist für mich ein Dejà-vu der besonderen Art: Wann war das, dass ich hier mit meinem alten Auto ankam und eine Woche allein im Hafen verbrachte – auf einer winzigen Yacht, nicht weit von der berühmten (nachgebauten) königlichen Korvette ‚Gustav Wasa'? Es muss um 1986 gewesen sein, im Sommer nach der Atomkatastrophe in Tschernobyl. Ich erinnere mich, dass wir peinlichst vermeiden, die überall üppig wuchernden, uns gleichsam in den Mund wachsenden Pilze zu sammeln und mit frischen, selbst gefangenen Fischen in die Pfanne zu werfen. Allein mit meiner langjährigen Freundin Eppi wollen wir beide von Stockholm nach Helsinki segeln, unterwegs auf den tausenden Schären, den kleinen Felseninseln, anlegen, die finnische Stadt Turku besuchen, die nur noch einen Katzensprung von Russland entfernt ist (aber wir haben kein Visum für Russland) und dann mit dem Zug wieder zurück nach Stockholm, wo mein Auto wartet. Was für ein Abenteuer!
Eine Woche bin ich allein auf dem kleinen Schiffchen, während meine Freundin eine Tagung besucht. Es ist dasselbe Boot, auf dem ich damals in Frankreich gesegelt bin, aber das Eigner-Paar hat sich entzweit; ich werde zum ersten Mal allein mit der Freundin fahren. Es wird ein unvergessliches Erlebnis, mit dem ersten selbst gefangenen Lachs, der sofort gebraten wird, und dieser stolzen Kulisse der Stadt im Rücken, auf die ich jetzt mit Efim wieder zufahre, und das Herz weitet sich uns

vor der kühlen Schönheit und Geschichtsträchtigkeit dieses Orts. Es ist ganz früh am Morgen, die ersten Sonnenstrahlen steigen schräg über die roten und grünen Dächer, dazwischen Schiffsmasten, Kanaleinfahrten und leere Straßen – alles schläft noch. Wir sind die ersten Menschen dieses strahlenden Tages.

Bezaubert von der verwunschenen Atmosphäre laufen wir lange im Hafenviertel umher, bevor wir ein Taxi zum Konferenz-Center nehmen. Hier geht alles den üblichen Gang solcher Veranstaltungen, nur dass diesmal eine überdimensional hohe Teilnehmerzahl im Range von Nobelpreisträgern ist – es macht Spaß, über literatur- und textspezifische Probleme mit ihnen zu debattieren, sie beim Essen wieder zu treffen und ihre unterschiedlichen Mentalitäten und Ansichten zu erleben. Das Übersetzen und Übersetztwerden ist für sie existentiell. Nicht jeder kann – wie etwa Lermontow – einen kongenialen Rilke dafür finden.

Mit meinem eigenen Vortrag über den Roman von Javier Marías *My Heart so white* (1992) unter dem Titel *Philosophy of Translating as a Literary Subject* komme ich schon am ersten Tag dran, ebenso Shimon Markish – Efims Vortrag soll am Ende die gesamte Tagung abschließen. Alle sprechen Englisch – allmählich beginne ich ein Problem zu ahnen. Efim hat sich – ohne dies zu besprechen – darauf verlassen, er könne, wie fast immer, entweder Russisch, Deutsch oder Französisch sprechen – und nicht das ungeliebte Englisch. Aber am Ende des vorletzten Tages glaubt er mir endlich, dass es nur Englisch sein kann. Das ist ein Schlag für ihn. Ausnahmsweise und in Anbetracht der feierlichen Begleitumstände hat er diesmal ein voll ausformuliertes Manuskript seines Vortrags auf Deutsch verfertigt und es gilt nun, dieses ins Englische zu transferieren. Wir brauchen fast die ganze Nacht dazu, weil er alles genau verstehen will und viele Worte ihm unbekannt sind – er als einziger Redner hat zum krönenden Abschluss eine volle

Stunde Redezeit bewilligt bekommen. Überdies soll die Abschlussveranstaltung in einem dreihundert Jahre alten Rokoko-Saal – dem Auditorium Maximum der ehrwürdigen Stockholmer Universität stattfinden. Soviel Schönheit und Tradition verpflichten doppelt und dreifach – zum ersten Mal sehe ich Efim etwas nervös werden. Obwohl er am Ende dieser langen Nacht alles schwarz auf weiß in schönstem Englisch stehen hat, ist diese Sprache für ihn zu ungewohnt, als dass er auf Anhieb die handgeschriebene Abhandlung fehlerfrei ablesen oder vortragen könnte – zu sperrig die Grammatik, zu ungeliebt die Melodie der Sätze, die Aussprache. Mir schwindelt der Kopf, aber ich versuche, ihn zu beruhigen so gut ich kann.

Der Saal ist atemberaubend mit seiner originalen Holzvertäfelung und viel Gold, dem gewaltigen Kronleuchter, der theatralischen Bestuhlung – es ist wie große Oper. Efim steht das Unbehagen ins Gesicht geschrieben – ich leide mit ihm, ohne daran zu zweifeln, dass sich irgendwie alles zum Guten wenden wird. Sein Thema: *What is Untranslatable*?

Atemlose Stille im Raum . Es ist der einzige für das Universitäts- und Stadtpublikum geöffnete Vortrag dieser Fach-Tagung, alle Plätze sind besetzt. Efim beginnt…und dann geschieht eine Art Transsubstantiations-Wunder: Nach den ersten, noch zögerlich gelesenen englischen Sätzen der Einleitung befreit er sich – wie ein gefesselter Löwe – mit einer energischen Bewegung von der Einengung durch das Manuskript, nimmt sein Publikum fest in den Blick und spricht den ganzen Vortrag frei und souverän, zum Teil abweichend von seinem Text, aus dem schier endlosen Meer seines Wissens schöpfend, mit seiner unverwechselbaren Mischung aus Geschichts- und Literaturkenntnis, Anschaulichkeit, Internationalität, greifbarer Beweisführung und der ihm eigenen feinen Balance von Theorie und Praktikabilität – und dabei kann man buchstäblich miterleben,

wie ihm in der Not die englischen Worte spielerisch zufliegen und beim Verfertigen der Gedanken freundschaftlich beistehen. Englisch, Französisch, Russisch, Deutsch kommt alles ebenso listig wie charmant zur Anwendung, die Zuhörer werden mitten hineinversetzt in die Arbeit des Übersetzens, sei es bei englischer Nonsense-Poesie, russischen Wortspielen und Lautmalereien, deutschen Versen von Heine und Brecht oder dem französischen Chanson:

Au clair de la lune Pri siyan'I lunnom
Mon ami Pierrot Milyy drug P'yero
Prète moi ta plume Odolzhi na vremya
Pour écrire un mot. Mne svoyo pero
(Russ. Übers.: Shchepkina Kupernik)

Schließlich endet er mit einem seiner russischen Lieblingsdichter, Samuel Marshak, von dem auch ich auf seine Anregung hin viel auswendig gelernt habe, einem Meister von Gedicht-Übertragungen ins Russische, sei's Robert Burns oder Shakespeare und andere, der einmal sagte:
Poetry is impossible to translate. Each time it is an exception to the rule.
Lachen über die Wahrheit dieses Bonmots – dann brausender, anhaltender Beifall.
Alle Steine sind längst von meinem Herzen gefallen. Ich bewundere Efim rückhaltlos – diesmal kann niemand seine besondere Leistung so gut einschätzen wie ich, die ich weiß, wie er sich vor dem Englischen gruselt und darüber gar nicht bemerkt, wie gut er es beherrscht, kleine liebenswürdige Fehler mit inbegriffen. Ein Riesenerfolg. Fima lächelt mich über viele Reihen hin an, seine Augen scheinen zu fragen:
War ich gut? Und dies ist ganz gewiss kein falscher Stolz, sondern abgrundtiefe Erleichterung.

Epilog

Am nächsten Tag wollen wir unsere Freiheit von allen Verpflichtungen feiern, bevor wir abfahren müssen. Kein größeres Glück für Efim als das Schwimmen. Da das Konferenz-Center auf einer Insel liegt (wie so viele Stadtteile von Stockholm), ist der Weg nicht weit. Allerdings ist es nicht besonders warm – die schwedischen Sommer sind berüchtigt für ihre Unwirtlichkeit, aber das kümmert ihn nicht. Irgendwo springt er einfach ins Wasser, auf keine Warnungen hörend, und ich folge ihm notgedrungen – wie immer bei derartigen Gelegenheiten, um ihn gegebenenfalls vor der eigenen Spontaneität zu beschützen. Immerhin hat er Jahre zuvor einen Herzinfarkt gehabt, seitdem hüte ich ihn wie meinen Augapfel.

Als ich ins Wasser tauche, verschlägt es mir buchstäblich den Atem. Es ist eisig – 14 Grad Celsius, wie wir später erfahren. Efim ist schon viele Meter voraus, kann mich nicht hören. Die Angst packt mich. Ich spüre, wie binnen Minuten mein Blut erstarrt und ganz dick wird, Arme und Beine bewegen sich immer langsamer, werden fühlloser – gleich werden sie aufhören zu arbeiten. So rasch ich noch kann, kämpfe ich mich in Rufweite von Efim, der sich dieser Gefahr überhaupt nicht bewusst zu sein scheint – aber wie soll er zurück kommen, wenn die Gliedmaßen vollständig erlahmen? Ich schreie, so laut ich kann, bevor es zu spät ist:

Fima, komm zurück, ich kann nicht mehr.

Es ist die einzige Methode, ihn zur Umkehr zu bringen, solange er sich noch rühren kann. Sofort dreht er um, wird dabei schon immer langsamer, erreicht mit letzter Kraft an meiner Seite die rettende Leiter.

Mal‘tschik, was machst du nur? Es ist Wahnsinn, bei dieser Temperatur zu schwimmen.

Eto pravilno. Stimmt. Er lacht, glücklich wie ein Kind:

Aber war es nicht herrlich?

Weiter nach Göteborg. Als ich klein war, hat mir einmal mein ältester Bruder von einem Schüleraustausch ein kleines, seidenes, hübsch bemaltes Taschentuch von dort mitgebracht – ein Wunderwerk für mich, das ich nicht zu benutzen wagte und viele Jahre ehrfürchtig aufhob. Jetzt komme ich zum ersten Mal selber dorthin und erinnere mich; nein, wir fahren noch weiter, in die Wildnis einer Halbinsel siebzig km entfernt, wo wir erwartet werden. Wir sind zu Gast bei Marina Askoldova, der Tochter des russischen Filmregisseurs Alexander Askoldov, und ihrer Familie. Efim hat ihre Dissertation betreut und wir sehen ihre Eltern öfter in Berlin. Aufgrund seines um die ganze Welt gewanderten berühmten Films *Die Kommissarin*, der so lange unter Zensur stand, bis er endlich frei gegeben wurde (zumindest in der nicht-russischen Welt), konnte Askoldov sich mit seiner Frau Swetlana in Berlin niederlassen und weiter um Schreib- und Filmprojekte bemühen. Später werden sie ihre Enkelin Saschenka zu sich nach Deutschland nehmen und bis zum Abitur bringen (für das ich mit ihr arbeite) – sie spricht inzwischen unzählige Sprachen (Schwedisch, Russisch, Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch, einiges Chinesisch – im Augenblick vervollkommnt sie sich im Neugriechischen und lebt mit ihrem Lebensgefährten auf Zypern. (in wenigen Wochen wird sie in Schweden heiraten). Erstaunlich und beneidenswert – was für eine Begabung! Die Familie wohnt damals in Schweden in the middle of nowhere – in robinsonesker Einsamkeit, umgeben von Wald, Felsen und kleinen Fjorden, und manchmal, erzählt Saschenka, hat sie noch heute Angst vor den betrunkenen Elchen, die gern zu viele der am Boden gärenden Falläpfel fressen und dadurch alle Scheu verlieren. Dann taumeln sie betrunken ziellos umher, können un-

vermittelt vor der Haustür auftauchen oder ein kleines Mädchen als Gefahr betrachten und es verfolgen.
Wir werden aufgenommen, als gehörten wir zur Familie, werden üppig bewirtet, und Jan, Marinas schwedischer Mann, zeigt uns stolz, was er alles selber gebaut hat. Wie seine Tochter mit den Sprachen, scheint er auf handwerklichem Gebiet alles zu können, was er sich vornimmt, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Ich werde ihn noch öfter in Berlin sehen, wenn er dabei hilft, die Wohnung der Schwiegereltern auszustatten, die Dusche umzubauen, einen mitgebrachten Kristall-Lüster anzubringen oder Regale zu montieren. Der Arbeiten ist kein Ende. Natürlich kommt er auch, wenn die Eltern seiner Frau krank sind und Hilfe brauchen. Ich bin beeindruckt. Einen solchen Schwiegersohn wünsche ich mir auch. Mittlerweile sind mehrere zusätzliche Gebäude in der romantischen Wildnis entstanden, unter anderem ein Gästehaus, eigens für die Schwiegereltern, die dort regelmäßig den Sommer verbringen.
Letzte Station in Skandinavien ist Helsinki, wohin Efim immer und immer wieder an die Universität eingeladen wird; vier- oder fünfmal sind wir sicherlich dort gewesen und haben uns schon fast zuhause gefühlt, zumal man von dort mit dem Auto in 3-4 Stunden in Petersburg ist. Einmal haben wir von Travemünde aus die gigantische Finnlandfähre genommen, das Auto mit einem ganzen Anhänger voller Bücher und Mappen aus Efims Archiv nach Petersburg gebracht und alles der Nationalbibliothek geschenkt, derselben, die dann stolz im Internet annonciert hat, sie habe die Archive von Efim Etkind vor kurzem käuflich erworben. Ausgenommen davon sind vor allem Efims Briefe (von ihm und an ihn), die später gelegentlich plötzlich – ohne Rücksicht auf das internationale Copyright - in einem Versteigerungskatalog erscheinen und vereinzelt ihre Käufer finden – mit der Konsequenz, dass ich mitunter angerufen und um Erklärungen gebeten werde, die ich

nicht geben kann. Dies geht ohne mein Wissen vor sich (seine Tochter hat alle Briefe an sich genommen) und entzieht sich meinem Einfluss. Ich fürchte, man glaubt mir nicht immer, dass es so ist, aber ich kann es nicht ändern. Am schlimmsten, wenn man mich nicht einmal fragt und mich stumm als Täterin verdächtigt. Ich weiß, dass die Söhne Heinrich Bölls, den ich selber leider nicht mehr kennen lernte (dafür seine liebenswürdige Witwe Annemarie), mit dem Efim aber seit dem Verlassen der Sowjetunion 1974 eng befreundet war, sehr empfindlich auf kleinste ‚Verletzungen' dieses Copyrights reagieren, seien sie auch noch so belanglos. Selbst Efim wurde einmal von ihnen gerügt, als er mündlich einen Satz aus einer Postkarte Bölls an ihn zitierte. Das war vielleicht übertrieben, entspricht aber internationalem Urheberrecht. Ohne an solchen Aktionen je beteiligt zu sein, möchte ich mich an dieser Stelle bei allen entschuldigen (auch den entsprechenden Erben), deren Briefe aus Efims Autographensammlung zu Unrecht an die Öffentlichkeit gelangt sind. Er selber hat solche Dinge immer außerordentlich penibel gehandhabt und sich geärgert, wenn er Verstößen gegenüber dem Recht am eigenen Wort auf die Spur kam. Sämtliche Briefe Efims waren in der Hand der Töchter.

In Helsinki ist es auch, wo Efim gewissenhaft und ohne Nepotismus als Opponent bei der Kandidatur seines Neffen Alexander Etkind fungiert und nach glücklich bestandener Prüfung so stolz ist, als habe er selber Examen gemacht. Seine Fähigkeit, sich für andere über deren Leistungen zu freuen, ist einzigartig und – ohne dass er es merkt – auch eine Quelle seines eigenen alltäglichen Glücks.

Von Helsinki fahre ich, während Efim unterrichtet, allein nach Tallinn, dem früheren Reval, und wähle um ein Haar die Fähre ‚Estonia', die wenig später, 1994 – untergehen wird – man hatte vergessen, das riesige Tor der Ladefläche zu schließen. Es gibt hunderte Tote –

wie oft werden wir unser Leben neu geschenkt bekommen? Die Intaktheit des mittelalterlichen Stadtbildes von Tallinn mit der historischen Stadtmauer, ohne Neubauten und Hochhäuser, mit seinen grünen Turmhauben, dem vielstimmigen Glockengeläut in der Luft und den idyllischen kleinen Gassen berührt merkwürdig. Dänen, Schweden, Russen und Deutsche haben sich über fünfhundert Jahre um diese prächtige, reiche Stadt geschlagen und ihre Spuren hinterlassen; deutsche Ordensritter und russische Kaufleute haben die stetig wachsenden Privilegien dieser wichtigsten Stadt des hanseschen Osthandels ausgetüftelt. Pest und Reformation gingen darüber hin, bis schließlich die deutsche Wehrmacht praktisch sämtliche Juden ermordete und die rote Armee dafür in ihren Angriffen mit den Deutschen aufräumte – letzteres ziemlich genau um die Zeit, als ich geboren wurde, zu Beginn der 1940iger Jahre. Welche Reichtümer, welche Leidenschaften, wie viel Hass, Nationalismus, Glaubenseifer, Kaufmannsgeist, Skurrilität hängen zwischen diesen schmucken Fassaden, die so aussehen, als wäre nichts gewesen. Und die Touristen erobern erneut das Gelände – man hört viel Deutsch. Muss ich mich schämen?

Bergengruens Buch *Der Tod von Reval* fällt mir ein, das ich als Kind las und dessen alkoholselige Verschrobenheiten in seinen Geschichten von toten und untoten Rittmeistern ich nicht immer verstand. Sie spielen in dieser Stadt und sind geschrieben, bevor die Deutschen die Macht übernahmen (aber erst 1949 veröffentlicht). Als Baltendeutscher aus Riga wusste er, wovon er sprach. Obwohl kein Nationalsozialist, kämpfte er auf deutscher Seite gegen die Rote Armee und versuchte, unauffällig zu bleiben: Seine Frau entstammte den Familien Mendelssohn /Hensel und galt als ‚Dreivierteljüdin' – eine Bezeichnung, bei der man nur schamvoll erröten kann. Lassen sich all diese sperrigen Wahrheiten hinter musealer Hübschheit verstecken? Auch ein russi-

sches Gefangenenlager für deutsche Soldaten gab es in Tallinn. Aber die Russen haben bei ihren Bombardements acht gegeben und die historische Altstadt verschont – zuviel der Widersprüche. So ganz wohl fühle ich mich nicht, und daran ändert auch die attraktive Pelzmütze nichts, die ich am Ende meines Besuchs ganz billig erstehe. Nur schnell heim nach Helsinki in unsere Gästewohnung der Uni – Fima wird schon dort sein. Vielleicht hat er sogar Schtschi gekocht? Das ist das einzige Gericht, das er sich zuzubereiten traut - und er macht sie sehr gut. Die Mütze gefällt ihm – ich trage sie heute noch – genau deshalb.

Zuhaus und unterwegs

Vor dem Alltag habe ich mich nie gefürchtet, schon gar nicht mit Efim.
Es ist wahr, wir waren viel unterwegs, aber wie viele Reisen haben wir nicht gemacht, die wir noch machen wollten? Efims Traum war die Alhambra, die ich schon kannte. Er hat sie nie gesehen, obwohl wir so oft in Barcelona waren. Aber von dort war es noch fast eine Tagereise mit dem Zug, man hätte übernachten müssen und hätte insgesamt mindestens 3 Tage für diese Unternehmung gebraucht.
Seine Unterrichts-Termine lagen vielleicht ungünstig, aber das hätte er jederzeit ändern können – warum war er nur so übertrieben bescheiden? Dasselbe mit den Kanalinseln, die sich doch von der Bretagne aus leicht erreichen ließen. Immer wieder sprach er davon, sie zu besuchen – aber man hätte die Hündin nicht mitnehmen dürfen und so wurde auch dieser Plan nie verwirklicht. Wer hätte auf sie aufpassen sollen? Ich selbst war dort dreißig Jahre zuvor hingesegelt – wie gern hätte ich ihm alles gezeigt.

Seine nächste Idee war England und Wales – ich bin später mit meiner Freundin, Kollegin und Mit – Autorin Helga Kraft nach einer Konferenz durch die ganze Insel gefahren, habe in Stratford on Avon bei Shakespeare übernachtet, ein andermal in einem B&B – Haus bei einem Nachfahren der Gaspara Stampa (die in Rilkes erster Duineser Elegie besungen wird) und schließlich das Globe-Theater in London besucht – dort wenigstens war er auch gewesen.
Einen dritten Anlauf unternahm ich mit der Toscana, die ich so sehr liebe und diesmal blieb ich hartnäckig – mit Erfolg. Eine Woche lebten wir in den Hügeln zwischen Florenz und Siena auf einem einsamen Gutshof und ich fuhr ihn zu all den Herrlichkeiten, die ich mit meiner Mutter, meiner Tochter, meinem Bruder und mit Freunden so oft erkundet hatte. *Siena, wer dich sieht, dem wird das Herz weit* steht an einem der alten Stadttore. Picknick im Olivenhain am Monte Oliveto, etwas außerhalb, nahe dem Dominikanerkloster. Und dann der verwitterte Palazzo in den Bergen hinter Florenz, der angeblich den Eltern von Galileo Galilei gehört haben soll und in dem ich einmal vierzehn Tage mit Bruder und Freunden verbrachte. Deutsche Kollegen und Freunde von mir hatten diesen Palazzo für sich und ihre vier Kinder gemietet, während sie an der Università Europea in Fiesole unterrichteten. Da hatte ich Efim gerade kennen gelernt und war auf Europa-Urlaub, während er – wie immer – seine Summerschool in Vermont betrieb. Von hier schrieb ich die ersten sehnsüchtigen Briefe und erzählte ihm von der *Kartause zu Parma*, die ich besucht hatte und die wir beide von Stendhal kannten. Hier wanderten wir jetzt in magisch lauen Sommernächten durch die Weinberge und waren entzückt über die Myriaden von Glühwürmchen, die uns den Weg wiesen. Efim war überwältigt vom Reichtum dieses Landes, der Architektur, der Kunst, der Natur, der Geschichte und dem wunderbaren Wein, dem wir fleißig

zusprachen und von dem wir viel mit nach Hause nahmen. Erst am dritten Tag habe ich – als ich früh aufwachte - entdeckt, dass er heimlich eine Arbeit mitgenommen hatte: Gidon Kremer hatte ihn gebeten, den dritten Band seiner Autobiographie, die auf Deutsch und Russisch erscheinen sollte, zu korrigieren – jemand hatte sich schon darüber hergemacht, aber Gidon war nicht glücklich damit.
Also stahl Efim sich die Zeit für etwas, was gar keine Eile hatte, in der einzigen Woche, die wir bis dahin richtigen Urlaub machen wollten, und versagte sich zwei Stunden Schlaf – ich konnte es kaum glauben – hatte er nicht versprochen, sich zu schonen?
Schonen? Was ist das? fragt Fima und hat aber doch ein schlechtes Gewissen.
Es hat doch gar keine Eile – das hat Gidon selbst gesagt.
Aber ich möchte es hinter mich bringen, um zu den wichtigen Dingen zu kommen.
Und was ist wichtig‘?
Nun, zum Beispiel mein nächstes Buch….
Fimotschka, nun hör aber auf! Du redest ja schon wie einer dieser staubtrockenen deutschen Gelehrten, die vor lauter Arbeit nicht mehr zu leben verstehen. So bist du doch eigentlich gar nicht. Und wenn i c h zuviel arbeite, wirst du ganz wütend und willst wegfahren. Deinetwegen habe ich die Wahl zur Dekanin an meiner Uni abgelehnt, weil du meintest, dann hätte ich nicht mehr genug Zeit für dich. Findest du das fair?
Nein – sagt er lächelnd – du hast ganz recht. Fair ist es nicht, aber herrlich, dass du mehr zuhause bist. Ich bin ganz wunschlos, wenn Du im selben Raum mit mir bist und liest oder schreibst, während ich selber schreibe. Die Arbeit ist ja sowieso immer ein Vergnügen. Wozu brauche ich also Urlaub?
Normalerweise arbeitet jeder von uns in seinem eigenen Zimmer. Aber in den ersten Jahren in Potsdam bewohnen wir ein so geräumiges – wenngleich gemietetes –

Haus, dass Efim manchmal plötzlich zu einer Exkursion aufbricht, um mir irgendetwas zu erzählen. Dann läuft er rufend durch alle Räume und steckt seinen Kopf herein, findet mich nicht und läuft weiter, bis er mich schließlich auf unserer großen Dachterrasse, die ich eigens für ihn habe bauen lassen, z.B. beim Blumengießen entdeckt.
Wo bist du? – stößt er dann erleichtert aus. Ich suche dich überall und habe dich ganz verloren. Die übertrieben scheinende, dramatische Formulierung täuscht uns beide nicht darüber hinweg, dass dahinter verschwiegene Ängste mitschwingen und gleichzeitig ihre zärtliche Ironisierung, in der ständig wachsenden Zuversicht, dass wir uns, solange wir leben, niemals verlieren werden. Sie ist das Resultat der geballten Verlust - Erlebnisse eines ganzen Lebens und entsprechend geballt erlebt er die Momente des Findeglücks. In der Übertreibung genießen wir die ‚Normalität' unserer Gemeinsamkeit und der Alltag entfaltet täglich neue Facetten.
Heimlich muss ich mir eingestehen, dass es mir ähnlich geht. Sind wir nicht unerhört privilegiert, dass wir unser Leben lang machen konnten und können, was uns die größte Freude und Befriedigung bereitet – die Arbeit mit und an Literatur, Lesen und Schreiben, Unterrichten und Weitergeben an andere – auch Geld damit verdienen und nun auch noch fast unausgesetzt beieinander zu sein? Der Tisch, an dem ich in diesem Moment arbeite, ein alter hölzerner Küchentisch aus den dreißiger Jahren, war in unserer ersten Potsdamer Wohnung unser Esstisch. Einen eigenen Schreibtisch hatten wir jeder in unseren Arbeitszimmern. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, dass wir eines Tages gemeinsam an diesem Esstisch arbeiteten. Das Licht fiel aus einem Dachfenster ohne zu blenden auf unsere Papiere, so wie es Efim am liebsten hatte. Wir saßen einander gegenüber und konnten uns beim Nachdenken und Formulieren zusehen. Dann versank wieder jeder in seine Notizen und sein

Manuskript. Damals hatte ich noch keinen Computer zuhause. Ich schrieb das Ausformulierte direkt in meine elektronische Schreibmaschine, während Efim – wie sein ganzes Leben lang – die Urfassung seiner Arbeit mit der Hand notierte. Manchmal las einer dem anderen eine Passage vor und wir diskutierten darüber. Manchmal trafen unsere Augen sich zufällig und wir lächelten uns zu. Jeder durfte zu jeder Zeit den anderen unterbrechen, um etwas zu fragen. Man durfte auch um den Tisch herumgehen und den anderen in den Arm nehmen, was immer sich daraus ergab. Ich sehe uns da sitzen wie ein unter Glas gesetztes lebendiges Bild. Es ist noch heute in meiner Erinnerung der Inbegriff wunschlosen Glücks:

Der Artikel, an dem ich damals arbeitete, war über den großen Roman von Jean Paul: *Titan*. Wenn ich ihn heute zur Hand nehme, sehe ich sofort Efim vor mir, er ist in jede Zeile verwoben. Er seinerseits arbeitete an seinem Buch, dessen Titel auf Deutsch ungefähr so heißen müsste: *Der äußere Mensch und die innere Rede*. In unseren Gesprächen war ich immer wieder erstaunt über seine subtile Psychologie, die er gleichsam aus der Literatur selbst bezog, ohne sich von irgendeiner der gängigen Schulen vereinnahmen zu lassen. Natürlich wusste er genug über Freud, Jung, Lacan, Barthes oder andere, um sie als Referenzen mit einzubeziehen. Aber seine profundesten Einsichten dankte er eher seiner genauen Textanalyse und der spielerischen Identifikation mit den Protagonisten seiner Autoren und Autorinnen, ihren Interaktionen und Konflikten untereinander und mit ihren Schöpfern, deren Biographien ihm geläufig waren und in die künstlerische Darstellung einflossen. In diesem Sinne praktizierte er eine Form des ‚Close Reading', wie der französische Strukturalist Roland Barthes es vorexerziert hat, die heute kaum noch jemand beherrscht. Das genaue Lesen als Quelle der Inspiration, das spezifische Gewicht jedes einzelnen Wortes, die

sprachlichen, strukturellen und motivischen Vernetzungen innerhalb eines Textes, innerhalb eines Gesamtwerks – von wem immer – und innerhalb der zeitgenössischen Weltliteratur sowie der individuellen Entstehungszeit eines Werks – all dies ist in seinem Sinne intertextuell mit gemeint, wird als Deutungshintergrund befragt, in die Rezeptionsgeschichte mit einbezogen, und dies mit einer souveränen und zugleich lockeren Universalität des interkulturellen Wissens, der Verfügung über jeweils beweiskräftige Textbelege und oft versteckte interdisziplinäre Wahlverwandtschaften, so dass man ihm gespannt wie einem orientalischen Märchenerzähler folgt und gar nicht merkt, wie viel man in kurzer Zeit tatsächlich gelernt hat. Ganz besonders gilt dies für seine mündlichen Vorträge, bei denen das Charisma des leidenschaftlichen Vermittlers und sein persönlicher Charme hinzukommen, sein Sinn für (manchmal unfreiwillige) Komik und seine präzise Diktion ohne Schnörkel und Umwege – kurz das, was er seinen ‚elliptischen Stil' nennt. (eigentlich: die Kunst des Weglassens).

Da ich selber nicht nur Literaturwissenschaftlerin und Germanistin, sondern auch professionelle Psychologin und Therapeutin bin, berührten unzählige Gespräche zwischen uns diese Materie in allen nur möglichen Facetten, sei es im Hinblick auf Literatur, auf die Geschichte unserer Länder oder auch die uns begegnenden Menschen. Die Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit, mit der Efim sein Wissen mit einer manchmal bestürzenden Intuition zu verbinden wusste, war immer wieder verblüffend. Auf diese Weise verwandelten sich eigentlich alle seine Auftritte in eine Art Gesamtkunstwerk, dem man sich schwer entziehen konnte.

Ich will an dieser Stelle gern gestehen, dass ich die University of Oregon und das Russian Department dreist bestohlen habe, nachdem Efim sein Gastsemester abgeschlossen und die Stadt verlassen hatte. Irgendwie hatte

ich erfahren, dass man seine Seminare, die er für die amerikanischen Studenten natürlich auf Englisch halten musste, auf Band genommen hatte. Unter Berufung auf mein Interesse an Puschkin (das damals noch durchaus in den Anfängen lag) lieh ich mir diese Bänder aus, um wenigstens noch seine Stimme bei mir zu haben. Ich habe sie nie zurück gegeben, konnte mich einfach nicht von ihnen trennen –als hätte ich gewusst, dass uns nur eine begrenzte Zeit geschenkt war und ich sie später als etwas Lebendiges noch brauchen würde. In den letzten zehn Jahren habe ich sie mir oft angehört und war jedes Mal wieder angerührt von der nahezu persönlichen Dringlichkeit seiner Mitteilungen und seiner geduldigen Suche nach dem treffenden englischen Wort für das, was er ausdrücken wollte. Zu schweigen von der nicht alternden Unmittelbarkeit der Stimme…*Die Toten bleiben jung*.

Ähnlich und zugleich anders verhält es sich mit der Hörspielfassung, die Joachim Staritz 1999 aus Isaak Babels Buch über den russisch-polnischen Krieg, *Die Reiterarmee* verfertigt hat (russ.: Budjonny's Reiterarmee 1926). Es war Efims Todesjahr, aber das wussten wir nicht. Eine ganze Woche schloss sich das Produktions-Team in einer kleinen ostdeutschen Stadt ein, um die Aufnahmen fertigzustellen. Es war Efims erster Auftritt als Sprecher und Schauspieler. Als refrainartig immer wieder eingeschalteter Erzähler muss er seine Texte erst auf Russisch anlesen, wird dann sachte ausgeblendet und wiederholt dasselbe auf Deutsch. Die Übergänge von der einen in die andere Diktion und Sprachmelodie müssen fast unmerklich und spielerisch erfolgen. Über dem ganzen Text liegt eine abgrundtiefe Melancholie, das Entsetzen über die sinnlosen Grausamkeiten dieses Krieges und die endliche Niederlage der Roten Armee im dritten Jahr der großen Revolution. Babels Sprache ist auch in der deutschen Übersetzung von einer expressionistischen Wucht und zugleich poe-

tischen Ausdruckskraft, die sich in hundert Jahren kein bisschen abgenutzt hat. Efim spricht seine Passagen so, dass man unwillkürlich denkt: ja, so musste es sein. Anders hätte man diese Worte nicht aussprechen können. Letzte Worte eines Autors über Erlebnisse jenseits der Sprache, der alles sieht, dem nichts entgeht und der alles mit derselben Intensität schildert, ohne sich ein Urteil anzumaßen. Es ist einer der erregendsten Texte der Weltliteratur und ist zugleich ein persönliches Vermächtnis von Efim geworden, weil er es mit seiner Stimme für uns in lebendiger Erinnerung hält. Babels Beobachtungen, die er als Kriegsreporter damals sammelte, werden so zu einem Konzentrat der Furchtbarkeit von Krieg schlechthin und sind auf alle heutigen (Bürger-)Kriege übertragbar, sei es im Irak, in Afghanistan, in den arabischen Ländern, im Kongo …. Muss man alle aufzählen? Nie habe ich so bestürzend erfahren, dass sich die Abgründigkeit und Gewalttätigkeit der menschlichen Natur noch über die radikale Schönheit und Leuchtkraft der Sprache versinnlichen lässt.
Die Mitarbeit an dieser Produktion muss für Efim im Lauf der Tage zu einem ganz eigenen Anliegen geworden sein. Keine Woche, die vergeht, ohne dass ich mir ein Stück vorspiele. Ich schließe die Augen und er ist da – stark, traurig und mit dieser brennenden Güte in der Stimme.

*

Fast jedes Wochenende fahren wir von Potsdam aufs Land. Efim liebt die märkische Landschaft um Berlin und weiter nach Mecklenburg, die so genannte mecklenburgische Schweiz. Mehrfach haben wir Christa Wolf in ihrem Landhaus, einer alten Schule, besucht, sind über Nacht in ihrer hübschen kleinen Dachkammer wie aus einer Mozartoper geblieben und haben mit Gerd, ihrem Mann, am nächsten Tag den nahe gelege-

nen See umrundet. Die beiden sind der Gegend seit Christa Wolfs *Sommerstück* verbunden. Damals ist das Dorf noch so verschlafen und authentisch wie vermutlich schon dreihundert Jahre vorher. Das uralte Kopfsteinpflaster, der ovale Dorfanger, die niedrigen Ziegelhäuser – ich kann mir gut vorstellen, dass Christa hier besser schreiben kann als in Berlin, dass ihr der liebevoll gehegte Garten gut tut, wenn sie Pausen braucht – zu schweigen von Gerds erlesenen Kochkünsten, die sie gern mit einem phantasievollen Salat ergänzt. Hier hat sie das Grauen gepackt, als sie im Radio vom *Störfall* (so ihr gleichnamiger Text) Tschernobyl hörte und dabei das überbordende, verstörende Blühen ihrer Pflanzen im Blick hatte, und hier hat sie auf das Telefon gelauert, das ihr über die gleichzeitige Gehirn-Operation ihres Bruders, den anderen ‚Störfall', Auskunft geben sollte.

Immer, wenn wir mit Christa und Gerhard zusammen sind, auf dem Land oder in Berlin, bei ihnen oder bei uns zu Haus, reden wir natürlich über die DDR und Russland und jedes Mal beschwört Efim sie, als die ausdrücklich dazu berufene, die Geschichte dieser DDR in literarischer Form zu schreiben, bevor zu viel verzerrt wird, in Vergessenheit gerät oder vom Fiasko der Vereinigung überlagert wird. Beide sind sich einig, dass man denen entgegen treten muss, die – hier wie dort – der Vergangenheit alles Böse und Falsche anlasten und für das dennoch Entstandene kein gutes Wort finden – eine weitere Dimension des Verrats in beiden Ländern, Russland und der DDR, dessen Schattierungen nicht enden wollen. In Christa Wolfs letztem großen Buch *Die Stadt der Engel* sind diese Gespräche Gestalt geworden.

Es ist auch dort in Mecklenburg, dass Efim und ich beschließen, den Mann, der beide, Efim und Christa, über Jahre als IM Timur bespitzelt hat (sie hat ihre ganze Stasi-Akte mit zahllosen Hinweisen auch auf Efim

als Opfer der Bespitzelung veröffentlicht), aufzusuchen und zu befragen. Aber als wir uns endlich daran machen, die Adresse von Paul Wiens zu ermitteln, erfahren wir, dass er kurz zuvor gestorben ist.
Würdest du wieder in Russland leben wollen? – frage ich Efim.
Nein! – sagt er überraschend entschieden, als hätte er selber sich das schon oft gefragt.
Es geht nicht mehr. Ich liebe dieses Land und seine Menschen, deshalb fahren wir immer wieder dorthin, aber es deprimiert mich unendlich, wie mit den neuen Freiheiten umgegangen wird, wie schleppend die Entwicklung verläuft. Die trostlose Armut der Leute ist nicht auszuhalten, ebenso wenig wie die ‚Landnahme' der ‚neuen Russen', ihr obszöner Reichtum, den sie überall zur Schau stellen. Es ist nicht mehr das Land, in dem ich hoffte, etwas bewirken zu können, in dem ich über die Literatur Aufklärung betreiben konnte. Jeden Tag trauere ich um dieses Land und es bleibt meine Heimat. Aber hier leben – nein, das kann ich nicht mehr. Obwohl Mary, eine alte Freundin der Familie, alles tut, um ihn zur Beantragung einer russischen Rente für seine langjährige Tätigkeit am Herzen-Institut zu bringen, beginnt er nur zögernd und gegen innere Widerstände, die nötigen Papiere auszufüllen – ohne dies je zu vollenden.
Ich kann doch diesen Staat, wie immer er sei, nicht auch noch schädigen, wenn ich dieses Geld doch nicht brauche.
Ich bin anderer Ansicht, will aber nicht drängen. Warum denkt er nicht daran, dass wir es seiner Leningrader Tochter oder anderen Verwandten und Freunden geben könnten, Grischa z.B., seinem Neffen, der davon seine teuren Medikamente bezahlen könnte? Ich verstehe, dass sein Stolz nicht darüber hinwegkommt, wie er von dieser Stadt behandelt worden ist, aber ich bin pragmatischer. Denn wenn uns das Geld fehlt, all denen, die in

Not sind, zu helfen, ist er ganz verzweifelt. Aber es ist dann, als würden in ihm zwei verschiedene Personen nebeneinander her laufen.
In Frankreich – sagt er - in Frankreich kann ich leben und auch in Deutschland. Da begegnet man der europäischen Geschichte auf Schritt und Tritt, da gibt es eine lebendige intellektuelle Auseinandersetzung über Gegenwart und Vergangenheit – egal, ob mir die gefällt, sie findet doch statt. Aber in Russland fühle ich mich noch immer nicht frei, es gab ja nur ein kurzes Aufleuchten der Freiheit, der schöneren Möglichkeiten – und in Amerika kann ich die Geschichtslosigkeit nicht ertragen, schau doch nur diese Architektur! Es ist schön, dass ich immer wieder eingeladen werde, aber ich fahre auch gern wieder ab.
Ich selber bin ähnlich hin und her gerissen. Auch mir fehlt in den USA die bis zu tausendjährige Architektur der alten Städte Europas, vor allem der Kirchen, Burgen und Brücken. Auch ich möchte hier nicht alt werden, aber hat er jemals die gigantische Schönheit von New York ausführlich wahrgenommen oder die ganz eigene Ästhetik Chicagos?
Ich glaube, es sind eher die Menschen und die Sprache, die ihn irritieren und Verlorenheitsgefühle aufkommen lassen. In Eugene fühlt er sich deshalb gut, weil dort das Leben in einem anderen Tempo verläuft – ruhig, unaufgeregt, naturumrahmt. In Oregon liegt der nächste Wald immer hinter der nächsten Kurve. Das versöhnt ihn mit vielem. Und auch in Paris, wo es zwar herrliche Architektur gibt, wo aber das Leben ebenso hektisch sein kann wie überall, versteht er doch die Motivationen der Menschen, ihre Handlungsweisen, ihre gedankliche Herkunft von Voltaire oder Diderot, von Molière oder Sartre und all den anderen und kann sich einschalten. Das Denken der meisten Amerikaner bleibt ihm fremd, während Deutschland, das ‚Volk der Dichter und Denker', über seine ganze furchtbare Geschichte hinweg

durch seine Sprache und Literatur ihm immer auch ein Stück geistige Heimat war. Wenn ihn manche fragen, wie er in diesem Deutschland mit einer Deutschen leben kann, sagt er meist nur:
Meine Frau war bei Kriegsende drei Jahre alt.
Aber ihre Eltern, die ganze Generation – wie kann man wissen, dass sie nicht unter den Schergen waren?
Und Fima sagt unerschüttert:
Die Großmutter meiner Frau war Jüdin und ihr Vater ist im Krieg gefallen, als sie ein Jahr alt war.
Dann schweigen die Frager und verstehen, dass ihr Kollektiv-Hass eine andere Form des Rassismus ist, für den sie bei ihm kein Ohr finden.

Brodskij-Theater

Es muss schon Anfang der neunziger Jahre gewesen sein, als wir zu einem Theatertreffen in der Auvergne eingeladen werden. Da es im Sommer stattfindet, habe ich Urlaub und kann mitkommen, zu dieser Zeit bin ich noch in den USA/Oregon stationiert. Ich erinnere mich, dass es sehr heiß war – aber man hat uns in einem Schloss untergebracht, das von einem weitläufigen Park umgeben ist. Efim ist Ehrengast. Jemand hat ein Stück über den Brodskij-Prozess und seine Rolle darin geschrieben, das soll hier zur Aufführung kommen. Überhaupt sind zahlreiche junge Autorinnen und Autoren da, die ihre Stücke an Ort und Stelle einstudieren und präsentieren wollen. Dabei behilflich sein sollen avancierte Schauspieler und Regisseure, die in Workshops und Seminaren sowie in der praktischen Theater-Arbeit die anderen an ihrer Erfahrung teilhaben lassen. Efim ist entzückt, als er auf der Teilnehmerliste den Namen Yurski liest – schon damals ein begabter und herausra-

gender russischer Schauspieler, den er überaus schätzt und persönlich kennt. Heute gehört er zu den von Putin geehrten und des öfteren in den Kreml eingeladenen Künstlern und Schriftstellern (was ihn nicht an einer kritischen Einstellung hindert - inzwischen ist er auch selbst unter die Autoren gegangen, hat unter anderem Gedichte und Drehbücher veröffentlicht und macht selber Regie – ein Multi-Talent.

Ich erinnere mich, Yurski war zuvor noch nie in Frankreich gewesen und fuhr bei uns – samt seiner Frau Natascha – in Efims uraltem Ford mit nach Paris, aufgeregt wie ein Kind an Weihnachten und begeistert, diese legendäre Stadt endlich mit eigenen Augen zu sehen. Das war sympathisch und sehr menschlich, ebenso wie sein humorvolles Eingehen auf Efims Tochter Katja, die ein Faible für die Schauspielerei hatte und schon in Leningrad als junges Mädchen von Yurski zu lernen versucht hatte. All solche Erinnerungen werden ausgetauscht, wir verkleiden uns spontan, Katja bringt komische Hüte, es wird rezitiert und viel getrunken und noch mehr gelacht, irgendwo gibt es Fotos davon. Natascha, die ich sehr mag, ist ein wenig zurückhaltend, hat Kopfschmerzen und geht früh zu Bett – sie wirkt nicht ganz glücklich und ich verstehe, wie schwer es sein muss, sich als Künstlerin neben einem solchen Talent-Riesen das eigene Selbstbewusstsein zu erkämpfen bzw. zu behaupten. Sie und ich haben uns gut verstanden, später trat sie aus ihrer Zurückhaltung hervor und bestand darauf, mir eins ihrer Armbänder zu schenken.

Ihre kleine Abschiedsrede an mich ist anrührend. Vielleicht bin ich deshalb etwa zehn Jahre später, als ich mich – schon nach Efims Tod – in St. Petersburg aufhielt, spontan zu einer groß plakatierten Performance von Sergej Yurski gegangen, teils aus Neugier und Freude über seinen offenkundigen Erfolg, teils weil ich beide, besonders auch Natascha wieder sehen wollte. Er bestritt den Abend ganz allein, zog alle Register, die

ernsten und die komischen, die lauten und die leisen – das war beeindruckend und das Publikum reagierte begeistert. Es fehlte nur der kleine Knabe, der auf den antiken römischen Triumphwagen dem siegreichen Imperator ins Ohr zu flüstern pflegte: MEMENTO MORI. Bedenke, dass du sterblich bist. Mein Versuch, Sergej Yurski nach der Vorstellung für einen Augenblick zu begrüßen und zu sprechen, scheiterte am (offenkundig überwachten) Andrang der Massen. Ich hätte mindestens eine Stunde warten müssen, ich und die anderen ‚Groupies'. Dazu hatte ich keine Lust.

Adieu, Natascha. Wie gern hätte ich euch wieder gesehen.

Aber noch sind wir in Frankreich, beim Theaterfestival in der Auvergne, der pittoresken vulkanischen Landschaft um das tausendjährige Städtchen Le Puy, ein wichtiger Ausgangs- und Schnittpunkt für den Jakobsweg nach Santiago de Compostela. Es wimmelt von jungen Leuten, wohin man sieht. Eine schöne junge Frau fällt Efim auf, weil sie einen ungemein tragischen Gesichtsausdruck hat. Grace à Dieu sehen wir sie später fröhlich lachen. In einem der großen Säle des Schlosses, die zu Übungsräumen umfunktioniert sind, treffe ich einen jungen russischen Avantgarde-Dichter; er heiße Prigov, verrät er mir; bald darauf macht er große Karriere mit seinen fulminanten linguistischen avantgardistischen Wortspielereien. Auch er ist zum ersten Mal außerhalb Russlands. Heute gehört er schon fast zum Establishment. Beim kollektiven Frühstück kniet ein junger Schauspieler vor Efim nieder und teilt ihm mit ernsthafter Miene mit, er fühle sich sehr geehrt, die Rolle des berühmten Efim G. Etkind im entsprechenden Stück spielen zu dürfen. Ob er ihm vorführen dürfe, wie er die Rolle anzulegen gedenke. Sein ernster Enthusiasmus rührt uns. Efim verkneift sich ein Lächeln und hört ihm aufmerksam zu. Umsonst versucht er, das Pa-

thos des Jungen zu dämpfen, wie wir später sehen werden.
Ich mische mich unter das bunte Publikum, das aus ganz Frankreich heran strömt.
Einige Vorstellungen finden in einem Kreuzgang von antiker Schönheit statt. Wie unfehlbar die Franzosen immer wieder – trotz ihrer vielfältigen Bausünden an den Küsten und in den Städten – ihre alten Kulturstätten lebendig machen und unprätentiös nutzen! Ich komme mit einem Paar mittleren Alters ins Gespräch. Man stellt sich vor, fragt ein bisschen nach Woher und Wohin – sie möchten wissen, wie ich hierher geraten bin, ohne Schauspielerin oder Autorin zu sein. Ich nenne wahrheitsgemäß Efim als Grund meines Hierseins. Sie schweigen erst überrascht, dann bedeutsam und schauen erst mich, dann einander an. Dann reden wir über anderes und verlieren uns im Lauf des Tages aus den Augen, auch wenn man sich in Park und Schloss und Kloster immer mal wieder begegnet. Am letzten Tag nähert sich mir die Frau und fragt in mütterlich besorgtem Ton (auf Französisch):
Es muss natürlich sehr interessant für Sie sein, mit einem Mann wie Efim Etkind befreundet zu sein – aber Sie denken doch nicht an eine feste Verbindung?
Wie kommen Sie darauf? Wir haben nie darüber gesprochen.
Nun, Sie sind jung – man sollte sich nicht voreilig binden. Der Altersunterschied …, Sie verstehen - wir haben uns Gedanken gemacht … wir meinen es nur gut mit Ihnen..
Ich bin Ihnen für Ihre Anteilnahme sehr verbunden. Aber ich kann Ihnen versichern, dass ich meine Entschlüsse selbst verantworten kann. Nichts wird mich von Efim Etkind trennen. Übrigens bin ich fünfzig Jahre alt – das sollte Sie beruhigen. Adieu!
Die Dame entfernt sich bestürzt und ungläubigen Gesichts und ich muss lachen. Es ist ja nett, etwas jünger

auszusehen – aber mich für ein irregeleitetes Groupie zu halten, ist doch ein bisschen töricht. Immerhin unterrichte ich seit 16 Jahren an der Universität, habe erwachsene Kinder und Enkelkinder.
Das Stück über den Brodskij-Prozess erweist sich als nicht sehr geglückt, wenn auch gut gemeint. Andere sind vielversprechender – es ist eine bunte Börse, und das Zusammentreffen lohnt sich allemal, um den Stand der (dramatischen) Dinge im jungen französischen Theater zu ermitteln. Am letzten Abend sitzen wir in kleiner Runde in einem umwachsenen Rondell im Schlosspark, ausgerüstet mit Brot und Wein und verschiedenen Käsesorten vom Abend-Buffet. Langsam sinkt die Dämmerung.
Zeitgleich mit einem zarten lauen Regen beginnen die Nachtigallen zu singen, während sich sonst Ruhe um uns lagert, als hätte man uns vor Jahrhunderten hier vergessen. Unwillkürlich sprechen wir leiser und die Sätze fallen immer seltener zur Erde, bis sie sich ganz verflüchtigen. Überreich war die Ernte dieser Tage, überwältigend die beredte Stille dieser Nacht. Wir sitzen und schweigen und lassen das Leben auf uns regnen.

*

Sergej Yurski und Natascha bleiben nicht lange in Paris, so kehren wir bald zurück in die Bretagne, von wo wir gekommen sind. Immer wieder stehen Besuche an oder wir treffen uns mit Freunden, die im weiteren Umkreis ebenfalls ihre Datschen haben. Das gibt mir die Gelegenheit, Fima zu weiteren Exkursionen zu verführen – die ganze Gegend steckt voller Merkwürdigkeiten und versteckten Sehenswürdigkeiten, die langsam vor sich hin verwittern, ohne von Touristen viel behelligt zu werden.
Alles, was nicht in unmittelbarer Nähe zur Küste liegt, wird gering geschätzt oder übersehen, vielleicht mit

einer einzigen Ausnahme: den Menhiren von Carnac. Die steinernen, steinzeitlichen, oft phallischen Gebilde von manchmal, selten, bis zu neun Metern Höhe, archaische Zeichen der Vorzeit, in die Landschaft geschrieben wie nicht zu entziffernde Beschwörungen – in Carnac/Bretagne stehen sie zu Tausenden in geheimnisvoller Anordnung. Als ich vor über zwanzig Jahren hier in einhundertzwanzig km Entfernung auf dem Atlantik vorbeigesegelt bin (wir machten eine Pause, um Carnac zu sehen), konnte man noch auf dem riesigen Feld zwischen den Steinen umhergehen, konnte sie berühren und ihre rätselhafte Ausstrahlung auf sich wirken lassen – es waren kaum Menschen da. Heute ist alles eingezäunt, nur geführte Gruppen sind im Innern erlaubt. Ein Teil des Fluidums geht verloren, wenn man nur am Rand entlang laufen kann, aber es ist immer noch umwerfend. Efim ist sprachlos – er hat sie noch nie gesehen – und wir phantasieren lange über ihre rituelle Bedeutung und die unbegreiflichen Kräfte, mit denen sie hierher bewegt wurden – ebenso unbegreiflich, wie die gigantische Tempelanlage im gleichnamigen Carnac in Ägypten, in der Nähe von Luxor und dem Tal der Könige, oder den Pyramiden außerhalb von Kairo, zu schweigen von Stone Henge.

Von da fahren wir weiter zu den weit im Westen der Bretagne gelegenen so genannten ‚Calvaires', in Stein gehauene Darstellungen der Geschehnisse in Golgatha, auf dem Kalvarienberg – in einem Wort: die Geschichte der Kreuzigung Christi, in kraftvoller Naivität imaginiert und zu wunderlichen Gruppierungen gestaltet. Da steht ein Reiter mit seinem Pferd auf dem Querbalken des Kreuzes oder bis zu hundert Skulpturen bevölkern das Ensemble der Szenerie, die sich wie ein steinerner Comic liest, eine Bildergeschichte, die den Schrecken bannen soll über Verrat und Ermordung Gottes. Mindestens vierhundert Jahre alt sind die meisten dieser ungewöhnlichen und nur hier so reichlich versammelten

Kunstwerke, und manche der Bildhauer haben ihr Leben lang an einem einzigen solchen Zeugnis ihres Glaubens gearbeitet. Fast ist es, als wären sie miteinander in einen Wettbewerb getreten: wer wagt die abenteuerlichsten, unerwartetsten Konstellationen? Wer hat die meisten Protagonisten? Bei wem finden sich besonders viele Tiere, reale oder allegorische? In jedem zweiten Dorf stoßen wir auf diese Bildwerke. Meist stehen sie im unmittelbaren Umkreis der Kirche. Die Menschen leben mit ihnen, sind mit ihnen vertraut, während wir oft fassungslos vor der überquellenden Vielfalt und gestalterischen Wucht dieser Monumente des Glaubens stehen. Manchmal spielen Kinder davor und benutzen die Figuren ganz unschuldig für ihre Zwecke. Niemand käme auf die Idee, es ihnen zu verwehren. Ein kleines Mädchen hat sich in den Armen eines niedrig genug postierten Heiligen schlafen gelegt – es ist müde und will noch nicht nach Hause. Unten wartet geduldig und schweigsam sein Hündchen. Der Heilige schaut ernst auf seine Bürde nieder.
So muss es sein – denken wir. So behält alles einen Sinn.

*

Letzte Station auf dieser kleinen Lustreise - ganz ohne heimliches Arbeiten - ist ein Besuch bei dem alten Freund und Kollegen Georges Nivat. Sein Landhaus ist eine alte Mühle, mit viel Gartenland ringsum, auf einer Anhöhe gelegen, wie es früher üblich war, innen erstaunlich geräumig und abwechslungsreich bis unter das Dach. Ich muss an Holland denken, wo mich meine Schwägerin einmal zu einer Freundin mitgenommen hat, die ebenfalls eine Mühle bewohnte. Der unterste, größte Raum war achteckig. In seiner Mitte stand ein schwarzer Flügel wie ein fremdes riesiges Tier. Alle Räume waren asymmetrisch, je höher man die steile

Stiege kletterte, desto winziger. Das Ganze unerhört anziehend, eigentümlich, fremd und zugleich vertraut, mit kleinen Gesten wohnlich gemacht. Ich habe es nie vergessen und war ein bisschen neidisch.
Die französische Mühle von George Nivat ist ganz anders. Man merkt, dass Lucile, seine Frau, sich hier nicht recht heimisch fühlte, nicht so viel Energie auf die Einrichtung verwendete. George hat alles Nötige reparieren lassen und haust manchmal allein dort, um zu arbeiten. Daher ist die Atmosphäre eher kühl und sachlich. In Gedanken fange ich gleich an, die Räume einzurichten, zu reizvoll ist das ungewohnte Ambiente. George ist ein weltgewandter, immer korrekt gekleideter Mann, spricht fließend Russisch und Englisch, auch einiges Deutsch, aber nicht so gern, und ist von habitueller Liebenswürdigkeit. Er hat viel mit Efim zusammen gearbeitet, vor allem auch an dem bereits erwähnten gigantischen Projekt der Russischen Literaturgeschichte. Lebte er damals schon in der Schweiz? Ich bin nicht ganz sicher. Später hat er uns jedenfalls dorthin eingeladen – wir haben es nie wahrnehmen können – seinen Andeutungen zufolge muss es eher ein kleines Schlösschen denn ein Haus gewesen sein. Er hatte unbedingt einen Sinn fürs Repräsentative. Wir trinken Kaffee im Garten. Die Männer besprechen ihre Projekte und ich erzähle den Frauen – es ist noch eine Verwandte anwesend – von meinen Bergtouren in Oregon und den Pyrenäen – die alte klassische Aufteilung, aber manchmal ist sie auch ganz erholsam, zumal mein Französisch noch etwas hilfsbedürftig ist.
Dann fahren wir nach Hause in die Nähe von Dinan zurück. Alles war wunderschön, aber wie immer sind wir froh, wieder allein zu sein. Zwei Wochen später wird meine Tochter Saskia mit ihrem Töchterlein kommen. Ich sehe noch, wie Fima das wenige Wochen alte Kind anrührend behutsam in seinen großen Händen hält

und angelegentlich betrachtet, als wollte er ergründen, wie es sich hier fühlt.
Zusammen verleben wir mehrere wohltuend alltägliche, unspektakuläre, friedliche Wochen - wie immer mit Arbeit und Liebe, Schwimmen und Laufen bis zum Rand gefüllt. Und Saskia lächelt vergnügt, wenn Fima abends fragt: Moshno?

Vedere Venezia e poi morire

Venedig sehen und dann sterben. Ich weiß nicht, wie es heute ist, aber damals war es wahrhaftig zum Sterben schön. Ich bin mehrfach dort gewesen, mal mit Freunden, mal mit meiner Tochter, mal mit meiner Mutter. Am merkwürdigsten die erste Erinnerung an eine strahlend kalte Stadt, der Himmel klirrend blau, all die Schönheit wie hinter Glas. Kaum Touristen. Im Dogenpalast sind wir ganz allein, die Piazza San Marco wie leer gefegt, nur die unvermeidlichen Tauben fallen zu bestimmten Zeiten vom Himmel wie die Gestalt gewordene Pest. Ich mag sie nicht, ihr spießiges selbstzufriedenes Aussehen und die schiere Gier in ihren gelben Augen, als hätten sie mit ihrem als Schauspiel inszenierten Fressen eine wichtige Aufgabe zu erfüllen.
Aber sie tun doch etwas Gutes: da die Touristen sie nun einmal so unsinnig lieben, bleiben sie meist dort im Umkreis versammelt und verlieren sich kaum in die weiter entfernten Gassen. Wer sich für Tauben begeistert, interessiert sich weniger für Palladio oder das Teatro Fenice, wer in den um den Platz postierten Restaurants isst, wird sich nicht in die winzigen Trattorias an winzigen Plätzen verirren. Nur wenige trauen sich tiefer ins Labyrinth der Kanäle, Brücken und Gassen, wo die Menschen ihr normales Leben leben, wo die Absätze einer einsamen Passantin widerhallen wie in einem Tunnel und wo über Mittag alle Geschäftigkeit erstirbt,

weil die Siesta, die Mittagsruhe, den Bewohnern heilig ist. Kaum ein Geschäft, das vor dem späteren Nachmittag wieder öffnet, auch die Cafeterías im Tiefschlaf – um diese Zeit liegt die Stadt wie verwunschen.

Jetzt ist September, ein durch und durch goldener September, und Efim und ich sind zusammen in Venedig. Alles ist neu. Auch er ist hier schon gewesen, hat sogar mit Maria, dem ‚Gesicht', die Monate einer Gastdozentur an der hiesigen Uni verbracht. Da sie halb italienischer Herkunft ist und die Sprache perfekt beherrscht, muss dies ein ganz anderes Eintauchen in das normale Stadtleben und die Mentalität der Bewohner gewesen sein. Ich versuche, nicht eifersüchtig zu sein, will nicht daran denken. Schließlich war Maria später immer wieder auch mit ihrem Mann hier – mit Jossif Brodskij. Und auch ich war hier einmal verliebt, das ist freilich mehr als 30 Jahre her.

Wenn man mit dem Rücken zum Palazzo Ducale steht und über das Wasser blickt, schaut man direkt auf die kleine Insel San Giorgio. Dicht nebeneinander, direkt am Ufer, ragt die Fassade der berühmten Palladio-Kirche auf und lehnt sich an den dazu gehörigen Palast. Dort soll der letzte Teil einer russisch-französischen Literatur- und Übersetzer-Tagung stattfinden, die in Paris begann, dann in Rom fortgeführt wurde und jetzt in Venedig ihr Ende findet. Vittorio Strada ist einer der Hauptorganisatoren.

Auch die anderen Herausgeber der großen russischen Literaturgeschichte, Serman und Nivat, haben sich eingefunden, dazu viele aus Russland angereiste Teilnehmer/innen, manche zum ersten Mal außerhalb ihres Landes. Zufällig werde ich Zeugin einer grotesken Szene. Efim hat sich zur Aufgabe gemacht, für eine russische Kollegin, die offenbar auf der Reise ihres Koffers verlustig ging, eine spontane kleine Sammlung zu veranstalten, damit sie nicht eine Woche lang völlig mittellos ist. Er hat schon eine ganz nette Summe zusammen

gebracht, alle greifen willig zum Geldbeutel, auch solche, die wenig Geld haben – da kommt er zu Vittorio Strada, demselben, dessen vor Reichtum und Luxus berstenden Palast uns George Nivat nach einem Besuch so anschaulich geschildert hat. Ich sehe Stradas Gesicht sich schmerzlich verziehen – nichts scheint unerträglicher für ihn zu sein als eine in seinen Augen unnütze Ausgabe. Und was könnte unnützer sein, als einer von diesen ohnehin schon bettelarmen Personen aus dem wilden Osten eine milde Gabe zu verabreichen? Er windet sich unter Efims immer ironischer werdendem, aber beharrlich auf ihn gerichtet bleibendem Blick und krächzt schließlich in letzter Verzweiflung: Aber ich habe wirklich kein Geld dabei, ich kann nichts beitragen. In Sekunden macht er sich aus dem Staub – Efims fassungsloses Staunen im Nacken über solch schamlosen Geiz und diesen krankhaften Mangel an Mitgefühl. Natürlich hat Strada diese Episode längst vergessen – während sie mir geradezu gleichnishaft immer vor Augen bleiben wird.

Im Übrigen haben wir es wunderbar getroffen: Aus Gründen, die mir verborgen bleiben, hat man einzig Efim und mich in diesem riesigen Palast, in dem die Tagung stattfindet, untergebracht. Alle anderen bewohnen Hotelzimmer in der Stadt. Wir residieren in einer ganzen Suite von großzügigen, fünf Meter hohen Räumen, mit riesigem Badezimmer und Blick auf den Canale Grande und den Dogenpalast, vor allem auf die beiden eleganten Säulen, die den Platz vom Wasser her eröffnen, den Napoleon das vornehmste Entrée der Welt genannt hat. Das Ensemble ist immer wieder atemberaubend. Um dort hinüber zu schwimmen, steht uns die inseleigene Barkasse zur Verfügung, zu der es nur ein paar Schritte sind. Aber zunächst erkunden wir den Palast. Es stellt sich heraus, dass er ein Geheimnis birgt. Nach mindestens zwei ganz unerwartet sich öffnenden großzügigen Innenhöfen gelangt man in einen Garten,

der sich überraschend als riesiger Park über die gesamte Fläche der kleinen Insel entfaltet – in dieser steinernen Stadt fast ohne Blume und Strauch ein wahres Kleinod. Hier kann einem die immer noch sommerlich brennende Sonne nichts anhaben; hier dürfen nur die, die im Palast zu tun haben, in den Pausen flanieren, hier herrscht klösterliche Stille; hier bietet sich paradiesische Erholung nach dem Besichtigen und Umherirren, nach geistigen und physischen Anstrengungen, nach der Bilderflut und den Paroxysmen einer überbordenden Ästhetik, die ihren stärksten Zauber daraus zieht, dass sie todgeweiht ist. Uns ist, als wären wir hier ganz allein. Ein einziger der Tagungsteilnehmer taucht hin und wieder auf, läuft auf mich zu und küsst mir ehrfurchtsvoll und zugleich verzückt die Hand. Efim sagt belustigt:
Er ist verliebt in Dich.
Ach was. Eher in dich. Aber dir darf er nicht die Hand küssen, sonst würden ihn die anderen für schwul halten. Aber schau doch, wie er strahlt, wenn er dich sieht. Wenn er uns sieht. Vielleicht freut ihn, wie wir uns mögen. Er strahlt, weil wir strahlen, das ist es.
Efim schüttelt ungläubig den Kopf.
Die Tage gehören mir, die Abende und Nächte uns. Ich nehme die Video-Kamera, die Masha Efim geschenkt hat, wohl wissend, dass er nicht leiden kann, wenn er photographiert wird, aber auch wohl wissend, dass ich ihn immer wieder ein bisschen überliste und dadurch viele schöne Bilder von ihm mache – Kamera und Sonnenbrille, das genügt, um auf die Pirsch zu gehen, angerührt zu werden vom selbstvergessenen Liebreiz der Kinder, der Gelassenheit der abblätternden Fassaden, der mittäglichen Stille zu Pans Stunde. Es ist blendend heiß, selbst Hunde und Katzen schleichen in schattige Torgänge, nur manchmal eine alte Frau mit einer Handarbeit auf den Stufen ihres Hauses, weißes Haar unter schwarzem Kopftuch, braune Haut und tausend kleine Runzeln. Es gibt sie wirklich, nicht nur in Katalogen.

Ob sie wohl über ihr Leben nachsinnen, über enttäuschte Hoffnungen oder unverhofft Geglücktes? Über das, was sie noch zu erwarten haben in diesem Dasein? Wenn man ein Wort mit ihnen wechselt, sind sie ganz zugewendet, ganz da – man könnte meinen, auch ganz zufrieden. Aber wer weiß das schon? Einmal finde ich eine uralte Frau schluchzend auf den Stufen eines kleinen Brunnens.

Nonna – versuche ich sie so anzusprechen, wie ich es die Italiener habe tun hören – nonna, che cosa ? Ch' è passato? Posso aiutarLe? Was ist los? Kann ich Ihnen helfen?

Hilflos kratze ich mein halb vergessenes Italienisch zusammen. Ihr Schluchzen wird heftiger. Ich setze mich neben sie und warte. Schließlich glaube ich ein paar Worte zu verstehen: Ihre Tochter habe sie rausgeschmissen und erklärt, sie sei verrückt. Sie könne nicht mehr mit ihr leben. Ich versuche, mir meine Mutter in dieser Situation vorzustellen – unmöglich. Sie würde lieber sterben, als klagen. Und ich lieber sterben, als sie so sitzen sehen. Aber wie gut, dass diese Frau ihren Jammer dem Brunnen erzählt, weiter vor sich hin murmelt, sich selber tröstend einhüllt in ihren Schmerz. Ich sage:

Es tut sicher schon jetzt Ihrer Tochter leid – sie wollte das nicht sagen, hat sich nur geärgert. Wenn Sie nach Hause gehen, wird sie um Verzeihung bitten und alles ist gut. Glauben Sie mir. Vielleicht hat Ihre Tochter einen Kummer, von dem Sie nichts wissen. Vielleicht muss man sie fragen … Gehen Sie nur heim, sie wartet sicher schon.

Ich stelle mir meine Mutter vor, dass sie allein irgendwo auf den Stufen sitzt und weint. Eine Sekunde glaube ich zu verstehen, wie das sein könnte, an gebrochenem Herzen zu sterben. Ich habe meine Mutter nie weinen sehen. Es hätte mich in äußerste Verzweiflung gestürzt. Wie anders früher alles war. Wie diszipliniert die Er-

wachsenen ihre Gefühle verbargen. Ich weiß, dass sie um bestimmte Dinge viel geweint haben muss: über den Tod meines Vaters im Krieg, da war sie erst 32 Jahre alt, hatte vier Kinder und ich war eineinhalb; über die Flucht meines Bruders vor einer lächerlichen Prüfung in die Fremdenlegion; über die Trennung von ihrem späteren Lebensgefährten, weil er Angst vor der ewigen Verdammnis hatte, wenn er seine schreckliche Frau verließe. Nie hat sie uns damit belastet, hat preußisch und streng mit sich selber alles abgemacht. Wie schade! Ich hätte sie gern in den Arm genommen, hätte ihr gezeigt, dass ihre vermeintliche Schwäche ihre Stärke ist – aber halt: bin ich nicht selber ganz ähnlich?

Haben meine Kinder mich weinen sehen? Mein Sohn einmal, als er mich zum Flughafen fuhr, bei meiner Auswanderung nach Amerika. Mama hatte stumm und tapfer oben an der Treppe gestanden – auf einmal erschien sie mir so klein, so fragil – ich fühlte mich wie ein Schuft.

Und meine Tochter? Ja, auch sie. Das erste Mal, als Efim starb. Sie hatte mit mir gewacht, saß neben mir an seinem Bett auf der Intensivstation, lauschte mit mir seinen letzten unverständlichen Worten im Koma, von denen wir nur begriffen, dass sie auf Deutsch gesprochen wurden. Seitdem war eine Schranke gefallen und ich gab mir nicht die leiseste Mühe, meine Tränen zurückzuhalten, wenn sie kommen wollten. Sie wollten oft. Immer wenn sein Name fiel …

Halt! Wir sind ja in Venedig. Ich reiße mich aus meinem Gedankengespinst. Gleich sind die Vorlesungen vorbei. Ich haste zurück, erwische die Barkasse und bin gerade noch pünktlich zurück, bevor Fima nach mir sucht. Er hat genug Übles hinter sich, um immer wieder zu erschrecken, wenn er mich irgendwo erwartet und ich bin nicht da. Er fängt gleich an zu erzählen, von den Vorträgen, den Leuten, welche gut, welche enttäuschend waren. Untrüglich sein Sinn für die oft unfrei-

willige Komik bei ihren Ausführungen, ihren Zwang zur Selbstdarstellung, ihre Eitelkeiten, ihre unaufrichtigen Lobhudeleien, hinter denen sich Kritik und Rivalität verbergen, aber auch ihre große wissenschaftliche Redlichkeit ….er sieht alles und verzeiht alles, außer wenn jemand niederträchtig und hemmungslos selbstsüchtig ist.

Jetzt begrüßen wir den Abend und unsere Freiheit. Bis morgen früh sind wir niemand mehr etwas schuldig. Und schon tauchen wir unter im Schatten der Brücken und Bögen, die immer kleiner werden, je weiter wir vom Markusplatz entfernt sind. Nur nicht mehr offiziell sein, nicht mehr die ortsunkundigen Russen durch diese verwirrende Stadt führen müssen, nur keine Fragen mehr beantworten müssen. Ich schenke ihm alles, was ich am Tage entdeckt habe, jeden winzigen Dachgarten, jedes versteckte Portal, jedes Brückchen, das im Nirgendwo endet, jede Steinfigur am Wegrand – und den Brunnen mit der weinenden alten Frau, die verschwunden ist. Und mir fällt das (bislang) einzige Mal ein, dass ich Fima habe weinen sehen. Das war, als er mir seine Rede vortrug, die er zu Lew Kopelews Trauerfeier halten wollte.

Merkwürdig, dass einem zu Venedig immer so viele Traurigkeiten einfallen. Oder doch nicht merkwürdig? Oder nur mir? Kann ich denn unseren Besuch von San Michele, dem berühmten Friedhof Venedigs, unerwähnt lassen? Die anderen sind notgedrungen alle dabei, als die Fahrt zu Brodskijs Grab organisiert wird, ein normaler Akt des Respekts und des Gedenkens. Aber für Efim ist es eine Reise in seine Vergangenheit, in seine Lebensgeschichte und auch in seine persönliche Leidensgeschichte. Ohne seine mutige Verteidigung des Freundes vor Gericht wäre sein Leben völlig anders verlaufen, hätte er sein Land nicht verlassen müssen – und vermutlich hätte ich ihn nie getroffen. Ohne seine rühmenden Erzählungen von der Dichtkunst des jungen

Poeten Brodskij hätte Maria, das ‚Gesicht', sich nicht so für ihn begeistert und wäre – gleichsam im Sturzflug – seine Frau geworden.
So hat Efim gleichsam selber das Grab seiner eigenen Liebe gegraben. Er steht an Brodskijs Grab, da, wo vor wenigen Jahren auch Maria stand, und ich sehe Wolkenschatten über sein Gesicht ziehen – helle, dunkle, flackernde. Brodskij liebte Venedig und hat hier viel Zeit mit Maria verbracht, hat sein schönes Venedig-Buch in Prosa und viele Gedichte hier geschrieben. Gegenüber liegt Strawinsky, der mir näher ist, und Diaghilew, der den wunderbaren Nijinsky aus Eifersucht fast in den Wahnsinn trieb. Was für eine Versammlung widersprüchlichster Charaktere, Begabungen, russischer Schicksale! Aber Efim liebt das Leben zu sehr, um Todesgedanken zuzulassen.
Ach wie gut - sagt er - dass du bei mir bist. Was sollte ich hier ohne Dich?
Und als wir endlich allein in einer Trattoria sitzen und den richtigen Wein zum Essen gefunden haben, kann es nicht anders sein, als dass er zu meinem ersten, von ihm gelernten russischen Wort zurückkehrt, als läge darin der Schlüssel unserer Geborgenheit.
- Pojechale - Milaja !

Intermezzo

Mitte der neunziger Jahre muss ich noch einmal zurück nach Eugene/Oregon, um meine dortigen Doktoranden durch ihre Prüfung zu bringen. Als ich nach Europa zurückging, fühlten sie sich jämmerlich verlassen, einer machte mir gar bittere Vorwürfe und vergoss zornige Tränen in meinem Office. Aber im Zeitalter des Internet kann man auf vielfältige Weise kommunizieren und ich versprach, sie alle durch das letzte Examen zu begleiten. In den USA wird die Promotion sehr feierlich insze-

niert. Ich muss im Talar auftreten und öffentlich meinen Kandidaten den Doktorhut aufsetzen. Alles ging gut über die Bühne, bei strahlendem Sonnenschein unter freiem Himmel, mit all den angereisten Eltern und stolzen Verwandten – schade, dass in Deutschland alles so nüchtern geworden ist. Da es in den USA keine Habilitation gibt, bildet die Promotion den eigentlichen Einstieg in die Wissenschafts-Gesellschaft. Rituale sind wichtig. Und die Amerikaner lieben Rituale.

Ich bleibe ein paar Tage, sehe meine Freunde und Studenten, bin einmal auf einer Wanderung im Gebirge und ein andermal am Pazifik und schon ist die anberaumte Zeit vorbei. Alles ist herzlich und warm und schön, aber ich bin hier nicht mehr zuhause. Fima wartet.

Er kennt meinen Plan, die Rückreise in New York zu unterbrechen, dort Freunde zu besuchen und mich mit Maria (dem ‚Gesicht') zu treffen, seiner Freundin aus früheren Tagen. Sie hat sogar eine kleine Wohnung in Brooklyn für mich organisiert. Die gehört Bekannten, die jetzt nicht da sind und ihr die Schlüsselgewalt gelassen haben. Ich bin sehr gespannt.

Es geschieht etwas Seltsames, fast Komisches: Als Maria zu mir kommt, finden wir rasch Zugang zueinander. Wir könnten unterschiedlicher kaum sein, aber uns verbindet spontan die wie auch immer geartete Liebe zu demselben Menschen. Ihr Mann, Jossif Brodskij, ist bereits gestorben. In der Nacht vor seiner dritten Operation am offenen Herzen – so erzählt sie mir – ist er ganz still und unbemerkt in seinem Bett gestorben. Als sie nach ihm schauen will, ist es schon zu spät. Seitdem hat sie ihrer Mutter gegenüber einen anderen Stand, hat ihr eine Erfahrung voraus, die von nun an ihr Selbstverständnis prägt und sie selbstbewusster im Umgang mit den Eltern macht. Merkwürdigerweise wirkt sich das auch auf ihr Verhältnis zu mir aus. Obwohl ich sehr viel älter bin als sie und jahrzehntelang immer wieder allein durch die Welt gereist bin, ist ihr Ton mir gegenüber

ausgesprochen mütterlich und fürsorglich, so als wäre ich zum ersten Mal in den USA und überhaupt ein bisschen unpraktisch und hilflos. Zugleich ist sie jedoch überaus hilfsbereit und freundlich, erzählt von ihrem Kind, das leider zu Hause bei der Großmutter geblieben ist, und von ihrer Arbeit in der Schule.
Du passt viel besser zu Fima als ich, beteuert sie eifrig, als müsste ihr Fortgang von ihm noch nachträglich gerechtfertigt werden oder als müsse sie mich in meinem Glauben bestärken. Versteht sich, dass ich sowieso dieser Meinung bin. Aber es freut mich, dass sie es ausspricht. Ich weiß, dass sie stark an ihren strengen Vater gebunden war und denke, dass sie in Efim auch dessen Gegenbild liebte. Immerhin ist sie über vierzig Jahre jünger als er. Brodskij dagegen war ebenso viel älter als sie, wie Efim älter ist als ich. Aber es macht einen essentiellen Unterschied, ob der/die Jüngere sechsundzwanzig oder beinahe fünfzig Jahre alt ist und schon ein intensives, reiches eigenes Leben hinter sich hat wie ich. Wir plaudern viele Stunden und trinken Tee. Ich schaue sie an und verstehe Fima. Ihre Schönheit ist sanft und ohne Koketterie, das macht ihre unmittelbare Wirkung aus. Aber sie lächelt wenig und strahlt eine gewisse Melancholie aus, wie schon auf allen Bildern, die ich gesehen habe. Niemand kann wissen, was drinnen vorgeht. War sie glücklich mit Brodskij? Wie viel hat sie von seiner komplizierten Natur verstanden? War sie von seinem Ruhm fasziniert?
Offenbar haben wir beide, sie und ich, die Idee gehabt, Efim und Brodskij wieder miteinander zu versöhnen, nachdem Marias Wechsel vom einen zum anderen zunächst Eifersucht und ein großes Schweigen nach sich zog. Efim, der eigentlich niemals über eine Frau, die ihm früher nahe stand, Negatives äußerte, meinte einmal, als wir darüber sprachen, wie sich das alles auflösen lasse:

Sie hat einen Berühmten gegen einen noch Berühmteren ausgetauscht.
Da war noch etwas Bitterkeit zu hören, die später ganz verschwand. In jedem Fall ist dies nicht die ganze Geschichte. Lassen wir ihr das letzte Geheimnis, das niemanden etwas angeht.
Beim Abschied nehmen wir uns fest in den Arm. Ich glaube ihr, dass sie froh ist, Efim in starken, liebenden Händen zu wissen. Jahre später, bei seiner Trauerfeier in Paris, fällt mein Blick plötzlich auf sie. Sie sitzt mitten im zahlreichen Publikum, wovon viele sie von früher her kennen, ist eigens aus Milano gekommen, wo sie gerade ihre Familie besucht ... Sie sitzt da und sucht niemandes Blick, hält den Kopf gesenkt, drei Stunden lang. Ich kann sehen, dass sie – als einzige im Raum – die ganze Zeit leise weint. Später umarmen wir uns wie zwei Schwestern, die ein Geheimnis eint, und ich kann ihr für die herrlichen Blumen danken, die sie in die Bretagne geschickt hat. Dort wird Efim endgültig begraben werden. Dann verschwindet sie unauffällig.

Petersburg-Krise

Zwei- oder dreimal im Jahr sind wir in Petersburg. Inzwischen kenne ich viele Menschen dort: die ganze Familie von Efims erster Frau Katja, den kranken Neffen Grischa, Sohn seines Bruders, mit seiner bescheidenen, ungemein freundlichen und tüchtigen Frau Tamara sowie dem einzigen Sohn, auf den beide so stolz sind. Olga Jegudina mit ihrer Mutter, die mich irgendwie, vielleicht durch ihre ruhige Freundlichkeit und das schneeweiße Haar an meine Mutter erinnert; und Anna, Olgas künstlerisch in alle möglichen Richtungen begabte Tochter, von der es irgendwann ein Söhnchen im Laufstall gibt. Natürlich die ganze Familie Schirmunskij, in der er seinen bewunderten Hochschullehrer

Viktor Schirmunskij verehrt: Ala und ihre Tochter Masha, beide äußerst talentierte Malerinnen, denen wir gern gute Farben aus Deutschland mitzubringen versuchen und die uns großzügigerweise mehrfach Bilder aussuchen lassen. Sie hängen noch heute in meiner Berliner Wohnung und ich freue mich jeden Tag an ihnen. Den Autor Daniel Granin und seine Frau, dann natürlich den Schriftsteller Metter, der immer sagt: kommt unbedingt heute noch, wer weiß, ob ich morgen noch lebe. Er ist wirklich früh gestorben und konnte am Ende nicht mehr gehen. Die Diakonows, Efims alter Freund und Kriegsgefährte mit seiner Frau Nina, die mit über 8o Jahren immer noch an der Universität auf Englisch Vorlesungen hält. Sie ist die einzige, die mich jemals nach meiner Arbeit fragt. Alle anderen stürzen sich immer ohne Ausnahme auf Efim, stellen ihm tausend Fragen zu seinen Büchern und Plänen, seinen Reisen, Einladungen und Vorträgen. Obwohl wir eigentlich ein ganz ähnliches Leben führen, außer, dass ich noch zusätzlich an der Universität unterrichte und in zahlreichen Gremien mitarbeite, obwohl wir beide ständig Bücher und Aufsätze schreiben, bei Konferenzen auftreten, in der Öffentlichkeit präsent sind, scheinen meine Tätigkeiten nicht zu existieren. Ich bin Efims Frau, das genügt ihnen. Russland ist noch immer ein ziemlich chauvinistisches Land. Eine Frau muss möglichst jung sein, sollte unbedingt schön sein, darf vielleicht ein bisschen geheimnisumwittert sein und muss mindestens
einen ‚Roman' im Leben haben. Als Frau eines berühmten Mannes muss sie ihn unbedingt anbeten, muss ihm möglichst Kinder schenken, die sie jedoch unbedingt von ihm fernhalten und mehr oder minder allein erziehen muss, weil er ja immer arbeitet. Da dies bekanntlich zeitraubend ist, kommt sie kaum zu etwas anderem, egal, was sie vorher gemacht hat oder wie leidenschaftlich sie ihre eigene Arbeit geliebt hat. Im Zweifelsfall ist der Mann immer wichtiger. Wenn sie dabei weniger

gebildet ist, aber ungemein tüchtig arbeitet, oft über lange Zeiträume ohne Lohn, vielleicht sogar ihren Mann ernährt oder ihn gar noch pflegt, weil er krank ist – wie im Falle Grischas und Tamaras, wird das für selbstverständlich gehalten. Wenn ein Mann stirbt, hat die Frau unbedingt ihre eigenen Angelegenheiten hintan zu stellen und sich ganz dem Andenken an das Werk des Mannes hinzugeben, z.B. die Veröffentlichung all dessen zu betreiben, was er nicht mehr schaffen konnte. Künstlerinnen werden nur ernst genommen, wenn sie ohnehin schon eine breite Anerkennung finden. Und so weiter.

Nur wenige sind anders – allen voran mein lieber Grischa Bergelson, Efims bester Freund aus alten Tagen, der merkwürdigerweise seine Dissertation über einen Mann geschrieben hat, nach dem in Potsdam ein Haus heißt, in dem es Ausstellungen und ein Restaurant gibt, Villa Kellermann. Grischa spricht ein lupenreines Deutsch und tut alles, um seine Enkelin Olga auf denselben Stand zu bringen. Er ist unbändig stolz auf sie – wie fast immer wohnen ja drei Generationen in einer Wohnung – und unterrichtet sie täglich in Deutsch und Literatur. Sie wird das auch studieren und an der Universität so erfolgreich sein wie an der Schule. Grischa hat das, was Schiller ‚Anmut und Würde' genannt hätte, das verbindet ihn mit Efim. Er prahlt niemals und rückt sich nicht selber in den Vordergrund. Die Liebe zwischen ihm und Efim ist bedingungslos und gegenseitig und von großer Zärtlichkeit; ich fühle mich von ihm vollkommen mit hineingenommen in diese Verbindung, die schon über fünfzig Jahre währt. Immer ist er der erste und letzte, den wir in Piter sehen. Es ist, als wache er getreulich über uns.

Wenn wir bei ihm und seiner Frau Marina sind, steht sie meist noch in der Küche.

Aber er wandert hin und her, hilft ihr und deckt den Tisch, trägt alles herein, und endlich ist sie selber da mit

ihrem liebenswürdigen Lächeln, ihrer leisen Freude, wenn es uns – wie immer – bei ihr schmeckt, ihrer ruhigen Anteilnahme an allen unseren Gesprächen, ihrem beharrlichen Nachfragen. Man hat das Gefühl, sie speichert alles und hebt es getreulich auf für den Fall, dass es noch mal gebraucht wird.
Ähnlich Olga Jegudina mit Mutter und Tochter. Hier spürt man keine Vorurteile, man wird genommen, wie man ist. Sie strahlt eine unbändige Lebensfreude und Neugierde aus, erlebt mit ihrer Tochter Anna deren künstlerische und sonstigen Abenteuer mit und unterstützt sie mit allen Kräften. Wie erfrischend es immer mit ihnen ist! Wie viel wir lachen und herumalbern, wie tiefsinnig es plötzlich auch werden kann, aber nie zu lang. Alle drei können ziemlich gut Deutsch, aber ich traue mich auch, mein fehlerhaftes, in Amerika mühsam erlerntes Russisch auszuprobieren. Und da ist noch jemand, die sich immer für alles interessiert, was ich tue: Lisa, die Petersburger Tochter von Efim. Ich bin ihr sehr zugetan.
Wenn wir nach Petersburg kommen, fängt nach fünf Minuten das Telefon an zu klingeln und tut dies ca. fünfundzwanzigmal jeden Tag. Fima scheint daran gewöhnt zu sein. Mit unendlicher Geduld und fast kindlicher Neugier, wer es denn diesmal ist, mit aufrichtiger Freude oder doch echter Anteilnahme hört er zu, fragt nach, ist mit den Traurigen traurig und mit den Fröhlichen fröhlich. Aber das Traurige überwiegt in den frühen neunziger Jahren doch eher – überall gibt es Krankheit, Armut, Unglück, Verluste zu beklagen. Immer wieder ereignen sich auch schlimme Unfälle. Ich staune ein ums andere Mal, mit wie viel Ergebenheit, Geduld, Stoizismus oder sogar Humor die scheußlichsten Umstände ertragen werden, wie tapfer und selbstverständlich man sich ins Unabänderliche fügt. Es sind dies oft dieselben Eigenschaften, die ich aus der russischen Literatur kenne: die Maßlosigkeit im Glück bzw. der Liebe

entspricht der Maßlosigkeit im Leidenkönnen, auch der Maßlosigkeit im Hass oder in der Geduld.
Manches strahlt unverändert aus sich selbst, anderes scheint zum Klischee seiner selbst geworden. Fimas Kraft – und alle suchen bei ihm diese Kraft – speist sich aus seinem tiefen Vertrauen ins Leben, aus seiner liebevollen Erinnerung an alles Gewesene, aus seiner Dankbarkeit für das eigene Geschick, das neben tiefem Unglück immer wieder unerwartetes Glück für ihn bereit hielt und hält, und an seiner Lust an jedem Augenblick. Er kann Widersprüche stehen lassen und Verstreutes wieder sammeln; er vermag es, andere an ihre eigenen Fähigkeiten zu erinnern und unermüdlich das anzuerkennen, was sie geleistet haben. Er scheint frei von Neid und dem Hass nicht zugänglich. Seine Freue über den Erfolg anderer ist echt und ansteckend, eine seltene Fähigkeit – ich verstehe sehr gut, warum ihm immer alle ihre Bewandtnisse erzählen wollen und nach seiner Anteilnahme hungern: Jeder und jede kann sich ernst genommen fühlen, jeder ist ihm wertvoll und wichtig, jedem schenkt er die Zeit und Achtsamkeit, die er oder sie braucht. Und doch ist er kein Aljoscha mit übermenschlichen Eigenschaften, kein Heiliger, sondern ein gewöhnlicher Mensch mit Widersprüchen, aber mit dem Charisma dessen, der die Menschen grundsätzlich liebt und achtet und niemals gänzlich verurteilt.
Manchmal sind wir dreimal am Tag zu verschiedenen Leuten eingeladen. Für Efim steht außer Frage, dass ich überallhin mitkomme. Von Anfang an habe ich mein Herz für alle, die ihm wichtig sind, geöffnet, habe mühevoll und langsam immer mehr Russisch verstanden, habe mir von ihm übersetzen lassen, was gesagt wird und habe versucht, mich am Gespräch zu beteiligen und in alle diese Schicksale einzudringen. Die Menschen waren neu, die Kultur war neu, die Sprache war neu, die Probleme waren neu. So etwas kostet viel Kraft. Ich war immer sehr gerührt, wenn Fima mich anderen vorstellte:

Hier ist meine Frau Elke, die auch mein bester Freund ist. Er wollte sagen: ich bespreche alles mit ihr, ich vertraue ihr vollkommen. Sie versteht alles und ihr braucht euch nicht zurück zu halten. Aber auch für ihn war es anstrengend. Ich höre noch, wie er sagt: pst! – Elke govorit…. Er wollte mir Gehör verschaffen – ich bin ja nicht nur Sprach- und Literaturwissenschaftlerin, sondern auch Psychologin und Therapeutin. Er wollte sowohl mir als auch den anderen vermitteln, dass ich gehört werden sollte, dass ich auch in ihrem Kreis etwas zu sagen habe. Die Frauen haben es eher verstanden. Ich spürte jedes Mal, dass sie ein Stück ihres eigenen Nichtgehörtwerdens auf mich projizierten und eifrig dazu beitragen wollten, dass sich das ändert. Die Männer waren oft nur höflich, hielten einen Moment inne um Fimas willen. Vor allem, wenn ich sie zum Lachen brachte, waren alle zufrieden.

Was da auf mich einstürmte, war fast mehr, als man auch mit dem besten Willen in sich aufnehmen kann. Ich bewunderte all diese Frauen, die scheinbar immer sanft blieben, immer geduldig waren, sich immer zurücknahmen, damit die Männer sich gegenseitig bespiegeln konnten. Einzig, wenn Fima nachfragte, wurde auch von ihren Angelegenheiten gesprochen; die Männer schwiegen und lauerten auf ihre nächste Chance, ihre doch viel wichtigeren Dinge vorzubringen: Autobiographien, Vorträge, Ehrungen, Verletzungen, ‚Romane', die Kinder etc.….

Vielleicht habe ich ihn von Anfang an zu sehr daran gewöhnt, dass ich alles mit ihm teile, mich für alles interessiere, alles unbedingt verstehen möchte, vor allem in seiner Wichtigkeit für ihn. Dasselbe setzte sich ja in Paris fort – wieder die andere Kultur, gebrochen durchs Exil, das eigene Leid, die eigenen Erfahrungen. Als wir dann in Berlin und Potsdam leben und meine Lebensverhältnisse auf ihn eindringen, versteht er es viel besser als ich, sich abzugrenzen und die Zeit für

seine Arbeit zu retten. Nur meine Familie wird davon ausgenommen und natürlich meine Uni-Arbeit, auch wenn er gelegentlich auf sie eifersüchtig ist. Seine Erleichterung, als ich die Nominierung zur Pro-Dekanin und damit später zur Dekanin an meiner Fakultät ablehne, um mehr Zeit für ihn zu haben, freut ihn unsäglich. Aber hätte er eine so ehrenvolle Aufgabe abgelehnt? Ich bin nicht sicher. Wenn ich häufiger in die Bibliothek muss für einen Aufsatz, an dem ich gerade arbeite, sagt er manchmal im Scherz:
Wozu bin ich hier, wenn Du immer weg bist? Genauso kann ich nach Paris gehen.
Aber ich höre sehr wohl das Körnchen Ernst darin und bin traurig. Ich soll ganz ihm gehören, aber er gehört allen. Natürlich! Das Denkmal. Er mag viele meiner Freundinnen und Freunde, aber er würde niemals soviel Zeit mit ihnen verbringen, wie ich es ganz selbstverständlich mit seinen tue.
Eines Tages, als wir wieder in Petersburg sind, spüre ich das Fass überlaufen. Eine tiefe Melancholie ergreift Besitz von mir. Irgendwann fange ich an zu weinen, weine immer heftiger, stundenlang. Bis er endlich aufmerksam wird. Er setzt sich zu mir. Ich kann lange nicht reden, bin geschüttelt von meiner Not. Seit dreißig Jahren habe ich mein Leben praktisch selber bestimmt, meine Zeit eingeteilt, meine Freunde und Freundinnen gewählt, meine wichtigen Entscheidungen allein getroffen, ohne irgend jemand Rechenschaft schuldig zu sein. Bin gegangen, wohin und mit wem ich wollte. Ungeachtet meiner beiden Kinder hat mir das die nötige Freiheit gegeben, neben dem Unterricht und den zahllosen Gremien an der Universität meine Bücher zu schreiben, zahllose Artikel zu veröffentlichen sowie Vorträge in vielen Ländern und mehreren Erdteilen zu halten, meine Freundschaften zu pflegen…
Jetzt habe ich das Gefühl, ein erloschener Vulkan zu sein, ohne Kreativität, ohne Pläne, ohne den Schwung,

den mir die totale Unabhängigkeit verlieh, die Spontaneität. Ich schluchze diesen ganzen Kummer aus mir heraus, versuche zu erklären, sehe sein ratloses Gesicht, spüre Grenzen – bei allem guten Willen. Er sagt: Aber warum fängst du nicht einfach ein neues Buch an, wenn du das willst? Warum lässt du dich von
Deinen Plänen abhalten? Ich schiebe doch auch alles weg, was mich zu sehr von der Arbeit abhält.
Wohl wahr, nur allzu wahr! Darin ist er ein Meister. Nur dass nie etwas Russisches weggeschoben wird und auch nichts Französisches. Je mehr ich rede, desto deutlicher spüre ich, dass ich Recht und zugleich Unrecht habe und dass er mich nicht richtig versteht. Es ist meine eigene Angelegenheit, wie ich meine Zeit verwalte. Ich muss mein Selbstbild ändern, meinen Hang zum Perfektionismus, muss nicht alles von mir selber fordern, sondern auch von ihm. Er nimmt ja nur, was ihm reichhaltig angeboten wird, bis jetzt habe ich nie geklagt – wie kann er wissen, dass ich mich ständig selber überfordere? Doch – er könnte es sehr wohl wissen, schreit es in mir – allein die Zeit, die wir im Gespräch über seine Sorgen, über sein Land, über seine Angelegenheiten verbringen, müsste ihm doch bewusst machen, dass viel zu wenig für mich übrig bleibt. Woraus zieht er denn die Kraft, die er allen schenkt, wenn er sie nicht von mir ständig zurück erhält? Wie oft hat er das gesagt, wie oft geseufzt: Elkeleinchen, wenn Du nicht wärst, wollte ich gar nicht mehr leben.
Wir reden und stottern und reden, erst stockend und von Schluchzen unterbrochen, allmählich ruhiger – die erschrockene Ratlosigkeit in seinen Augen verflüchtigt sich – zu schnell? Zu bereitwillig? Ich weiß es nicht. Schließlich beschließen wir, dass ich ihn nur zu solchen Einladungen begleite, an denen ich ein eigenes Interesse habe; dass, wenn wir in Russland sind, er für die täglichen Belange einkaufen geht, weil ich das immer noch virulente sowjetische Einkaufsystem aus tiefster Seele

verabscheue, bei dem man sich schuldig fühlt, wenn man eine mürrische Verkäuferin beim Lesen stört. Nur wenn wir selber Gäste haben, was häufig der Fall ist, versuche ich mit großer Begeisterung, ihnen etwas Besonderes zu bieten. Schließlich bin ich auch tief beeindruckt von der Reichhaltigkeit dessen, was wir überall angeboten bekommen und schäme mich, weil ich weiß, ein wie geringes Einkommen hinter all den Herrlichkeiten steckt. Ich liebe das russische Essen, die Trinksprüche, die Fröhlichkeit, die menschliche Wärme, die alles durchweht – und den Wodka, von dem Fima öfter ein bisschen zu viel trinkt, bis seine Konsonanten undeutlich werden. Mit diesem Hinweis gelingt es mir meist, ihn zum Aufhören zu bringen, ohne dass die anderen wissen, warum.
Später hat mir sein Arzt im Krankenhaus bestätigt, dass jedes Gläschen zuviel seine Krankheit, den Krebs, diese schlummernde Bestie, weiter gefüttert hat. Aber im Augenblick wissen wir das noch nicht. Ich lerne langsam, wieder vergnügt zu sein, seit wir gesprochen haben, verschenke meine Zeit vorsichtiger und bin mir schließlich sicher, dass ich nach Möglichkeit jede Minute mit Efim auskosten und nutzen will, soweit meine eigenen Projekte nicht darunter leiden. Ich will nicht vergessen, dass er dreiundzwanzig Jahre älter ist als ich und wir nicht wissen, wie viel Zeit uns vergönnt ist. Also lieber nach dem Prinzip: Carpe Diem!
Wie Recht soll ich behalten!

Eine ‚natürliche Tochter'

Als ich sie das erste Mal sehe, zuckt es mir durchs Herz: Sie sieht aus wie Efim: seine Augen, seine Nase, sein Mund, sogar ein bisschen seine Körperhaltung, das leichte Vorneigen des Kopfes – sie ist viel deutlicher seine Tochter als Mascha und Katja, die vielleicht eher

Mutter und Großmutter ähnlich sehen, jedenfalls nicht ihm.
Sie hat etwas Furchtsames im Blick, so als müsse sie dauernd auf der Hut sein, aber zugleich lacht sie gern und völlig rückhaltlos, fast kindlich und ich schließe sie gleich ins Herz. Fima und ich haben etwas ganz anderes erwartet: Jahrelang hatte er den Eindruck, dass ihre Mutter unzufrieden mit ihrer Tochter ist, dass sie aus der Art schlägt, keinen Beruf erlernen will, dass sie die falschen Freunde hat. Efim weiß aus anderen russischen Verhältnissen, wie allergisch Mutter und Tochter manchmal gegen einander sind – es ist eigentlich ganz normal.
Lisa ist einfach anders. Sie will ihren eigenen Lebensplan durchsetzen, auch wenn sie sich über den noch nicht klar ist. Sie wird älter und es zieht sie zur Schauspielerei statt zum Abitur. Wenn sie nicht selber spielen lernen darf, weil sie kein Geld für die Ausbildung hat, dann will sie sich wenigstens im Theater aufhalten, ein bisschen jobben, vielleicht Karten verkaufen, sich ein paar Rubel verdienen; Theaterluft atmen, interessante Leute kennen lernen – einfach frei sein. Wer fragt Lisa, wie es ihr wirklich zumute ist? Wer lacht mit ihr und spielt mit ihr? Wer nimmt sie in den Arm und fragt sie nach ihren Vorstellungen vom Leben?
Wer bittet sie, ihre Texte lesen zu dürfen- ja - ihre Texte?
Denn Lisa beginnt zu schreiben. Als sie mit ihrer Mutter Anfang der neunziger Jahre in Paris bei Efim eintrifft, überreicht sie dem fremden Vater, der ihr eher streng und unnahbar vorkommt, ein Bündel Papiere. Er liest sie und ruft mich am selben Tag in Oregon an: Stell dir vor, sie kann schreiben. Sie ist begabt. Vielleicht noch zu melancholisch, zu düster, aber eindeutig talentiert. Ich bin ganz überrascht… Um Himmels willen, sag es ihr, ermutige sie, so sehr du nur kannst. Wer weiß, wer das sonst tut? Du siehst ja, welche Vorurteile du gehabt

hast oder noch hast. Du hast immer nur die eine Seite gehört…
Das stimmt, aber ich erlebe ja jetzt selber, wie kompliziert alles ist. Ich sage: Weil beide eigentlich traurig sind. Und vergiss nicht: die eine ist älter und die jüngere hat vielleicht keinen wirklich vertrauten Menschen. Als ich Lisa in Petersburg selber kennen lerne, bin ich erstaunt, wie freundlich und sanft sie gegenüber ihrer Mutter ist. Mir fällt wieder ein, dass Efim in Paris einmal von Lisa beiseite genommen wurde. Sie sagte leise zu ihm: Mama hat ganz Recht, wenn sie oft ungeduldig mit mir ist. Sie meint es eigentlich nicht so – ich weiß, dass ich sie enttäuscht habe – .
Und so erlebe ich es immer wieder: Lisa versteht viel von den Menschen. Sie ist ziemlich vorurteilslos und plädiert dafür, jeden so zu lassen, wie er oder sie ist. Sie beobachtet gut und kennt die Erniedrigten und Beleidigten nicht nur von Dostojewskij. Obwohl Efim die Psychologie lieber an der Literatur ausprobiert, kann er an einem bestimmten Tag nicht umhin, irgendwo ganz tief drinnen zu begreifen, dass er es ist, der hier so viel Schaden und Unglück verursacht hat.
Heimlich danke ich Irina erneut, dass sie mir bei einem unserer ersten Treffen in Petersburg alle Schuldgefühle genommen hat, indem sie zu mir sagte: Denk nicht, dass ich beleidigt oder eifersüchtig bin, weil du jetzt mit Fima zusammen bist. Ich hab ja gesehen, dass es mit uns nicht geht. Es war mein Vorschlag nach dem Versuch in Paris, dass wir uns trennen. Es ist besser so, wie es jetzt ist.
Aber natürlich weiß ich selber zu gut, wie ambivalent der Mensch ist und wie Kopf und Herz oft in entgegengesetzte Richtungen rennen. Immerhin ist Lisa – im Gegensatz zu mir bis zum heutigen Tage – Besitzerin einer kleinen, aber hübschen Wohnung, die Efim ihr geschenkt hat, nachdem unsere große Wohnung am Newski auf seinen Wunsch verkauft wurde. Dort war es

ihm zu laut, zu kriminell, zu wenig grün, zu viel Blick auf überquellende Mülleimer und zu dunkel. Die zehntausend Dollar, die ich mir von Freunden geliehen hatte, um diese erste Wohnung bezahlen zu können (Fima hatte überhaupt kein Geld zu der Zeit übrig) hatten sich nach ein bis zwei Jahren bereits im Wert soweit erhöht, dass wir zwei kleine Wohnungen davon kaufen konnten: eine für Lisa, eine für uns selber am Stadtrand. Dazwischen gab es einen von Mascha vorgeschlagenen Deal, über den er sich maßlos ärgerte. Sie hatte das Geld vorgestreckt und von ihm verlangt, diese Wohnung sofort auf den Namen ihrer Tochter Assia zu überschreiben. Er war fassungslos, ging nicht darauf ein und wurde noch fassungsloser, als dieselben Vorhaltungen wenig später bei seinem nächsten Kanada-Besuch von der Enkelin persönlich kamen. Irgendwann hörte gar nicht mehr zu. Er war wie betäubt. War das seine süße kleine Enkelin, für die er jederzeit Leib und Leben gegeben hätte, um sie glücklich zu machen – auf die er immer so maßlos stolz war? Wie konnte sie in diesem Ton zu ihm sprechen – und auch noch über Dinge, die sie überhaupt nichts angingen? Es verschlug ihm die Sprache – er sagte gar nichts mehr.

Als ich ihn danach in Paris vom Flughafen abholte, war sein Gesicht wie erloschen, grau und versteinert, den Tränen nahe. Statt der Begrüßung murmelte er nur verzweifelt: Ich hab sie verloren … ich hab sie für immer verloren – und alles wegen einer Wohnung. Von Anfang an habe ich die Leidenschaften gehasst, die über diese Wohnung entstanden sind. Wir sollten sie wieder verkaufen. Sie bringt nur Unglück. Nach seinem Tod habe ich sie verkauft.

Wenn ich jetzt nach Petersburg komme, was nicht mehr so oft ist, sehe ich außer meiner Freundin Jenia immer Lisa. Sie hat ihre Tochter Maschenka groß gezogen, mal mit Freund oder Ehemann, mal ohne. Die Kleine ist groß geworden, ist offen und freundlich, malt wunder-

schön und hat, so schreibt mir Lisa, gerade die Schule mit guten Noten abgeschlossen. Mit Computern und Handys kennt sie sich fabelhaft aus, wie alle Kinder dieser Generation. Das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter ist liebevoll, aber auch von Respekt geprägt, im besten Sinne normal. Ich würde die Kleine gern nach Deutschland zu mir einladen. Wir könnten uns auf Englisch verständigen und sie könnte Deutsch lernen. Lisa gibt seit vielen Jahren Englisch-Unterricht und verdient ihren Lebensunterhalt allein. Wenn ich sie frage, ob sie etwas braucht, verneint sie mit Würde und Stolz. Lisa ist reifer und in meinen Augen auch hübscher geworden und schaut mich selbstbewusst aus einem Foto an. Ich möchte sie gern wieder sehen. Egal, worüber man mit ihr diskutiert: immer hat sie ihre eigene, unabhängige Meinung und sagt sie auch, egal ob man das schön findet. Genau das finde ich schön.

Lyrisches Zwischenspiel

Wann haben wir das je gemacht – einfach durch die Gegend fahren, von der verschwenderischen Schönheit ringsum betrunken werden, anhalten, wo es uns gefällt, irgendwo ins Gras setzen, mitgebrachten Wein trinken, picknicken, einschlafen, ein bisschen gehen, weiterfahren….. Was ist das da drüben hinter den Bäumen? Wir laufen hin und entdecken ein uraltes graues Gemäuer, Kastell oder Schloss? Jedenfalls in tiefes Schweigen versunken, ringsum verwildert, als wäre seit hundert Jahren niemand mehr hier gewesen. Ich sage:
Du bist der Prinz – lass dir etwas einfallen.
Er bleibt ganz ruhig. Geht zu einem niedrigen Türchen in der Mauer, tastet mit der Hand im wuchernden Grünzeug herum und findet wie mit der Wünschelrute einen unsichtbaren verrosteten Klingelzug, an dem er zieht. Nichts ist zu vernehmen. Ich lache ihn aus.

Ein bisschen mehr Magie wirst du schon brauchen – oder mindestens ein weißes Ross, eine Gartenschere gegen die Dornen oder die Trompete von Jericho.
Still, still – sagt er – ich höre etwas. Wir lauschen angestrengt. Nichts. Fima zieht noch einmal an der
Klingel und ruft: Hallo, hallo – ist hier jemand?? Ich falle mit ein:
Rapunzel, Rapunzel, lass dein Haar herunter!
Schweigen. Wir kommen im Unterholz nicht weiter und wenden uns zum Gehen. Ich sage:
Im Märchen muss man immer dreimal rufen. Versuchs doch nochmal!
Fima zieht die Klingel und ruft: Hallo – gibt es hier eine lebende Seele? Ob es das Wort ‚Seele' war? Oder die Dreizahl? Etwas quietscht und dreht sich zögernd in den Angeln. Hoch oben im Turm öffnet sich ein Fensterchen und ein uraltes Weiblein schaut heraus. Ich traue meinen Augen nicht, aber Fima bleibt ganz cool, als hätte er nichts anderes erwartet. Sie krächzt: J'arrive – mais il prends quelque minute. Attendez…! (Ich komme – aber es dauert ein paar Minuten – warten Sie …). Wir warten ziemlich lange. Endlich dreht sich ein Schlüssel und es öffnet sich eine Pforte, die wir vorher gar nicht bemerkt haben. Die Alte muss eine Menge Treppen herunter gelaufen sein. Ein bisschen haben wir ein schlechtes Gewissen. Bonjour, Madame – excusez moi – est-ce-que vous avez une chambre pour nous – pour une nuit? (Guten Tag, Madame – entschuldigen Sie bitte – hätten Sie ein Zimmer für uns für eine Nacht)?
Er sagt es nur, um ein bisschen mit ihr zu reden und um zu prüfen, ob sie überhaupt von dieser Welt ist oder nicht doch eine Erscheinung aus fernen Jahrhunderten. Mais oui – krächzt die Alte ganz freundlich und sieht uns aufmerksam an. Das ganze Schloss ist leer. Nur ich wohne hier. Ich werde Ihnen das Turmzimmer geben. Ich kann es nicht glauben. Und ich denke: Dornröschen ist alt geworden – warum nicht? Eigentlich ist das viel

schöner als diese langweilige ewige Jugend. Kein Wunder, dass es Efim gelungen ist, sie zum Leben zu erwecken. Wir fragen: Kommt hier überhaupt jemals jemand vorbei außer uns? Oui, oui – alle drei bis vier Wochen schaut der Förster, ob ich noch lebe und bringt ein paar Sachen. Es geht mir gut. – Sie lächelt geheimnisvoll. Und wissen Sie: ich bin nicht allein. Da – schauen Sie selbst, ich habe viel Gesellschaft. Sie weist - inzwischen sind wir eingetreten und befinden uns in einer großen Halle – auf die wohl bestückte Ahnengalerie an den hohen Wänden. Ich kann sie nicht alle leiden – krächzt sie vergnügt. Aber ich kann mir ja aussuchen, wen ich bei mir haben will. In der Tat: vereinsamt wirkt sie keineswegs, nur ein wenig aus der Übung gekommen mit dem Sprechen. Sie müssen aber allein nach oben steigen – sagt sie – noch einmal schaffe ich das heute nicht. Gehen Sie nur, Sie können sich nicht verirren.

Oben finden wir ein quadratisches Gemach mit kleinen Fenstern nach drei Seiten, sparsam möbliert, mit einem riesigen Himmelbett ohne Vorhänge. Fima ist ebenso entzückt wie ich: Siehst du, sagt er triumphierend, man muss es nur versuchen, schon schaut Verwunschenes aus allen Ritzen. Ist sie nicht wunderbar, diese alte Frau, die hier ganz alleine lebt und völlig zufrieden ist mit ihrer Existenz? Das ist Frankreich – fügt er hinzu und tut so, als hätte er es erfunden. Wir haben eine magische Nacht, in der nur hin und wieder die Käuzchen schreien und die Blätter von einem leichten Nachtwind rascheln – sonst absolute Stille. Am Morgen gibt es sogar einen dünnen Kaffee und ein Stückchen Brot – mehr brauchen wir nicht. Bezahlen dürfen wir nur einen beschämend kleinen Betrag. Auf dem Rückweg kommen wir wieder – versichern wir eifrig, als brauche sie uns.

Sie lächelt rätselhaft. On verra – erwidert sie: Wir werden sehen. Leben Sie inzwischen recht wohl!

Wir haben es tatsächlich versucht – aber das alte Schloss haben wir nicht wieder gefunden. Die Grenzen der inneren und äußeren Wahrnehmung verwischen sich.
Waren wir überhaupt dort?
Eine Woche durch Frankreich – ohne Arbeit, ohne festes Ziel – einfach so. Fima will mir die Schlösser der Loire zeigen. Er kennt sie selbst nicht alle – wie oft sind wir schon daran vorbei gefahren und den Touristenmassen ausgewichen? Aber jetzt will er sich und uns zwischen zwei Arbeitsvorhaben eine Pause gönnen. Wir fahren einfach los – es ist Herbst und die Landschaft glüht. Meist halten wir an einfachen Bauernhöfen an, bleiben über Nacht, plaudern mit den Landleuten, frühstücken, fahren weiter. Ich liebe die kaum verhohlene Zärtlichkeit, die Efim für alles hegt, was mit Frankreich zu tun hat, als wolle er jeden Augenblick dankbar dafür sein, dass dieses Land ihn aufgenommen hat, als er aus seinem eigenen verstoßen wurde. Er kennt die französische Geschichte so gut wie die russische und manchmal wetteifern mein ältester Bruder Thomas und er um irgendwelche Details, die sie dann austauschen wie kostbare Briefmarken. Fima ist immer wieder erstaunt, wie gut mein Bruder Bescheid weiß, egal ob es sich um französische Generäle aus dem ersten Weltkrieg oder russische Offiziere im zweiten Weltkrieg handelt, um Politiker oder Geistesgrößen, um Naturphänomene, Literatur oder Film, er kennt sie alle mit Namen und weiß, wann und wo sie in die Politik, in die Geschichte, in die Gesellschaft, in das Alltagsleben sich eingeschrieben haben.
Jetzt sind wir auf den Spuren von Franz I. Als er in Frankreich jung war, befand sich Leonardo da Vinci gerade auf dem Höhepunkt seines Ruhms in Italien, vielleicht ein wenig darüber hinaus. Der junge König war überaus gebildet und wusste, dass Leonardo zu den berühmtesten und vielseitigsten Künstlern der Epoche

und vielleicht der Weltgeschichte gehörte. Bei Giorgio Vasari lässt sich in seinen Künstlerbiographien aus der Renaissance nachlesen, wodurch das junge Genie auf sich aufmerksam machte: Nicht nur, dass er betörend schön aussah, nein, er kleidete sich auch auffallend elegant und gewagt, dabei keiner bestimmten Mode unterworfen. Wenn er auf einem Fest erschien, zog er alle Blicke auf sich durch seine Souveränität und Freundlichkeit im Umgang mit den Menschen. Bald griff er zur Laute und sang zur eigenen Begleitung die damals gängigen Lieder – heute würde man sagen: Schlager - mit seiner kultivierten, wohltönenden Stimme. Er muss unterhaltend und witzig gewesen sein und seine Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und Kunst, Medizin (Anatomie), Ingenieurwissenschaft, Architektur, Physik, Philosophie und Musik waren offenbar legendär. Unter unzähligen anderen Großtaten hat er sich etwa als erster um eine Organisation der Müllabfuhr in Mailand gekümmert (ähnlich wie Dickens sich im London des 19. Jahrhunderts um sauberes Trinkwasser in den Slums verdient machte). Bis hinauf zu Kardinälen und weltlichen Fürsten bediente man sich seiner, um sich mit seiner Freundschaft und seiner Kunst zu schmücken – so ist es besonders in Italien zu allen Zeiten gewesen. Aber ebenso rasch konnte solche Gnade auch abgezogen werden und man stand plötzlich allein da, ohne Mäzen, ohne Gönner, ohne Auftraggeber, ohne Geld. Genau zu dem Zeitpunkt, zu dem Leonardos Stern in Italien zu sinken begann, weil Michelangelo (der ihn hoch lobte und von ihm gelobt wurde, gleichwohl sein einziger Rivale war) zu Ruhm und Ehren gelangte, flatterte die Einladung Franz I. ins Haus, bei ihm zu wohnen und zu leben, solange es ihm gefiele. Leonardo nahm sofort an.

Und so kommt es, dass wir – als wir das Loire-Schloss dieses Königs betrachten, wie von selbst durch einen unterirdischen Gang in ein zweites Schloss gelangen,

das König Franz I. dem verehrten Künstler eigens bauen ließ: Clos Lucé in Amboise. Es lag unmittelbar neben seinem eigenen und wenn ihm danach zumute war, konnte sich der junge König, der sich besonders gern mit Leonardo über Philosophie unterhielt und das Leben im Allgemeinen, durch den verborgenen Gang zu ihm begeben, konnte ihm bei der Arbeit ein wenig zuschauen, konnte ihn unterbrechen, wann immer er wollte, und konnte alle seine Fragen loswerden.

So ging es lange Jahre. Die beiden wurden echte Freunde und Leonardo wollte nicht mehr nach Italien zurück. Langsam wurde er alt. Das Malen machte ihm schon lange Mühe, da er inzwischen an Parkinson litt. Bislang konnte er dies kaschieren, weil er ohnedies Linkshänder war – die Krankheit fing in der rechten Hand an – und weil sein Lebensgefährte, Schüler und Freund Francesco Melzi ihm buchstäblich zur Hand ging, das heißt, nach seinen Anweisungen die Entwürfe des Meisters fertig malte. Geldsorgen hatte er nicht – der König war überaus großzügig, seine Bilder verkauften sich gut – aber von einem bestimmten Zeitpunkt an gefiel er sich darin, Porträts von sich selbst als altem Mann zu zeichnen, mit langem Bart und tiefen Furchen im Gesicht, obwohl er noch vergleichsweise rüstig war. Etwas muss ihn umgetrieben haben, ein geheimes Wissen, der langsame innere Zerfall. Vielleicht war er auch einfach müde.

Eines Tages kommt der König wieder durch den unterirdischen Gang direkt ins Atelier Leonardos. Dort findet er ihn nicht. Der Freund führt ihn in das Schlafgemach. Leonardo ist ernstlich krank, kann sich nicht mehr aufrecht halten und ist in einem lebensbedrohlichen Zustand. Der König begreift intuitiv, dass es zu Ende geht. Erschüttert bettet er das Haupt Leonardos in seinen Schoß und hält ihn fest in seinem Arm, bis der den Todeskampf überstanden hat. Alle Versprechungen über das Erb- und Bleiberecht des Schülers und Geliebten

werden eingehalten. Der vollendet – entsprechend vom Meister instruiert – die meisten angefangenen Bilder und zieht sich nach einiger Zeit wieder nach Italien zurück. Die Bilder bleiben beim König, quasi als Erbmasse – darunter eins der berühmtesten: Die hl. Anna selbdritt.
Efim und ich sind sehr bewegt von dieser Geschichte. Dennoch gelingt es mir nicht, mit ihm auch in Bezug auf uns über den Tod zu sprechen, obwohl ich es immer wieder versuche und selber viel darüber nachdenke. Es scheint ihm zu weit weg, zu fremd, zu bedrohlich – mit einem Wort: unnötig. Manchmal frage ich ihn, weil ich gerade irgendwo darüber gelesen habe, nach seiner Verdauung oder sogar- in späteren Jahren – nach Farbe und Beschaffenheit seiner Ausscheidungen (eine düstere Ahnung offenbar). Aber er wehrt sich mit komischer Entrüstung:
Ich kann doch nicht mit einer Dame über so etwas reden!
Verlorene Liebesmüh. Die alte Erziehung ist stärker. Wie oft habe ich gedacht: Wenn er mir früher etwas gesagt hätte, hätte man ihn vielleicht retten können. Dann lebte er wahrscheinlich jetzt noch – wie der hundertjährige Berliner Philharmoniker, den ich manchmal mit seiner Tochter besuche und der das Dasein noch ganz schön findet – auch er gehegt und umsorgt von seiner beinahe dreißig Jahre jüngeren Frau.
Armes Elkeleinchen – pflegt Efim gelegentlich zu seufzen: Eines Tages wirst du mich pflegen müssen.
Aber das werde ich doch gern tun, weißt du das denn nicht?
Ich weiß und ich glaube es dir – wem, wenn nicht dir würde ich mich bedenkenlos anvertrauen – aber wer möchte das vom anderen verlangen? Dann quillt mein Herz über vor Zärtlichkeit und wir müssen über andere Dinge reden, weil ihn der Gedanke an den Tod zu traurig macht. Ein bisschen Zeit haben wir doch noch, meint

er, sich selbst und mich aufmunternd - und fährt nachdenklich fort: Es wäre schön, einmal mit dir nach Griechenland zu fahren – oder die Alhambra zu sehen, das muss überwältigend sein. Und weißt du: England kenne ich eigentlich auch gar nicht richtig. Am einfachsten allerdings wären die Kanalinseln, das ist ja nur ein Katzensprung von der Bretagne aus. Immer habe ich mir gewünscht, sie zu besuchen. Ach ja – kommt es ihm aus tiefster Brust – ein paar Dinge wären noch ganz schön. Meinst du, wir schaffen das noch?
Nein, all dies schafften wir nicht mehr, obwohl wir in der Bretagne so nah am Ärmelkanal waren und obwohl wir so oft in Barcelona zu Gast waren, an der Universidad Autónoma, der Übersetzer-Universität Spaniens. Er war zu rücksichtsvoll. Immer war etwas anderes wichtiger und seine Wünsche wurden aufgeschoben. Oft war es Snouka, die Hündin, die im Wege stand. Wer sollte sie nehmen, wenn wir ein paar Tage von der Bretagne weg waren? Manchmal habe ich mich über Fimas Selbstlosigkeit geärgert. Natürlich hätte es Leute gegeben, denen man sie anvertrauen konnte, sogar in der Bretagne. Oder die eigentlichen Besitzer dieses Tiers, seine Tochter Katja und ihr Mann hätten sie holen müssen. Wenn ich darüber nachdenke, habe ich ihn eigentlich nie als einen Menschen erlebt, der seine Rechte von anderen einfordert. Aber wenn man sich selber dabei die geringfügigsten Wünsche versagt, ist es doch übertrieben. Es war wohl noch eine andere Angst: außer mir und meiner Tochter Saskia, der er sehr vertraute, hätte er den Hund einfach niemand anvertrauen mögen. Zu groß die Angst, dass das Tier leidet, falsch behandelt wird, einsam ist. Und damit hat er wohl nicht so unrecht gehabt. Einmal, als wir wie immer Snouka in Paris gebracht kriegen, um sie am nächsten Tag mit in die Bretagne zu nehmen, bemerken wir auf der Fahrt einen starken, unangenehmen Geruch. Das Tier ist ungepflegt – wie immer – und wirkt krank. Auf unsere

Frage an die beiden Besitzer, ob alles in Ordnung sei, beteuerten dies beide. Aber unsere Sorge ist zu groß: Noch am Sonntagabend, als wir ankommen, bringen wir sie zu einem Tierarzt. Der behält sie gleich da. Snouka muss sofort operiert werden. Halb tot, aber gerettet nehmen wir sie am nächsten Tag wieder in Empfang und ich pflege sie in den nächsten zwei Wochen langsam wieder gesund.

Fima ist so zornig – wie ich ihn selten gesehen habe:

Wenn man zu einem Tier so achtlos ist, ist man es auch zu den Menschen. Sie haben es nicht einmal bemerkt. Snouki wäre qualvoll gestorben, wenn wir sie nicht abgeholt hätten!

Vielleicht hat er diese Angst auch für sich selber – geht es mir durch den Sinn. Und ich erinnere mich, als wir einmal in Italien waren, wie er sich plötzlich krank fühlte und mich anflehte, ihn nach Deutschland zu bringen. Ich spürte ganz deutlich, dass er zu sterben fürchtete und sich in Italien aus irgendwelchen Gründen nicht aufgehoben fühlen würde. Damals raste ich wie gejagt bei Nacht und Nebel viele Stunden lang von Italien bis Klagenfurt, gleich hinter der Grenze. Wir waren zwar nicht in Deutschland, aber wenigstens Österreich. Ich hatte entsetzliche Angst um ihn und wollte ihn unbedingt ins Krankenhaus bringen. Aber er weigerte sich so heftig, dass ich davon abließ.

Wenn du nicht zum Arzt oder ins Krankenhaus willst, musst du mir versprechen, alles zu tun, was ich sage,

verlangte ich und versuchte mich an alles zu erinnern, was mir der Arzt im Berliner Krankenhaus nach seinem früheren Herzinfarkt geraten hatte. Mitten in der Nacht fand ich an einem Waldrand ein kleines ruhiges Gasthaus, in dem ich uns einmietete. Ich packte ihn ins Bett, legte ihn stabil auf die Seite und verbot ihm aufzustehen, außer zur Toilette, und auch das nur mit meiner Hilfe. Die Wirtin war freundlich genug, etwas zu essen für uns ins Zimmer zu bringen. Dort überwachte ich,

dass er wenigstens ein bisschen zu sich nahm. Zwei bange Tage und Nächte, in denen ich kaum das Zimmer verließ. Er schlief und schlief und schlief – zutiefst erschöpft und wie narkotisiert, obwohl ich ihm keine Medizin gegeben hatte, außer dem Nitro-Spray, das alle Infarktpatienten immer bei sich haben sollen. Ruhe – hatte der Arzt im Krankenhaus gesagt – ist das Allerwichtigste. Wenn Schmerzen kommen, am besten gar nicht aufstehen lassen. Ruhe und Trinken. Sorgen Sie dafür, dass er immer genug trinkt.

Leichter gesagt, als getan. Wie alle älteren Leute meint er, man müsse nur trinken, wenn man Durst hat. Ich glaube, er hat sein Leben lang zu wenig getrunken: das heißt, Säuren und Basen waren seit Ewigkeiten im Ungleichgewicht in seinem Körper. Wein und Wodka gelten ja nicht als nützliche Flüssigkeiten. Von allen anderen Ernährungssünden ganz zu schweigen: zu viel Fleisch, kaum Gemüse, kein Salat, kaum Obst, fast nie Fisch.

Innerlich seufze ich: eine große Umstellung steht bevor – wird er mich hassen, wenn ich ihm aus Liebe so viele Dinge, an die er gewöhnt ist, versage? Manchmal, wenn wir eingeladen sind und die Gastgeber Reis, Fisch, Salat und dergleichen anbieten, fragt er verzweifelt, kaum, dass wir zuhause sind:

Und wann gibt es Abendessen?

Aber noch sind wir in Klagenfurt. Nach zwei Tagen wacht Efim auf und sieht sich verwundert um.

Wo sind wir? In Klagenfurt. Weg aus Italien, wie Du es wolltest. Gibt es Frühstück? Mit einem Ei und Pampelmuse?

Mir fällt ein Stein vom Herzen. Sofort begreife ich, dass es ihm wieder besser geht. Ich falle ihm um den Hals. Fimotschka, bist Du wirklich wieder in Ordnung? Du hast mir entsetzliche Angst gemacht.

Warum? Habe ich lange geschlafen? Zwei Tage und Nächte.

Das kann nicht sein! Eto schutka (Du machst Spaß)…
Mir ist bestimmt nicht nach Spaßen zumute. Ich hab das Schlimmste für möglich gehalten.
Er wird stumm, schweigt ein paar Minuten. Ich auch. Dann sagt er: Leinchen, ich habe wirklich gedacht, dass ich sterbe. Und ich wollte nicht in Italien sterben, weiß der Himmel, warum.
Wir lassen beide diese Worte tief in uns sinken, jeder hängt seinen eigenen Gedanken nach. Dann frage ich vorsichtig: Und jetzt – bist du wieder richtig im Leben angekommen?
Was denkst du? Ich könnte Bäume ausreißen.
Vielleicht könntest du freundlicherweise noch ein bisschen damit warten – nur ein paar Tage.
Wir lächeln uns an – stumm vor Erleichterung – und fühlen beide das Gleiche: noch einmal gestundete Zeit … Fima blickt nachdenklich:
Wieder hast du mir das Leben gerettet, Leinchen. Was hätte ich ohne dich gemacht?
Wir bleiben noch einen Tag und fahren dann weiter nach Wien.

Der achtzigste Geburtstag

Wie fühlt sich das an, wenn man achtzig wird? Ich hoffe, ich werde es nie erfahren.
Ich habe keine Lust, ohne Fima achtzig zu werden. Außerdem: zu viele Schmerzen schon jetzt, im Rücken, in den Knochen, den Gelenken – kein Wandern, Reiten, Segeln, Bergsteigen, Inliner- oder Schlittschuhfahren, auch kein Skifahren mehr, selbst das Gehen oft eine Mühsal. Die Arthrose hat mich im Griff, der Rücken buchstäblich vernagelt mit sieben Schrauben. Und kein Fima mehr mit seiner unerschütterlichen Lebensfreude, seiner Dankbarkeit für jeden guten Tag, ja, für jeden guten Augenblick, mit seinem Strahlen am Morgen und

zärtlichen Lächeln am Abend. Und dazwischen die ruhige Energie, die er verströmt, und die Zuversicht, dass dieses Leben es gut mit uns meint, was immer geschehen ist und geschieht.
Fima wird achtzig und unsere Freunde Kostja und Suzie, in deren Haus unweit von Paris (in Senlis) wir auch geheiratet haben, laden uns ein, diesen Tag wieder bei ihnen im Atelier zu feiern. Mit ihnen sind wir eigentlich am häufigsten und am regelmäßigsten zusammen – immer, wenn wir in die Bretagne fahren, machen wir bei ihnen für eine Nacht halt und schlafen in der hübschen kleinen Wohnung, die sie uns ein für allemal in ihrem Haus freihalten. Sie gehören zu den wenigen Menschen auf der Welt, die es wirklich ernst meinen, wenn sie dergleichen sagen: Fühlt euch bei uns wie zu Hause!
Vor dem Geburtstag sind wir in der Normandie. Wir haben endlich unser Versprechen eingelöst und einen Kollegen aus dem Wissenschaftskolleg in seinem dortigen Domizil besucht. Auf dem Rückweg schauen wir uns die berühmten, wie vor Capri malerisch im Wasser stehenden Felsen von Etretat an und gerade noch – mit Mühe und Not – die unglaublichen Bild-Teppiche von der Heerfahrt Child Harolds und der Schlacht von Hastings aus dem 11. Jahrhundert in der normannischen Stadt Bayeux. Sie sind überraschend klein, aber von überwältigender Detailfülle und kunstvoll gestickt – heute zu Recht Unesco-Kulturerbe.
Aber dann breche ich mehr oder weniger zusammen und fühle mich todkrank. Eine Virusgrippe, die sich gewaschen hat. Fima muss die ganze Strecke alleine fahren und bringt mich schließlich halb ohnmächtig in die Bretagne. Nur noch zwei Wochen bis zum Geburtstag, zu dem viele Gäste aus Frankreich, USA, Deutschland, Holland, Canada, Russland, Ungarn usw. geladen sind.
Mir ist alles egal – ich möchte sterben. Mit letzter Kraft verbanne ich Efim aus unserem Schlafzimmer, damit er sich nicht ansteckt. Ich will nur allein sein mit meinen

Gliederschmerzen, meiner Schwäche, meinem hohen Fieber, den unzähligen Schweißausbrüchen und durchnässten Laken, meiner abgrundtiefen Erschöpfung. Insgesamt fünfmal in meinem Leben habe ich eine solche Virus-Influenza überstanden – diese ist eine der schlimmsten.
Eine Woche dämmere ich nur vor mich hin. Ab und zu nehme ich Fima wahr, der mir irgendetwas Essbares hinstellt und wieder verschwindet. Meistens lasse ich es schnell im Klo verschwinden, damit er nicht traurig ist. Ansonsten nur Wasser, viel Wasser. Kein Hunger, keine anderen Bedürfnisse – nur Wasser, Ruhe, Wärme, Alleinsein. Nach einer Woche ist mir ein klein wenig besser und mir fällt siedend heiß der Geburtstag ein. Eine Idee hatte ich schon, aber wie sie verwirklichen? Dazu muss ich im Haus ganz allein sein und brauche mehr Kraft. Noch kann ich kaum die Arme heben, ohne dass mir schwarz vor den Augen wird. Da kommt mir Fima selbst zur Hilfe - ohne sein Wissen: Er kündigt an, am nächsten Morgen allein zum Einkaufen nach Dinan zu fahren und fragt, was er mitbringen soll. Jetzt muss ich genau planen: Die einzige Zeit, die mir bleibt, ist die während seines Morgenspaziergangs, den er bekanntlich noch vor dem Frühstück allein zu machen pflegt. Das ist meine Chance.
Kaum ist er aus dem Haus, wickle ich mich dick ein und wanke aus meiner verschwitzten Bett-Gruft über die feuchte Wiese zum Haupthaus. Ich weiß, wo Efim seine Fotos aufbewahrt: die neueren im Schreibtisch, aber die älteren, auf die ich es abgesehen habe, in einem riesigen, alten schwarzen Koffer in der Rumpelkammer hoch oben auf einem Regal. Es kostet mich die letzten Reserven meiner unerträglich langsam wiederkehrenden Kräfte und etliche Schweißausbrüche, bis ich das Monster herunter geholt habe – auf der Leiter wird mir schwindlig und beinahe fällt es mir mit seinem ganzen Gewicht auf den Kopf. Dann sitze ich fast eine Stunde

und sortiere hunderte von Fotos aus seiner Vergangenheit – Stationen seiner abenteuerlichen Lebensgeschichte, angefangen von seinem fünften Lebensjahr, in dem man für seine Mutter ein Foto von ihm in kaukasischer Tracht machen ließ: da steht ein kleiner Krieger, mit todernstem Gesicht, mit hoher Fellmütze und der Hand am Dolch, an der Brust viele kleine Extra-Taschen für Patronen. Es ist mir in seiner Absurdität bis heute das liebste Bild von ihm geblieben und hängt noch immer in meinem Arbeitszimmer in Berlin – der traurige kleine Krieger – ebenso wie in der Bretagne, wo ich es neben ein Poster von Picassos kleinem Sohn platziert habe. Damals habe ich überrascht festgestellt, dass beide Kinder – obwohl so unterschiedlich aufgewachsen – genau denselben Gesichtsausdruck haben: tiefernst, würdevoll, mit einer verborgenen Furcht vor dem Unbekannten in den Augen, das ringsum geschieht und von niemandem erklärt wird.

Aber ich darf mich nicht aufhalten, Fima darf mich nicht erwischen, es soll doch eine Überraschung sein. Einmal hat er mir eine halbe Nacht lang alle diese zum Teil winzig kleinen Bilder in seinem Koffer gezeigt und über jede abgebildete Person etwas erzählt. Also raffe ich jetzt alles zusammen, was ich mir gemerkt habe, alle Personen, die ihm wirklich wichtig waren: Eltern, Onkel, Brüder, Freunde, Weggefährten, Arbeitskollegen, seine Frau Katja, die Töchter, die Datscha, Frida Vigdorowa, die eine ganz große Liebe war und die unter Gefahr für Leib und Leben während des Brodskij Prozesses Notizen machte; den jungen Brodskij, der so oft ins Haus stürmte, mit einem neuen Gedicht wild wedelnd, die Achmatowa, über die er gearbeitet hat, Böll, Kopelew, Solschenizyn und all die anderen Dichterkollegen, Nekrassow, Okudschawa, den ich noch mit ihm kennen lernte, Bilder aus dem Krieg, aus seiner Zeit als junger Mann, aus den Jahren am Herzen-Institut in Leningrad, mit Christa Wolf und Max Frisch, von sei-

nem Lehrer Schirmunskij nebst seiner Familie, Igor Diakonov, Grischa und den vielen anderen, denen er sich dankbar verbunden fühlte, weil sie die Liebe zur Dichtung, die Schrecknisse der Sowjetzeit und eine treue Freundschaft miteinander teilten – unmöglich, alles und alle aufzuzählen. Am Schluss habe ich weit über hundert Bilder ausgewählt, die ich in einen riesigen Umschlag stecke und fest zuklebe, mit der Bitte auf einem Zettel (für den Foto-Shop), von jedem eine Poster - große Kopie zu machen und nichts zu Efim zu sagen. Nun wieder unerträglich mühselig den Koffer zurück nach oben, schlecht verschlossen, weil die Kräfte nicht mehr reichen, Leiter weg und über die nasse Wiese gerade noch ins Bett taumeln, tun, als ob nichts geschehen wäre. Völlig erschöpft falle ich in Schlaf.

Am nächsten Morgen nimmt Fima brav meinen Umschlag mit und gibt ihn im Fotogeschäft ab. Etwas für meinen Bruder, der wenig später ebenfalls Geburtstag hat, habe ich ihm gesagt. Er denkt sich nichts dabei.

Inzwischen vergehen weitere sechs Tage, an denen es mir deutlich besser geht.

Dann der denkwürdige Tag, bevor wir zu der großen Feier Richtung Paris fahren. Ich sage zu Fima:

Ich muss noch einmal allein nach Dinan fahren, Besorgungen machen.

Natürlich komme ich mit, du bist ja noch ganz schwach.

Ich will aber allein fahren, das geht schon. Ich fühle mich viel besser.

Warum bist du nur immer so unvernünftig? Es ist ja gefährlich….

Wir ahnen nicht entfernt, wie Recht er hat, wenn auch auf ganz unerwartete Weise.

Unwillig und verstimmt lässt er mich ziehen, fühlt sich zurückgewiesen. Aber diesmal kann ich es nicht ändern. Zugleich merke ich, dass ich wirklich noch wie auf Wolken gehe und fahre – mein erster Tag ganz außerhalb des Betts. Aber ich kann doch alles erledigen, ein

bisschen einkaufen für die Feier und den Riesenpacken der Bilder abholen – sie kosten ein kleines Vermögen. Erst heute gibt es ja die billigeren Computer-Kopien, die man ohne weiteres selber machen kann. Egal. Schon deshalb musste ich unbedingt ohne ihn fahren
Als ich nach Hause komme, ist gerade das geschehen, was ich bereits weiter oben geschildert habe: Wenn Efim mitgefahren wäre und die Hündin mit der frisch gefüllten Gas-Flasche allein gelassen hätte, wie wir es sonst oft taten, weil alles sicher schien, wäre das Haus in die Luft geflogen. Snouka hat alles gerettet mit ihrem irrwitzigen Bellen. Und er hat alles gerettet mit seinem mutigen Griff mitten in die Stichflamme, um die Flasche zu schließen.
Unvorstellbar sein Schmerz, wenn durch sein eigenes Versäumnis dieses Refugium vielfältiger Glücke zerstört worden wäre! Entsprechend ernst ist sein Gesicht, als er mir auf dem kleinen Weg zum Haus entgegenkommt – so todernst wie auf dem Kinderbild. Er hat verstanden, wie nah wir auch im Frieden immer am Abgrund stehen.

In Kostjas Atelier hilft mir meine bereits eingetroffene Tochter Saskia, die Bilder aufzuhängen. Niemand darf hereinkommen. Wir spannen Schnüre entlang der Bücherregale, viele viele Meter, und befestigen die Poster – absichtlich ohne besondere Ordnung – mit Wäscheklammern an den Schnüren, so dass die Bücher dahinter verschwinden. Der Effekt ist umwerfend: Es ist wie ein begehbares Riesen-Bilderbuch von Efims Leben. Selbst ich, die ich viele dieser Menschen nicht gekannt habe, spüre die Intensität und Nähe, die scheinbare Zufälligkeit meiner naiven Auslese und zugleich ihre Sinnhaftigkeit in der geballten Präsenz und Verlebendigung so vieler Schicksale. Es ist das im Alltag unsichtbare Netzwerk seiner ganzen Existenz, mit dem man plötzlich auf einen Schlag konfrontiert wird.

Mit Mühe und Not werden wir fertig, bevor alle eintreffen. Einstweilen bleibt mein Geschenk noch unbemerkt – wie gewünscht. Es befindet sich auf der großen offenen Galerie im ersten Stock, während wir unten im Atelier feiern. Fimas liebster Gast ist diesmal Simon Markish, Sohn des berühmten jüdischen Schriftstellers Peretz Markish, der 1952 mit anderen Mitgliedern des jüdischen anti-faschistischen Komitees erschossen wurde. Simon hat erst viel später davon erfahren und die Akten gefunden. Er ist ebenfalls ein herausragender Literaturwissenschaftler, Übersetzer und Essayist, der mit uns beim Nobel-Symposium in Stockholm eingeladen war. Die beiden verbindet etwas wie ein fast ideales Vater-Sohn-Verhältnis: gegenseitige Bewunderung, Achtung, Würde, Lach- und Lebenslust, Respekt, Liebe, Neugier auf die intellektuellen Wege des anderen, zärtliche Anteilnahme an allen Bewandtnissen, persönlich oder professionell – und dieses Strahlen, das von beiden ausgeht. Im Jahr 2006, drei Jahre nach seinem völlig unerwarteten Tod - hat in Moskau eine Erinnerungsfeier an Simon stattgefunden. Am Ende trat Sergeij Yurski auf und gab eine Anekdote mit Simon zum Besten. Niemand hat mich von dieser Veranstaltung informiert. Wie gern wäre ich gekommen. Und niemand im Internet erwähnt, ob Simons große ungarische Liebe Zsuzsa dabei gewesen ist. Nach seinem Tod war ich noch länger mit ihr über e-mail in Kontakt, wollte sie immer in Budapest besuchen, wo ich mit Efim einmal bei ihr war. Sie brauchte lange, lange, um mit Simons Tod fertig zu werden. Irgendwann sind wir uns im Gestrüpp des Alltags abhanden gekommen. Ich denke oft an sie.

Aber jetzt sind wir in Senlis, und Simon unterhält mit seinen blitzenden Einfällen und seiner überschäumenden guten Laune die anderen. Eigentlich haben wir kein Programm festgelegt, aber ich habe eine kleine Ansprache auf Russisch vorbereitet, die ich sogar auswendig gelernt habe. Und siehe da: auch ein paar andere möch-

ten – wie könnte es bei Russen anders sein – eine Rede halten. Asia, Mashas schöne Tochter, kommt zu mir und will unbedingt die erste sein. Aber ausnahmsweise bleibe ich fest. Diesmal werde i c h anfangen. Ich bin zu aufgeregt und ängstlich, dass ich alles wieder vergesse. Russisch ist noch schwer für mich, ich verstehe viel mehr, als ich selber spreche. Und wenn ich erst ein Glas Wein getrunken habe, werde ich noch mehr Fehler machen als ohnehin.

Aber alles geht gut – irgendjemand hat den ganzen Abend auf Video festgehalten, ich glaube, es war David, Mashas Sohn. Allerdings: wenn man nicht wüsste, dass es Efims Ehrentag ist, könnte man meinen, es wäre ihr Fest, ihr Geburtstag. Wann immer die Kamera im Raum umher schweift, lächelt sie und winkt ihm. Poozie ist noch jung und verehrt die Mama. Natürlich erfüllt er ihren Wunsch und so sehen wir auf dem Film sehr viel mehr von Masha als von Fima oder irgendjemand sonst.

Auch über den Verlauf dieses Abends hat sie so ihre eigenen Vorstellungen. Die Tischordnung, von Suzie liebevoll vorbereitet, wird kurzerhand umgestaltet. Die Reihenfolge der Speisen verändert sich. Im Zentrum prangt nun der von ihr aus Kanada mitgebrachte rote Kaviar. Suzies Haushälterin, die ich seit langen Jahren kenne und schätze, hat wunderbare Dinge vorbereitet – sie ist eine meisterhafte Köchin. Die geraten in den Hintergrund. Ich entschuldige mich bei ihr, trage einige Schüsseln auf die vorbereitete Tafel – Masha ordnet an, dass sie wieder zurück in die Küche wandern. Es könnte lustig sein, wird aber peinlich – schließlich sind wir alle Gäste dieser wunderbaren großzügigen Freunde, die ihre eigenen Ideen hatten. Um Fimas willen beeile ich mich, das Ganze mit Humor zu nehmen und fange einfach mit meiner kleinen Rede an, bevor mir jemand zuvorkommt. Mashas Pariser Freundin Lika ist freundlich genug, für die Nicht-Russen alles zu übersetzen. Ich spreche langsam und deutlich und vergesse kein einzi-

ges Wort. Fima staunt und blickt ungläubig und will anschließend vor Stolz auf mich bersten. Da geschieht – mitten in meiner Rede – etwas Merkwürdiges und Unerwartetes: Die Tür öffnet sich und herein tritt ein fremder Mann – niemand kennt ihn – und in seinem Gefolge der Bürgermeister von Petersburg, Anatolij Sobtschak. Niemand von uns wusste, dass er gerade in Frankreich ist, sogar für längere Zeit, dass der mitgebrachte ‚Freund' offenbar ein Leibwächter ist und dass er sich zu dieser Zeit in Petersburg aus politischen Gründen bedroht fühlt. Niemand hat ihn eingeladen, dessen bin ich gewiss. Efim ist überrascht und versteht schnell, dass dadurch plötzlich der private, ja intime Charakter unserer Feier ohne sein Zutun verändert ist. Mehr oder weniger beschließt er, nach der Begrüßung die neue Situation zu ignorieren. Sobtschak hält sich im Hintergrund, sagt später ein paar wenige unverbindliche Worte, bleibt eine Weile und ist irgendwann wieder verschwunden – niemand weiß genau, wann.

Für meine Rede bekomme ich viel Beifall, bin natürlich ganz erleichtert, dass sie gut ankam. Dann nimmt Simon meinen Platz auf der Treppe ein: seine Hommage an Fima über die Relativität von Jungsein und Altsein ist feurig, lustig, charmant, geistreich und ungeheuer liebevoll – er spricht Französisch, was alle verstehen – und rhetorisch trainiert, d.h. so natürlich, als fiele ihm jedes Wort eben gerade erst ein. Sie gipfelt in dem Ausruf:

Fima: Tu est Le Prince de la Jeunesse'!

Stürmischer Applaus. Gibt es ein originelleres Kompliment zum achtzigsten Geburtstag?

Inzwischen sind fast alle Gerichte zwei bis dreimal rein und wieder rausgetragen worden – Masha ist in ihrer Inszenierungslust kaum zu bremsen, bis ich endlich ein Machtwort spreche. Einen Augenblick zögert sie, dann gibt sie nach. Alle setzen sich. Der rote Kaviar wird genügend gelobt, alles andere ist ebenfalls köstlich und reichlich aufgetischt. Eine Stunde Tellerklappern,

Toasts, immer lauteres Gelächter und Gespräche. Meine Enkelin Dina, fünf Jahre alt, ist hingerissen über die große Gesellschaft. Seit Beginn ist sie unermüdlich die Treppe zur Galerie hinauf (und wieder runter-) gelaufen und hat ihren Kopf zwischen das Geländer gedrückt, dann wieder auf Mashas Schoß gesessen, mit Whisky, dem Hund gespielt.
Mama, kuck mal! – ruft sie wohl zum fünfzigsten Mal. Als sie wieder runterkommt, flüstere ich ihr etwas ins Ohr.
Fimotschka, kuck mal! Kräht sie das nächste Mal unüberhörbar. Fima schaut hoch.
Soll ich kommen? Fragt er. Die anderen fangen an zu begreifen und schauen ihm nach, wie er bedächtig und ahnungslos nach oben steigt. Schweigen. Sogar Dina spürt etwas und ist still. Dann nimmt sie ihn bei der Hand – als spüre sie, dass er jetzt Beistand braucht - und führt ihn zu den Bildern seines Lebens. Niemand sagt etwas, alle schauen nach oben.
Das ist unerhört - hören wir endlich seine Stimme leise und wie von weither. Und noch einmal: Das ist unglaublich. Dann, wie mit rostiger Stimme:
Elkelein, komm zu mir.
Als ich die Treppe hinauf komme, sehe ich Tränen in seinen Augen. Er ist sprachlos.
Woher hat er gleich gewusst, dass es mein Geschenk ist? Dass es mein Versuch ist, liebend in sein Leben einzutreten, an ihm teilzuhaben, ja wirklich ein Teil davon zu sein? Die kleine Dina – als wüsste sie, dass man die Spannung auflösen muss – sagt:
Kuck mal, da ist Snouki.
Da ist das Eis gebrochen. Alle lachen, alle kommen nach oben – betrachten, staunen, erkennen wieder, stellen Fragen, finden sich vielleicht selber auf den Bildern, sind buchstäblich mitten drin in seinem Leben. Fima ist glücklich. Aber immer wieder nimmt er mich zur Seite und fragt:

Wie hast Du das überhaupt machen können – du warst doch so krank? Und woher wusstest du, wer mir die liebsten sind?
Aber das hast du mir doch alles in tausend und einen Nächten erzählt!
Ich hätte nie gedacht, dass du so genau zuhörst. Du kennst doch so viele dieser Menschen nicht. Es wäre ganz natürlich, wenn du das meiste wieder vergessen hättest. Ich bin wirklich überwältigt. Das ist das schönste Geschenk, das du mir machen konntest. Und Deine wunderbare russische Rede. Was für eine herrliche Überraschung!
Der Nachmittag und Abend dieses 26. Februar 1998 vergehen mit weiteren Reden; irgendwann kommt auch Enkelin Asia endlich zu Wort, sodann die von Annie liebevoll arrangierte Kaffeetafel. Unzählige Wechsel - Gespräche, Erinnerungen, Anekdoten, ernstere Gedanken über die Lage Russlands, über die Freunde dort, die heute an ihn denken – viele haben Telegramme geschickt – über weitere Vorhaben Fimas, unsere nächsten Reisen, über Literatur und Malerei schwirren durch den Raum. Das ganze Atelier ist voll von Kostjas Bildern, geheimnisvoll-exotische aus seinen Jahren in Shanghai, Stadtansichten von Paris, von denen er viele in die USA verkauft hat, das wie von innen leuchtende Herbstgemälde vom Pont Neuf, das Suzie kaufte, ohne den Maler zu kennen und das so groß war wie ihr ganzes Apartment, das sie damals in Paris besaß. Sie brauchte es nicht mehr lange, da Kostja und sie bald darauf heirateten. Und da hängt auch ein Porträt von Kostjas Sohn, der aber nicht von Suzie ist – ein schöner Junge, der ein begabterer Maler war – so sagt Kostja – als sein Vater, aber ein besonders tragisches Schicksal hatte. Weiter verrät er nichts, ich erfahre es erst viel später. Und ganz hinten an der Treppe – wer ist dieses großäugige, ernste kleine Mädchen mit den rabenschwarzen Haaren?

Das ist die Tochter von Belmondo. Eines Tages, erzählt Kostja, kam er einfach vorbei und fragte, ob ich sie porträtieren würde. Wir machten Termine aus und sie wurde regelmäßig von einem Chauffeur mit dem Kindermädchen gebracht. Am Schluss kam er selber wieder und war sehr zufrieden mit meiner Arbeit. Er zahlte den vereinbarten Preis und versprach, das Bild bald abzuholen. Ihr seht ja, es ist ziemlich groß und passt nicht in ein normales Auto. Dann ist er nie wieder aufgetaucht, trotz mehrfacher Einladungen. Komisch diese Leute – nicht? Aber nun freue ich mich, dass die Kleine immer noch bei mir ist. Irgendwie habe ich sie lieb gewonnen – obwohl sie jetzt vielleicht ganz anders und jedenfalls viel größer ist.

Irgendwann spät abends sind nur noch wenige Menschen da, darunter, außer Fima und mir, Masha und ein Freund von ihr, Saskia mit Dina, vielleicht Simon – ich weiß es nicht mehr. Ich bringe die Rede auf Suzies Arbeiten: alle reden immer nur von Kostja, aber sie war eine außerordentlich begabte Bildhauerin. In einem der unteren Räume stehen viele ihrer Arbeiten. Wir gehen alle hinunter und sie erzählt, wie die Skulpturen entstanden, wie viel Freude sie daran hatte und wie sie langsam – nachdem sie mit Kostja verheiratet war, mutloser wurde und nicht mehr an die eigene Begabung glaubte, obwohl er anscheinend alles tat, um sie zu ermutigen. Das erinnert mich an meine Krise damals in Petersburg, ich verstehe sie so gut. Es war nicht Kostjas Schuld, beteuert sie. Ich weiß. Es war auch nicht Fimas Schuld in meinem Fall, und doch kostete es einige Zeit und viel Kraft, den eigenen Weg wieder zu finden. Um sie ein wenig zu trösten mit meinem eigenen Dilettantismus, setze ich mich an ein dort stehendes Klavier und spiele etwas, was ich als Kind gelernt habe und was die Finger gerade noch so erinnern. Eigentlich habe ich dreißig Jahre lang nicht mehr richtig geübt, aber es fängt an, wieder Spaß zu machen. Fima hat es gern, wenn ich

übe und er im gleichen Zimmer liest. Als ich aufstehe, geht Mashas Freund zum Klavier. Er ist viel besser als ich, spielt wunderbar - und steht auch wieder auf. Unwillkürlich hat sich die Spiel-Regel von selbst ergeben. Wohl eine Stunde lang geben wir abwechselnd ein kleines Konzert aus dem Gedächtnis zu Ehren von Suzie und ein bisschen auch für Fima.
Zwischendurch erzählen wir uns alle ein bisschen über früher, über die Musik, über das, was sie uns bedeutet – ein Gesprächskonzert sozusagen. Masha ist ruhig und zufrieden und integriert sich in diese letzte Gruppe mit all ihrem Charme, der ihr zu eigen ist, wenn alles nach Wunsch läuft. Ihr Geschenk für Fima war besagte Video-Kamera, die sie – wohl wissend, dass er das Fotografiertwerden eigentlich nicht leiden kann – mir in die Hand drückt (nachdem ihr Sohn schon den ganzen Tag gedreht hat), damit ich soviel wie möglich Bilder von Efim mache. In Russland, in Frankreich, in Italien und Spanien habe ich begeistert Filme von ihm gedreht, vor allem auch in Deutschland – wie jammerschade, dass inzwischen unser Verhältnis so ist, dass ich sie ihr nie zeigen kann. Jetzt sind sie schon so alt, dass man fürchten muss, dass sie kaputt gehen. Ich werde sie auf DVD übertragen lassen. Es ist mir öfter gelungen, ihn heimlich aufzunehmen und wenn Freunde zu Besuch waren, wehrte er sich auch nicht ganz so streng.
Schließlich fiel ihm sogar ein, während ich filmte, Kommentare dazu selber ins Mikrophon zu sprechen.
Wer hätte das je für möglich gehalten?

*

Suzie ist tot.
In diesem Augenblick hat mir ihr Enkel Erwan geschrieben und ein wenig die Geschichte der letzten beiden Jahre (die ich nicht in Senlis war) erzählt.

Erst jetzt fällt mir auf, dass sie im selben Jahr wie Fima geboren wurde und sogar im selben Monat. Wenn er noch lebte, wäre er heute 93, immer noch ‚jung' im Vergleich zu unserem über hundertjährigen Philharmoniker-Freund. Le Prince de la Jeunesse!

Auch Suzie hat immer etwas Junges behalten. Sie konnte ungeheuer fröhlich lachen, und je mehr sie vergaß, wie oft sie schon etwas erzählt hatte, desto mehr Freude machte ihr die Wiederholung. Und wie tapfer sie gegen die überhand nehmende Einsamkeit nach Kostjas Tod gekämpft hat! Es ist eine ganze Generation, eine Ära, die mit diesen Menschen zu Ende geht. Die Ära einer unprätentiösen, gelebten Menschlichkeit und höchsten Kultiviertheit, einer selbstverständlichen Gastlichkeit und absoluten Toleranz.

Immer werde ich ihre liebenswürdige Stimme in dem ihr typischen elsässischen Deutsch fragen hören:

Madame Elke, möschtest du das vordere oder das hintere Zimmer auf der Galerie?

Ist mir ganz egal, Suzie – so, wie es dir besser passt.

Aber nischt doch, du sollst disch ganz zuhause fühlen.

Die kleine Wohnung zum Garten hin, die für Fima und mich immer bereit stand, ist seit kurzem vermietet, seit Kostja nicht mehr da ist. Dadurch war Suzie nie allein im Haus und es brachte auch ein bisschen Geld. Dann zog ihr Sohn Francois zu ihr und kümmerte sich um sie. Jetzt höre ich von Erwan, mit dem ich einmal nach Fimas Tod eine ganze Nacht über sein Leben, seine Chancen und Hoffnungen diskutiert habe, dass sie in den letzten Jahren nicht nur immer vergesslicher, sondern auch fragiler wurde und öfter wegen Herzproblemen ins Krankenhaus kam, besonders, wenn es auf ihren Geburtstag zuging. Am Schluss wollte sie nicht mehr, wollte nur weggehen, wollte sterben – wie in den alten Märchen, in denen es heißt:

Und sie war alt und satt am Leben…..

Liebe Suzie – wie gern möchte ich Dich noch einmal erzählen hören, wie Du vor Albert Schweitzer ein Gedicht aufsagen und ihm gratulieren solltest – Und was wird mit Deinen schönen Skulpturen geschehen?
Und was mit Kostjas wunderbaren Bildern?
Hörst Du, dass ich mit Dir rede?
Hast Du Fima schon wieder getroffen?
Diese Kindervorstellung hat etwas ungemein Tröstliches: Eine Riesenparty im Himmel, wo sich alle wieder treffen, die sich auf der Erde geliebt und gemocht haben, aber alles in überschaubaren Gruppen – so wie in Suzies und Kostjas riesigem Atelier – und warum denke ich nur immer wieder, dass auch meine Mutter bei dieser russischen Fraktion dabei sein müsste, mit ihrer jüdischen Tante, die noch vor der Revolution nach Russland geheiratet hat und dort sehr glücklich war?
Wie sagt Wolf Biermann in seinem Lied über den Dorotheenstädtischen Friedhof – auch Hugenottenfriedhof‘ genannt – in Ostberlin, gleich neben dem Brecht-Haus:
Wie leben mir manche, die tot sind.
Wie tot sind mir manche, die leben!
Du wirst den Himmel zum Lachen bringen, Suzie, mit Deinen Geschichten.
Und der liebe Gott – kann der auch lachen?…Konjeschno…

Familientag

Wer nennt die Völker, kennt die Namen,
Die festlich hier zusammen kamen …

Wir schreiben das Jahr 1999. Plötzlich sitzt diese Idee in meinem Kopf: FAMILIENTAG – wir machen einen Familientag, den ersten seit meinem fünfzehnten Lebensjahr. Denn jetzt haben wir einen Ort. Was könnte

natürlicher sein, als ein Familientreffen in *Bellevue* in der Bretagne zu veranstalten? Mit Platz für jedermann, mit Wiesen und Feldern für die Kinder zum Spielen, mit der großen Scheune, um im Freien zu tafeln – selbst bei Regen. Denn es ist warm und gibt doch ein Dach über dem Kopf. Vor allem: Mit Fima als selbstverständlichem Oberhaupt (jedenfalls altersmäßig) der Sippe‘? Es gibt nicht einen in meiner Familie, der ihn nicht liebt, obwohl wir alle ziemlich verschieden sind. Für meine drei älteren Brüder ist er längst Vaterfigur und Freund zugleich, meine beiden Kinder haben ihn mit Respekt und Zärtlichkeit ins Herz geschlossen, meine Enkel haben ihn begeistert als Großvater ‚adoptiert‘. Da viele von uns im Ausland wohnen, sehen wir uns nicht oft genug.

Früher, als meine Mutter noch lebte, versuchten wir immer, wenigstens an Weihnachten alle bei ihr zusammen zu kommen, in ihrer riesigen zweihundert qm Wohnung in dem alten Haus in Karlsruhe, in dem wir groß geworden sind. Der eine kam aus Frankreich, wo er am Gymnasium unterrichtete, der andere aus Holland, wo er im Philharmonischen Orchester von Rotterdam spielte, ich aus Amerika, wo ich in Oregon Direktorin des Germanistik-Instituts an der Universität war, der letzte von irgendwo auf der Welt – er war Kapitän zur See. Ich habe oft überlegt, wie es meiner Mutter gelungen ist, dieses Zusammengehörigkeitsgefühl in uns zu verwurzeln, das nach ihrem Tod vielleicht noch intensiver geworden ist. Es muss in ihrer Persönlichkeit gelegen haben, ihrer Integrationskraft, ihrer Fähigkeit, nie zu fordern – schon gar nicht Liebe oder dergleichen. Sie glaubte an die Macht des freien Willens und in diesem Sinn hat sie uns erzogen: ohne viele Verbote, niemals mit Wut oder Geschrei, hin zur eigenen Verantwortlichkeit und ohne erpresserische Schuldgefühle in uns zu pflanzen, wenn wir unsere eigenen Wege gingen.

Im Gegenteil: diese eigenen Wege wurden eigentlich immer unterstützt.
Und aus eben allen diesen Gründen hätten Fima und sie sich sofort geliebt – daran haben wir alle nie gezweifelt. Noch immer hadere ich mit dem Schicksal, dass sie sich nie getroffen haben. Wie sagte Kostja, der weise alte Maler, dessen Frau Suzie jetzt gerade gestorben ist, damals: Vielleicht ist die Seele deiner Mutter in Fima wieder zurück gekommen:
Immer, wenn Efim und ich in Paris waren, riefen wir als erstes meinen Bruder Thomas an; er kam aus Pontoise, wo er in einer alten Mühle wohnte, binnen einer Stunde zu uns, blieb oft ein paar Tage in meinem winzigen Zimmerchen, das gut als Gastzimmer zu verwenden war. Efim liebte die Gespräche mit ihm – er hatte keinen anderen Partner, der soviel wusste, der so brennend interessiert war, immer mehr zu erfahren und der politisch und historisch so beschlagen war, dass es ganz egal war, worauf man zu sprechen kam – immer konnte er Neues und Eigenständiges dazu beitragen, immer war es spannend. Einen solchen Gesprächspartner hatte er im Westen immer vermisst.
Dann gab es Jörn, den philharmonischen Bruder in Rotterdam. Wenn ein besonderes Konzert auf dem Programm stand, rief er uns kurz an und lud uns ein. Manchmal mit Thomas, manchmal ohne ihn fuhren wir drei bis vier Stunden in sein hübsches kleines Häuschen außerhalb der City, fast auf dem Land, verbrachten mit ihm und Willemijn, seiner niederländischen Frau, die wie eine Schwester mit unserer Familie zusammen gewachsen ist, einige Tage oder auch nur einen Abend im Konzert, lernten die Musiker kennen – wenn es Russen waren, sprach Efim mit ihnen – und zogen dann weiter, wo immer wir hin mussten. Efim, der trotz seiner singenden Mutter nie von ihr musikalisch gebildet oder gefördert worden war – wer kann das verstehen? – sog begierig alles auf, was er lernen konnte und entwickelte

eine Intensität im Hören und Begreifen, die alle erstaunte und mich unendlich freute. Es wurde ganz selbstverständlich für ihn, mit mir in Berlin, Paris, Wien, Petersburg, Barcelona, Helsinki oder wo immer wir waren, sogar in Dinan, unserem winzigen alten Städtchen in der Bretagne, in Konzerte zu gehen und daraus ein ganz eigenes Glück zu ziehen. Die schlimmste Vorstellung für mich ist und war immer ein Leben ohne Musik.

Aber zurück zum Familientag, dem ersten und einzigen nach meiner Jugendzeit, an dem Fima teilnehmen konnte. Aber so viel sei schon gesagt, dass wir nach dem gelungenen Treffen in der Bretagne uns regelmäßig bis heute versammeln. Es ist eine Tradition geworden.

Damals, vor ca. fünfundvierzig Jahren, kamen alle Verwandten meines Vaters mit ihren Angehörigen in Berlin zusammen – es muss 1957 oder 1958 gewesen sein. Es sollte ein Fest – eine Hommage – für meine achtzigjährige Großtante sein. Tante Olli – eigentlich Olga – war der liebenswürdigste Mensch, den ich in meinem Leben getroffen habe: von nicht endender Güte, vollkommen selbstlos, immer interessiert und teilnehmend am Geschick jedes einzelnen in ihrer über hundertköpfigen Familie – wobei sie nicht ohne gutmütigen Spott für den einen oder die andere durch Heirat hinzugekommene Person war. Aber niemals denunzierend oder übelwollend. Solcher Regungen war sie buchstäblich nicht fähig. Höchstens dass sie einmal zu unserer großen Belustigung den Kultursenator von Berlin, der mit einer ihrer zahllosen Nichten verheiratet war, als ‚trübe Tasse' bezeichnete. Meinen Vater muss sie besonders geliebt haben, und das übertrug sie ganz selbstverständlich auf seine Frau und seine Kinder. Tatsächlich hat sie – da sie zeitlebens als Krankenschwester und Hebamme arbeitete – in höchsteigener Person uns alle aus dem Bauch meiner Mutter in dieses Leben befördert bzw. uns dabei begleitet. Da ich aus eigener Erfahrung weiß, wie grob es in Deutschland früher bei Entbindungen zuging, sei

es seitens des Arztes, sei es von ungeduldigen Hebammen, die gern Frauen zurechtwiesen, wenn sie vor Schmerzen stöhnten oder schrieen, ist es mir ein Trost zu wissen, dass unsere Geburt nur Freundlichkeit und liebende Fürsorge begleitete – Tante Olli hätte andere Töne – auch von den MitarbeiterInnen – niemals zugelassen.

Dreißig Jahre ihres Arbeits- Lebens hat sie in-Ost-Afrika im Busch verbracht. Als Kinder liebten wir ihre Abenteuer-Geschichten inbrünstig – gerade weil sie überhaupt kein Abenteuer-Typ und keine Romantikerin war, sondern ganz nüchtern und selbstverständlich tat, was zu tun war. Manchmal ritt sie allein auf einem kleinen Maultier – vielleicht begleitet von einem Boy - tagelang in verstreute winzige Busch-Dörfer, half den Schwangeren und Wöchnerinnen bei Geburten und Kinderkrankheiten in weitem Umkreis, versorgte die übrigen Kranken mit Medizin, veranlasste Transporte in die entfernte Krankenstation und lernte ohne Dramatik damit umzugehen, dass gelegentlich – nach einem glühend heißen Arbeitstag – unter der improvisierten Zelt-Badewanne, in der sie sich erfrischen wollte, eine große Schlange lag. Sie entdeckte sie zufällig, als sie nach der Seife suchte, die ihr herunter gefallen war. Dann schrie sie wie am Spieß, erzählte sie noch mit fünfundachtzig Jahren lachend, und es war ihr völlig egal, dass die Eingeborenen, die ihr zur Hilfe hereinstürzten, sie nackt in der Wanne sahen. Noch heute hängt im Schlafzimmer meines Bruders eine aus Palmfasern gewebte, wunderschön bemalte große Decke, die ihr die Eingeborenen aus Dankbarkeit schenkten. Dass diese außergewöhnliche und mutige Frau nie geheiratet hat, ist vielleicht das einzige nun doch romantische Geheimnis in ihrem Leben: auf einer ihrer langen Schiffsreisen in die Heimat – das war noch v o r dem ersten Weltkrieg – verliebte sie sich in den Kapitän und er sich in sie. Sie verlobten sich. Dann kam der Krieg und sie sahen sich nie wieder.

Er galt als ‚vermisst'. Als ich sie mit meiner kleinen Tochter Saskia kurz vor ihrem Tod im Altersheim besuchte – da war sie schon 85 – liefen ihr plötzlich die hellen Tränen über die runzligen Wangen. Ich habe es nie vergessen und staune noch immer – obwohl ich es jetzt viel besser verstehe – wie lange eine unerfüllte Liebe dauern kann. Ich glaube, sie war die erste, die in der Familie die Tradition von Ärzten, Krankenschwestern und Lehrern begründete. Es folgten meine Großmutter (Krankenschwester) und ihr Mann, der als Arzt am selben Krankenhaus arbeitete, in dessen unmittelbarer Nähe ich jetzt wohne. Dann meine Mutter, die Lehrerin wurde und noch im Alter für ihre zehnjährige ehrenamtliche Nachhilfe-Arbeit mit ausländischen Kindern eine Medaille bekam. Dann mein Bruder und ich als Lehrer(in) und Hochschullehrerin im In- bzw. Ausland, und meine Kinder: Saskia als Dialyse-Spezialistin und mein Sohn als Mitarbeiter in der Psychiatrie eines Gefängnisses (auch er hat anderthalb Jahre in Afrika gearbeitet) – selbst meine Enkel tendieren zum Teil zu Beschäftigungen in einem Bereich der Sozialarbeit; die damals noch so winzige Dina macht ein einjähriges Praktikum in der Kinderpsychiatrie – ich bin neugierig, was noch kommen wird. Jedenfalls habe ich begonnen, meine Tätigkeit als Psychotherapeutin, die ich im Münsterland zwölf Jahre ausgeübt habe, nachdem Fima nicht mehr da ist und ich jetzt in Berlin lebe, wieder aufzunehmen. Auch meine Nichte und ihr Mann sind Psychotherapeuten geworden und haben sich eine Existenz im ärztlich unterversorgten Osten des Landes aufgebaut. Sogar meine Patentochter hat gerade ihr Doktorexamen als Ärztin abgelegt und arbeitet in der Schweiz. Wie eigentümlich kongruent die Wege der Familienzweige auf längere Sicht laufen, trotz bemerkenswerter Unterschiede in Charakter und Mentalität. Zur Zeit ist meine Enkelin Dina entschlossen, Kinder-Psychologie zu studieren.

Zu Tante Olgas 80. Geburtstag, der auch der Familientag ist, haben mein Bruder Jörn und ich eine schöne Bach-Sonate für Klavier und Geige (oder Querflöte) einstudiert, die wir dort spielen wollen. Wollen? Jörn ist als Meisterschüler der Musikhochschule natürlich daran gewöhnt – er muss regelmäßig öffentlich vorspielen – aber ich? Ich sterbe vor Lampenfieber. Ich hasse Vorspielen, auch wenn ich noch so gut geprobt habe. Und nun vor allen diesen Leuten, die meine Verwandten sein sollen und die ich – außer Tante Olli – nie gesehen habe? Unmöglich! Meine Mutter, die das Stück vollkommen beherrscht – sie hat bis kurz vor ihrem Tod, als die arthritischen Finger nicht mehr gehorchten, fabelhaft Klavier gespielt – muss mich ersetzen. Für Tante Olli allein hätte ich alles gemacht – aber nicht für diese fremden Verwandten, die ich später nie wieder sehen werde – mein ältester und mein jüngster Bruder sind leider nicht dabei, weil beruflich unabkömmlich. Die beiden, Mama und Jörn, entledigen sich ihrer Aufgabe mit Bravour – sonst habe ich von diesem Tag fast nichts behalten, außer dass ich mich gegenüber den großstädtischen Berliner Anverwandten jüngeren Datums wie eine Landpomeranze und sehr unsicher fühle. Sie sind freundlich, aber etwas herablassend und mein Bruder und ich verstehen schnell, dass sie nach ganz anderen Werten und Kategorien leben als wir. Es dauert etwa fünfundvierzig Jahre, bis wir erfahren, dass die Präsidentin des deutschen Bundesverfassungsgerichts, mithin die oberste Beamtin dieses Landes, mit unserem Cousin verheiratet ist, dem Sohn eben jenes Kultursenators. Man erlebt Zeichen und Wunder. Wie viel menschlicher, wärmer, herzlicher, lebendiger unser Familientag gute fünfzig Jahre später mit Efim – in seinem Haus, in dem Land, das er so sehr liebte, in Frankreich, und unter seiner atmosphärischen Obhut! Seither sind mindestens sechs bis acht weitere Enkel, Großnichten und Neffen geboren worden, aber ein paar Kinder waren auch schon

damals dabei. Saskia hat ein geräumiges Wasserplanschbecken mitgebracht, das stellen wir mitten auf der Wiese zwischen den beiden Häusern auf. Von Stund an erfüllt das Kreischen der begeisterten Kinder jeden Winkel des Grundstücks. Star-Gast ist eine Cousine von mir, die wir seit ewigen Zeiten nicht gesehen und gleichsam ‚wiederentdeckt' haben, Tochter der Schwester meines Vaters, die aus Princeton/Amerika angereist kam. Früher war sie einmal erfolgreiche Schauspielerin in Frankreich, lebte dann aber später mit ihrer Mutter in den Staaten und wurde immer skurriler. Wir hatten lange Jahre keinerlei Kontakt, bis ich sie während einer Amerika-Reise besuchte. Diesen Besuch habe ich nie vergessen. Meine Tante (ihre Mutter) hätte in jeden Horrorfilm gepasst: plötzlich stand sie lautlos im Zimmer, ungewöhnlich hoch gewachsen, mindestens 1,80 m groß, kerzengerade, mit schlohweißem Haar, 92 Jahre alt, wie der Geist der Vergangenheit. Ihr Blick schien auf mich gerichtet und ging zugleich durch mich hindurch. Manchmal sagte sie sehr direkte unbequeme Dinge (was man in Amerika eigentlich gar nicht darf'), dann lachte sie plötzlich schallend auf und hatte diesen irren Ausdruck im Gesicht – nie wusste man, woran man mit ihr war. Ich hatte gehofft, noch etwas mehr über ihren Bruder, meinen Vater, zu erfahren, an den ich mich überhaupt nicht erinnern kann, da er starb, bevor ich zwei Jahre alt war – aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Höchstens dass sie aggressiv hervorstieß: er hat sich ja immer seiner Schwester geschämt. Ich ertappe mich bei dem Gedanken, dass ich mir das sehr gut vorstellen kann. Sie war schon damals emanzipiert und unangepasst, zugleich aber hysterisch, sinnlos provozierend und ohne jede Rücksicht auf andere – auch auf ihre Tochter, die sie mit gnadenloser Kontrolle fast in den Selbstmord trieb. Unvergessen der Morgen nach meiner Ankunft in Yale, an dem die (ältere) Cousine plötzlich im Nachthemd in meinem Zimmer steht – frierend – so

dass ich nicht umhin kann, sie ins Bett einzuladen. Plötzlich fängt sie heftig an zu weinen und erzählt auf meine Nachfrage stockend ihr missglücktes Leben unter der Knute dieser Mutter, die sogar verlangte, zu den Freunden der jungen Tochter mitgenommen zu werden. Erst will ich lachen, so absurd kommt mir das alles vor. Dann begreife ich, dass es tödlicher Ernst ist. Der Hass der Tochter auf die Mutter ist unbeschreiblich. Um ihn überhaupt ertragen zu können, hat sie sich eine Meta-Biographie aus einem früheren Leben ausgedacht. In dem war sie – die doch eine Frau ist – ein indianischer Häuptlingssohn edelster Abkunft, geriet in Gefangenschaft und erlebte mannigfache Abenteuer. Ungläubig höre ich zu; es ist offenkundig: sie glaubt das alles wirklich. Weiter berichtet sie ganz aufgeregt, dass sie im Wartezimmer eines amerikanischen Zahnarztes allein durch Blick-Kontakt einen Gefährten aus diesem Vor-Leben wieder erkannt zu haben glaubt und sich dadurch umso verlässlicher in ihrer Phantasie bestätigt fühlt. Weil sie unbeirrbar an die Wiedergeburt glaubt, hat sie sich vorgenommen, in ihrem jetzigen Leben so wenig Fehler wie möglich zu machen, damit sie nicht mit allzu häufigen Wiedergeburten bestraft‘ wird. Das betrifft vor allem ihre Mutter, der gegenüber sie sich eine ganz bestimmte Sprechweise angewöhnt hat. Das klingt dann so: Muttilein, was kann ich tun, dass du dich ganz wohl fühlst? Muttilein, darf ich dir noch ein Becherchen Milch warm machen? Sitzt du auch bestimmt ganz bequem, Muttchen? Mamilein, soll ich dir nicht doch lieber eine Decke bringen?

So geht es in einem fort. Ich kann es kaum ertragen. Man hört das verzweifelte Bemühen, den Hass zu unterdrücken. An diesem Morgen begreife ich, wie zerstört das Leben dieser Cousine ist, wie vollkommen unglücklich sie ist.

Jetzt ist sie in der Bretagne. Wenn sie gerade normal in den Alltag eingebunden ist, kann man sich gut mit ihr

unterhalten. Sie hat einen scharfen Blick für Menschen, versteht etwas von psychischen Zusammenhängen, beobachtet gut. Alles scheint in Ordnung. Aber dann sitze ich einmal nur mit ihr auf der Wiese und sie fängt an, grauenhafte Dinge zu erzählen: von einem Internat, das sie besucht hat, in dem die Kinder bestialisch gezüchtigt wurden. Dort soll es auch geheime Rituale gegeben haben, bei denen Kinder getötet und geopfert wurden – vielleicht eine satanistische Sekte oder etwas dergleichen. Alles klingt zunächst immer so authentisch, dass sich mir die Nackenhaare sträuben. Aber wenn ich frage, warum sich nie jemand gewehrt hat, warum niemand den Eltern davon erzählte, warum kein Kind geflohen ist und warum die Polizei durch diese Kinder-Tode nicht aufmerksam wurde – dann lächelt sie mit tränenden Augen geheimnisvoll und meint, das hätte alles keinen Zweck gehabt, weil es ja in ihren Lebensplan eingeschrieben gewesen sei und auch alle zu viel Angst gehabt hätten.
Ich denke nach: Tatsächlich weiß man ja von solchen Sekten oder anderen Glaubensgemeinschaften. Viele sind in den letzten dreißig Jahren gerade in Amerika entdeckt und aufgelöst worden – und doch: diese Passivität in ihren Erzählungen, die beinahe hysterische Freude über mein Entsetzen bei ihren Schauermärchen – ich weiß, dass es in der Psychopathologie eine Richtung gibt, die man als Pseudologie bezeichnet. Die Kranken erfinden sich eine total neue Lebensgeschichte und erzählen sie immer wieder ohne jeden Fehler, so dass sie am Ende selber daran glauben und nicht das Gefühl haben zu lügen. Als ich Fima davon berichte, sagt er ganz trocken: Sie ist total verrückt! Wie kannst du irgendetwas von diesem Quatsch glauben. Mir ist diese Frau unheimlich. Ich bin froh, wenn sie wieder weg ist.

Deutliche Worte, die eigentlich ungewöhnlich ablehnend für ihn sind. Ich spüre, dass dies etwas ist, das ihm

Angst macht, jedenfalls unheimlich ist. Er glaubt, er muss sich schützen. Später wird er ähnlich hart reagieren, als wir eine alte Freundin von mir besuchen, die inzwischen schwer alkoholkrank ist (was ich nicht wusste). Er kann ihren verlorenen Blick keine Minute ertragen und verlässt fluchtartig den Raum. Auch bei seinem eigenen alzheimerkranken Freund Ferenc, von dem ich oben erzählt habe, ist er völlig hilflos – wie jetzt mit meiner Cousine. Er richtet nie das Wort an sie. Aber wir sind ja nicht mit ihr alleine, da sind ca. fünfundzwanzig andere Menschen, und die sind in all ihrer Unterschiedlichkeit ganz nach seinem Herzen. Vor allem lachen sie viel und vergnügt, fühlen sich offenkundig wohl – mi einer Ausnahme: die frühere Freundin meines Sohnes, die ich mit eingeladen habe, weil ich glaubte, er käme mit dem zweijährigen Sohn nicht allein zurecht. Zu spät merke ich, dass er sich vorzüglich in allem auskennt und eine starke Bindung an das Kind hat, obwohl dieses bei der Mutter lebt. Ich hatte sie eingeladen, ohne ihn zu fragen – das erweist sich als furchtbarer, beinahe tödlicher Fehler, da die beiden sich überhaupt nicht mehr vertragen. An einem Nachmittag, als mein Sohn mit seiner Schwester und den Cousinen ein bisschen von alten Zeiten reden will – sie haben sich alle lange nicht mehr gesehen – gibt es Streit zwischen ihm und der Mutter seines Sohnes. Ich sehe sie völlig aufgeregt in ihr Auto springen, das Kind auf dem Hintersitz, und wutentbrannt, mit kreischenden Bremsen aus dem Hof fahren. Oh je – denke ich spontan – wenn das nur gut geht!

Zwei Stunden später ein Anruf von einer fremden Stimme: Würden Sie bitte in das Dorf P. kommen, Eine Verwandte von Ihnen hat einen schweren Unfall gehabt Totalschaden. Aber keine Angst: Außer ein paar Kratzern sind Mutter und Kind wohlauf.

Ich fahre sofort hin, finde Petra und meinen Enkel in der Obhut einer englischen Krankenschwester, die den Un-

fall, weil sie zufällig dort wohnt, beobachtet hat und sich um sie kümmert. Es fällt uns allen ziemlich schwer, Petra zu bemitleiden.
Fima denkt anders. Er sagt:
Wenn ihr sie schon eingeladen habt, habt ihr nicht da Recht, sie von irgendetwas auszuschließen. Schließlich ist sie unser Gast.
Wir protestieren alle mit tausend Argumenten, aber er bleibt unbeirrbar.
Mindestens müsst ihr für sie eine andere, schöne Unterkunft suchen, vielleicht direkt am Meer, wo sie mit dem Kleinen an den Strand gehen kann.
Genau dies tun wir nach ein paar Tagen. Aber egal, was wir tun: sie ist beleidigt, sie möchte gleichsam mit Gewalt zur Familie gehören, obwohl mein Sohn keinen Tag mit ihr zusammen gelebt hat und dies auch nie tun wird. Schwierige Verhältnisse. Aber bei welchem Familientag gäbe es nicht ähnliche Verwicklungen und Probleme! Wir sind am Ende froh, dass sonst alles gut geht und dass nach ein paar Tagen, nachdem auch meine Cousine zurück nach Amerika geflogen ist, eine völlig gelöste, vergnügte und wunderbar vertraute Atmosphäre herrscht. Die übrige Zeit ist noch prall gefüllt mit gemeinsamen Ausflügen, mal in dieser, mal in jener Gruppierung. Mit verschiedenen Menus, mal vom einen, mal vom anderen gekocht. Mit Spielen auf der Wiese, Gesprächen, Fahrten ans Meer, Schwimmen, Kinderglück mit Snouka, die zwischen allen Beinen herumjagt und sich über die vielen Menschen freut, während Fima gelegentlich heimlich in seinem Arbeitszimmer verschwindet und eine Stunde arbeitet. Alle helfen beim Aufräumen, beim Abwaschen, beim Einkaufen, alle sind guter Laune. Vor allem Fima strahlt uns an, wann immer er aus dem Haus tritt und das Gewimmel auf der Wiese sieht: So hat er sich diesen Ort immer vorgestellt: Voller Bewegung, voller Liebe, voller Kinder-Krach, kurz: voller Lebensmusik, von einem

fraglosen, gegenwartsgesättigten Glück getragen. Noch nie waren über eine ganze Woche so viele vergnügte Menschen hier versammelt.
Entsprechend überschwänglich ist der Dank aller, als sie wieder heim müssen. Fima weiß sich geliebt, geehrt – die vielen Toasts haben das, ähnlich wie bei seinem achtzigsten Geburtstag, zum Ausdruck gebracht; die Kleinsten beten ihn geradezu an und hängen sich künftig sein Bild über das Bett. Wenn jemand fragt, wer das ist, sagen sie stolz: mein Opa.
Dann sind wir wieder allein. Alles ist langsam in Ordnung gebracht – unsere ur-eigenen Rituale treten wieder in ihre Rechte. Wir sitzen draußen in der Dämmerung, die hier – ganz im Westen – zwei Stunden länger dauert als etwa in Berlin. Die Fledermäuse zucken durch die Zweige, ein verschlafener Zaunkönig zirpt und Fima flüstert leise und zufrieden in die Stille:
Moshno?
Seitdem haben wir eigentlich fast jedes Jahr an einem anderen Ort solche Familientreffen organisiert. Immer kommen neue Menschen dazu, neue Partner der Kinder und Kindeskinder oder neue Babies. Eben höre ich am Telefon, dass mein Sohn und seine Freundin ein Baby erwarten: mein fünftes Enkelkind, eigentlich siebtes (mit den beiden von Saskias Mann, von den Groß-Nichten ganz zu schweigen). Efim ist immer dabei. Undenkbar, dass seiner nicht unzählige Male gedacht wird, dass keine Bilder gezeigt und Geschichten erzählt werden. Bis jetzt ist er der einzige, der uns auf dieser Erde verlassen hat – er und die Cousine aus Amerika, die er für verrückt hielt. Am Ende ihres Lebens hat sie doch noch ihren Frieden gefunden in einer künstlerischen Dorfgemeinschaft bei Wilmington (USA), in der sich jeder um jeden kümmerte und keiner sich allein fühlen musste. Und wer weiß: Gemäß ihrem eigenen Glauben ist sie vielleicht längst wieder in anderer Gestalt in dieses Leben zurückgekehrt – als Indianerhäupt-

ling? Als Katharina die Große, mit der sie sich auf geheimnisvoller Weise ebenfalls verbunden fühlte? Nikto nje snajet….

Schatten

Wir leben jetzt – 1999 – in einer geräumigen, großzügigen vier-Zimmer--Wohnung in Potsdam, umgeben von drei Parks und fünf Minuten entfernt von einem See und der Havel, dem Fluss, der Potsdam durchzieht und von allen Seiten umarmt. Das Wasser ist überall gegenwärtig, man fühlt sich manchmal wie in Venedig, besonders dort, wo die alten Kanäle nicht von der DDR-Regierung zugeschüttet wurden. Fima hat einen kurzen Blick auf die Wohnung geworfen und gesagt:
Natürlich nehmen wir die oder keine! Sie ist ideal.
Man kann sogar im Bademantel durch den Park ans Wasser gehen, um morgens zu schwimmen. Niemand ist da, der See gehört uns und Fima ist in seinem Element. Die vorige Wohnung, die eigentlich ein eigenes (gemietetes) Haus mit einem reizenden Innenhof war (mit der Dachterrasse, die ich extra für Efim hatte bauen lassen), war zu unserem großen Bedauern unerträglich geworden durch eine Pizzeria in eben diesem Hof, die sich immer mehr ausbreitete und zwölf Stunden täglich alles mit Knoblauchgerüchen erfüllte. Noch schlimmer: Wenn man oben in Ruhe auf der Terrasse Tee trinken wollte, hörte man – ob man wollte oder nicht – die Gespräche des Publikums unten so genau, dass es mir peinlich wurde. Fima wollte auch weg. Also suchte und fand ich diese neue Wohnung, die merkwürdigerweise der ‚Russenblock' im Volksmund genannt wurde. Nach dem Ende des Kriegs errichten die Russen in dieser herrlichen Lage einen Wohnungsblock und siedelten dort ihre Offiziersfamilien an. Inzwischen war der ganze Komplex saniert und von wildem Wein umrankt und

sah mit den üppigen Balkonen wie ein altes Gutshaus aus. Aber die Potsdamer hatten zu viele negative Erinnerungen und wollten dort nicht wohnen. So waren es vornehmlich Ortsfremde, die hier einzogen. Anfangs standen die riesigen Wohnungen zum Teil jahrelang leer, wurden gelegentlich sogar mit Farbbeuteln beworfen. Das wirkte sich günstig auf den Preis aus. Wir zogen ein. Genau genommen: ich zog ein, denn Fima durfte seit seinem Mini-Herzinfarkt acht Jahre zuvor nicht schwer tragen. Ständig musste ich ihn abhalten, sich in Gefahr zu bringen – er wollte natürlich ritterlich sein, mir alles abnehmen. Daher zog ich vor umzuziehen, wenn er gerade woanders zu tun hatte. Dass ich mir dabei – mit unseren einhundertfünfzig Bücherkisten – meinen eigenen Rücken kaputt machte, vergaß ich im Eifer des Gefechts.

Alles ist fertig, als Fima eintrifft. Er ist begeistert. Wir haben eine riesige gemütliche Küche mit großem Esstisch und soviel Platz für Gäste wie bei Lew (Kopelew). Für jeden gibt es ein Arbeitszimmer und ein eigenes Bad, und das Wohnzimmer ist fast vierzig qm groß, mit einer ‚französischen' Fensterfront bis auf den Boden, wie er es liebt, und dem Blick in uralte Bäume. Am ersten Abend sitzen wir auf einem der insgesamt drei Balkons und schauen von außen durch die Glastüren in unser Wohnzimmer. Es ist Sommer und wunderbar milde. Wir sitzen draußen im Dunklen und das Zimmer ist nur mit Kerzen erleuchtet. Es sieht aus wie ein Traum. Vor uns der abendliche Rotwein.

Bud sdorov, Fimotschka – sage ich. Wir sind angekommen. Hier gehen wir nie wieder weg.

Bud' sdorova, Elkeleinchen. Es ist herrlich. Wir werden jeden Morgen schwimmen gehen. Gibt es etwas Schöneres? Sein Glück ist vollkommen.

Das ist ein halbes Jahr vor seinem Tod. Sein Wort hat sich erfüllt: Wir sind wirklich nie mehr gemeinsam von dort weggegangen.

Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen…

Wie kann man vom Schrecklichsten schreiben? Wie vom Verlust des Liebsten, was man hat? Aus dem Brunnen der Vergangenheit steigen Bilder und Chimären. Ich sehe ein Hotelzimmer in Milano. Fima liegt im Bett. Gerade hat er noch einen stürmisch beklatschten Vortrag in einem Saal der Universität gehalten. Aber schon während er sprach, habe ich gesehen, dass es ihm schlecht ging. Mit Mühe und Not bringe ich ihn nach Hause ins Hotel. Er will nicht, dass die anderen etwas merken. Aber schon gestern, als wir die Lebensgefährtin von Lew Rasgon in ihrer Wohnung aufgesucht haben, musste er sich sehr beherrschen, um sie nicht zu erschrecken. Unbedingt wollten wir ihr alles erzählen, was wir mit Lew – auch über sie - gesprochen haben, als wir ihn zuletzt in Moskau gesehen haben – auch die leisen Tränen bei seinen letzten Worten zum Abschied (da war er schon über 90 Jahre alt):
Ich werde sie wohl nie mehr sehen.
Eine Weile sitzen wir alle in Gedanken versunken. Die Freundin ist über 80, unterrichtet aber noch an der Universität in Venedig, einmal in der Woche. Der Tod sitzt mitten unter uns, aber wir wissen es noch nicht. Fima drängt zum Aufbruch, er fühlt sich elend, vor allem müde. Alle unsere Worte sind letzte Worte. Wir werden uns nicht wieder sehen. Wir werden Lew nicht wieder sehen. Und schon in drei Wochen werden auch Efim und ich uns nicht wieder sehen.
Eigentlich hat es schon früher begonnen. Aber was ist so gefährlich daran, wenn jemand öfter müde wird? Efim ist beinahe zweiundachtzig und scheinbar kerngesund. Noch immer macht er jeden Morgen seinen Spa-

ziergang und seine Gymnastikübungen im Freien oder am offenen Fenster. Er isst gern, er arbeitet und trinkt abends seinen Rotwein, während wir über Russland und die Welt reden – alles ist wie sonst. Aber er wird öfter müde, auch ohne sich körperlich angestrengt zu haben. Manchmal kommt er mit verlegendem Gesicht am Nachmittag zu mir und fragt:

Ist es unanständig, wenn ich mich noch einmal hinlege?

Ich schüttle lächelnd den Kopf, begleite ihn in sein Arbeitszimmer, wo er nachmittags immer eine halbe Stunde schläft, decke ihn zu – das gehört zu unseren Ritualen. Manchmal lege ich mich fünf Minuten neben ihn. Er lädt mich jetzt immer öfter dazu ein, es gibt ihm Geborgenheit und ein gutes Gewissen. Eigentlich müsste er doch schreiben. Meint er.

Sein Arbeitsethos ist ungebrochen. Manchmal liest er noch ein bisschen. Wenn ich fünf Minuten später reinschaue, liegt er auf dem Rücken, das Buch ist auf sein Gesicht gesunken; er schläft tief und merkt nicht, wenn ich es sachte wegnehme und ihn küsse. Das geht schon ein paar Wochen so. Wir haben deswegen eine einjährige Einladung nach Tokio abgelehnt (auf ein halbes Jahr wollten sie sich nicht einlassen), ich habe schweren Herzens an Efims Stelle einen Vortrag in Warschau abgelehnt, obwohl es da Freunde gibt und wir gern hin wollten. Sie waren sehr enttäuscht am Telefon, das konnte ich hören, hatten sich so sehr auf uns gefreut. Aber er fühlte sich nicht dazu imstande.

Inzwischen legt er sich schon drei – oder viermal nachmittags hin, wenn auch immer nur kurz. Dazwischen arbeitet er an seiner letzten, selbst gestellten Herausforderung, der Vers-Übertragung des Poems von Itzak Katzenelson: *Lied vom oisgeharkten jiddischen Volk*‘ aus dem Jiddischen, das den Untergang des Warschauer Gettos beschreibt. Die deutsche Übersetzung ist von Wolf Biermann, aber Efim entdeckt viele Fehler darin. Er selber lässt sich im Zweifel von seinem Freund Arno

Lustiger aus Frankfurt beraten, der sich mit seinem Cousin, dem Kardinal Lustiger von Paris, immer noch auf Jiddisch unterhält, wenn sie sich sehen. Arno hat mehrere sorgfältig recherchierte Bücher über Verfolgung und Widerstand der russischen Juden in ihrem eigenen Land geschrieben. Dafür hat er die Moses-Mendelssohn-Medaille der Universität Potsdam erhalten. Efim hielt damals eine Laudatio, die niemand vergessen wird, der anwesend war – so leidenschaftlich und bewegend und zutiefst menschlich hatte an diesem Ort der Wissenschaft noch keiner gesprochen. Inzwischen ist auch Arno Lustiger gestorben.

Entgegen dem authentischen Text von Katzenelson, dessen Autor am Ende doch noch umkam, obwohl die Kameraden ihn retten wollten, damit er Zeugnis von ihren Leiden ablegen könne – als Dichter – habe ich einen anderen Text gefunden und Efim geschenkt, (gleichzeitig arbeite ich darüber für einen Aufsatz), der nicht minder erschütternd ist, obwohl der Autor, Zvi Kolitz, ihn erfunden hat, um den ermordeten Juden in seiner Heimat Lettland ein Denkmal zu setzen. Absurderweise wurde der fiktive Text, der allerdings auch eine große poetische Qualität hat, vom Publikum über Jahrzehnte hartnäckig für authentisch gehalten und immer wieder öffentlich vorgelesen – selbst dann noch, als die Leute wussten, dass er erfunden war, während der authentische erst durch Biermanns Übertragung bekannt wurde.

Der Titel lautet: *Jossel Rakover redet mit Gott*. Efim war von beiden Texten tief beeindruckt, aber sie setzten ihm auch zu, waren unerträglich in ihrer Ausmalung der psychischen mehr als der physischen Qualen der Eingeschlossenen, die dem Ende ins Auge blicken und dabei unablässig dokumentieren, welche Verbrechen an ihnen geschehen, in der Hoffnung, dass eine (bessere) Nachwelt daraus lernt. Die Drucklegung von Efims Übertragung des jiddischen Texts ins Russische hat er gerade

noch in Händen halten können. Vielleicht ist es das Beste und vor allem das Wichtigste, was ich je gemacht habe, sagt er nachdenklich, als er das fertige Buch betrachtet. Ich sehe, wie sehr er sich freut, diese Arbeit abgeschlossen zu haben. Es ist wie eine Heimkehr zu den Wurzeln. Wie oft haben wir über unsere jüdische Identität oder Nicht-Identität geredet, seine vor allem seitens des sehr geliebten Vaters, meine seitens meiner Mutter und Großmutter; seine mit vergrabenen Gebets-Erinnerungen aus der frühen Kindheit, deren Bedeutung er nicht verstand, auch wenn seine Lippen noch die Laute wie im Traum formen konnten; meine voll zärtlicher Erinnerungen an eine Frau, die ich nie kannte, die Großmutter mit dem großen Herzen und ihrer Pragmatik im Alltag, von der Mama tausend lustige und manchmal bewegende Geschichten erzählte und die, ebenso wie ihr Mann, mein Großvater, gerade noch rechtzeitig an Herzproblemen starb, bevor Hitlers Schergen sie greifen konnten.

Es gibt wenig, worüber wir in zehn Jahren nicht geredet hätten, nur über eins konnte man mit Efim nicht sprechen: den Tod. Die zwei Male, die er uns warnte, wurden von ihm schnell verdrängt, je rascher er sich wieder besser fühlte. Nun liegt er da vor mir in diesem Mailänder Hotelzimmer und atmet schwer und ich setze alles in Bewegung, um am Samstagabend einen Arzt zu finden, der ihn sich anschaut. Da ich leidlich Italienisch spreche, kann ich den Hotelchef bewegen, die entsprechenden Telefonate zu führen, und tatsächlich: nach einer Stunde taucht eine energische, aber freundliche Ärztin mittleren Alters bei uns auf, untersucht Efim ziemlich genau, versucht uns zu beruhigen, trägt uns jedoch gleichzeitig auf, sofort nach der Heimkehr ins Krankenhaus zu gehen zwecks genauerer Untersuchung. Abschließend lächelt sie mich an und sagt:

Il è un giovane - (er ist ein Jüngling) – womit sie offenbar seine allgemein gute körperliche Verfassung

meint.
Le prince de la jeunesse – zuckt es durch meine Erinnerung – Shimon Markishs liebevolle Ansprache an den Freund zum achtzigsten Geburtstag. Das ist weniger als zwei Jahre her.
Heute ist mir klar, dass die Ärztin sofort gesehen hat, was Efims Beschwerden verursachte. Sie muss auch gesehen haben, dass wir – wenn wir nicht sofort heimkehren – überhaupt nicht mehr gemeinsam heimkehren werden.
Der Abschied am Morgen legt sich wie ein eiserner Reif um unsere Herzen. Die Freunde und Kollegen, denen nicht mehr verborgen bleiben kann, dass es Efim sehr schlecht geht (trotz der Spritze, die die Ärztin ihm gegeben hat), versuchen ohne Erfolg, ihre Bangnis zu unterdrücken. Sie werden es geahnt haben, auch wenn sie es nicht wahrhaben wollten: keiner von ihnen wird ihn wieder sehen. Hinter ihrem aufmunternden Lächeln hockt die Angst – nur nicht zulassen, dass sie an die Oberfläche kommt. Wer könnte in einer Hotel-Lobby voller Koffer und Menschen über das Ende plaudern? Es ist eine abscheuliche Situation, die zur Lüge gleichsam verpflichtet. Ich bin froh, als wir endlich im Flugzeug sitzen, als wir in Potsdam ankommen und ich einen völlig erschöpften Efim zu Bett bringen kann. Nur nicht nachdenken! Nur nicht die furchtbare Angst anmerken lassen. Die Nacht ist voller Gespenster.
Früh am nächsten Morgen sitzen wir ohne Frühstück in der Notaufnahme des Potsdamer Bergmann-Klinikums. Wir haben beide kaum geschlafen. Als man mich fragt, was Efim fehle, erwähne ich instinktiv nur Verdauungsschwierigkeiten, die sich tatsächlich in letzter Zeit nicht mehr verschweigen ließen, von ihm aber bagatellisiert wurden. In meiner Panik stelle ich mir vor, das könnte nicht dramatisch genug sein, um in einer Notaufnahme zu erscheinen. Aber der aufnehmende Arzt verzieht keine Miene und scheint dies als ernsthaften Grund

einzuschätzen. Dann kommt eine Frau und stellt sich als die verantwortliche Ärztin vor. Ich fasse sofort Zutrauen zu ihr und auch Efim lächelt sie hoffnungsfroh an. Sie wendet sich an mich:
Hören Sie: Ich werde Ihren Mann jetzt sehr gründlich untersuchen, das wird etwa ein eineinhalb Stunden dauern. Ihr Mann – so viel verstehe ich jetzt schon – ist sehr krank und wird in jedem Fall hier bleiben müssen. Am besten gehen Sie unterdessen nach Hause und holen ein paar Sachen für ihn, die er hier brauchen wird: Wäsche, Zahnbürste usw. Wenn Sie zurückkommen, werden wir mehr wissen.
Damit greift sie nach seiner Liege und rollt mit ihm davon. Ich fahre heim. Es ist noch immer früh am Tag. Die Straßen sind ruhig. Sie wird bestimmt finden, was ihn quält – denke ich mechanisch immer wieder. Er hat doch keine besonderen Schmerzen, nur diese merkwürdige Schwäche – es kann nichts wirklich Schlimmes sein. Lieber Gott, lass es nichts Schlimmes sein!
Um das Mühlrad in meinem Kopf zu stoppen, gehe ich unter die Dusche, todmüde und traumverloren. Sorgfältig seife ich den ganzen Körper ein, wie um alle Ängste abzuwaschen. Dann stockt meine Hand, fährt noch einmal und dann noch einmal über dieselbe Stelle – da ist etwas Hartes, das vorher nicht da war, eine Verdickung wie eine kleine Beule. Etwas, das bei Berührung schmerzt. Mein Denken setzt plötzlich abrupt aus.
Dann weiß ich es mit lähmender Klarheit: das ist das, was man einen Knoten in der Brust nennt. War er gestern schon da? Vorgestern? Vor einer Woche? Nein, ich bin ganz sicher, das hätte ich gemerkt: Diese schreckliche Nacht hat ihn an die Oberfläche getrieben, hat meine unterdrückte Verzweiflung in mein Fleisch gehämmert. Immer wieder streiche ich über die Stelle. Es tut weh - Ich habe Krebs – sage ich ungläubig laut vor mich hin. Ich habe Brustkrebs – genau wie Fimas erste Frau. Genau wie Frida Vigdorova, die er so sehr geliebt hat.

Genau wie so viele andere. Genau jetzt, wo Fima so krank ist. Die Worte dröhnen in meinem Kopf wie eine stehengebliebene Schallplatte. Und im selben Moment schon beschließe ich:
Er darf es nie erfahren – unter keinen Umständen.
Katja ist an Brustkrebs gestorben, Frida an Brustkrebs gestorben. Eigentlich fast alle Frauen, die er in seinem langen Leben geliebt hat. Längst hat er Schuldgefühle davon, als ob er der Urheber wäre. Unter keinen Umständen darf er es wissen, bevor er selber wieder ganz gesund ist. Mein Hirn arbeitet fieberhaft. Dann mache ich einen vorläufigen Plan: Wenn ich gleich ins Krankenhaus zurückgehe, um mehr über Efim zu erfahren, werde ich bei mir heimlich eine Biopsie machen lassen. Wenn es wirklich Krebs ist, muss ich sofort einen Termin für die Operation kriegen – vielleicht kann ich ja alles erledigen, bevor Fima aus dem Krankenhaus kommt. Vorher muss ich noch an der Universität anrufen und mich krank melden. Meine Gedanken rattern in mir wie mechanische Rädchen…Ich fahre in die Klinik. Die Ärztin erwartet mich schon. Zuerst sprechen wir alleine – ohne Fima. Sie sagt:
Ihr Mann hat Darmkrebs in weit fortgeschrittenem Stadium, praktisch unheilbar, mit zahllosen Metastasen
in der Leber. Er hat nicht mehr viel Zeit. Wir müssen ihn dennoch so bald wie möglich operieren, damit es keinen Darmverschluss gibt. Wenn alles gut geht, kann man danach eine Chemotherapie verabreichen, danach vielleicht Bestrahlung – man muss sehen. Ich muss Ihnen jedoch mitteilen, dass Patienten in diesem Stadium oft ihren Charakter verändern. Es wird schwer für Sie werden. Ich weiß, wovon ich spreche: Mein eigener Mann leidet seit zwei Jahren unter derselben Krankheit, vielleicht noch nicht im selben Stadium. Er liegt bei uns zuhause, aber ich habe eine schlimme Zeit mit ihm. Manchmal glaube ich es nicht mehr zu schaffen.

Ich starre sie an. Spüre, dass sie vollkommen ehrlich ist, dass sie es gut mit uns meint, dass sie sehr gewissenhaft ist und selber vom Schicksal gebeutelt. Zugleich entzünden sich ihre Worte in mir wie Streubomben: Nirgends ein Ausweg, kein Schlupfloch ins Freie, aus dem Alptraum, aus diesem mörderischen Klinikum. Unmöglich! – Darmkrebs! Brustkrebs! Fortgeschritten! – das Schlimmste - seine Müdigkeiten – er ist todkrank, und wir haben ganz ‚normal' gelebt! Warum gab es keine Schmerzsignale? Warum keinerlei wirkliche Warnung? Und ich denke: Wenn sie nur wüsste ... Wie soll ich ihn pflegen, wenn ich selber krank bin – was kann ich tun – wie soll ich es ihm sagen – will er es überhaupt wissen – was wird diese Nachricht mit ihm machen – es kommt für ihn aus heiterem Himmel … Die Ärztin unterbricht die gehetzten Satzfetzen in meinem Gehirn, als könnte sie Gedanken lesen: Ich werde selber mit ihm sprechen.
Da wird er schon hereingefahren. Auf seinem Gesicht liegt gespannte Erwartung, aber auch so etwas wie Zuversicht. Er vertraut ihr. Sie schaut ihn fest und freundlich an und benutzt fast dieselben Worte wie mir gegenüber: Herr Etkind, Sie sind sehr krank; die Untersuchung hat leider ergeben, dass Sie an Darmkrebs leiden, unheilbar und mit vielen Metastasen in der Leber. Das heißt, dass Sie nicht mehr viel Zeit haben.
Er sieht sie fast kindlich überrascht an, schweigt lange, findet erst keine Worte. Dann fragt er sehr höflich und zugleich ungläubig: Sie meinen, das ist ein Todesurteil? Sie nickt, besorgt über seine scheinbare Ruhe: Wenn Sie es so nennen wollen.
Dann erklärt sie ihm sachlich, was sie zuvor mir erklärt hat. Teilt ihm mit, dass er so schnell wie möglich operiert werden wird. Sie hat schon alle Infos an die entsprechende Abteilung weiter gegeben. Der Chefarzt ist informiert. Das Bett steht bereit. Ihre Effektivität ist bewunderungswürdig und zugleich schaudererregend. Aber sie weiß aus Erfahrung, dass Sachlichkeit die ein-

zige Hilfe ist. Jedenfalls im Moment. Außerdem: der nächste Patient wartet bereits auf sie. Sie gibt uns Maßregeln für die nächsten Schritte, schickt uns zum Kernspin und zur Blutentnahme, danach zum operierenden Arzt. Ich sehe, wie schwer es ihr fällt, uns diese Mitteilungen zu machen. Bei aller Scheußlichkeit der Situation bin ich ihr dankbar für ihre Offenheit.

Aber jetzt muss ich erst Efim in sein Zimmer begleiten. Es stellt sich heraus, dass da noch jemand anderes liegt, ein stark schwerhöriger Mann, der nicht viel Notiz von uns nimmt. Umso besser, dann kann man in Ruhe – sagte ich Ruhe‘? – sprechen. Fima macht ein Gesicht, wie wenn er seinen Schreibtisch aufräumt: schweigsam, konzentriert, systematisch, noch nicht in der neuen Arbeit, aber auch nicht mehr in der alten. Und ist er nicht bereits im Zwischenreich zwischen Leben und Tod? Gibt es eine schwerere Arbeit, als dem Tod ins Auge zu blicken? Wann kommt ein solches Wissen überhaupt im innersten Innern an? Die Ärztin hat gesagt, er kann noch ein halbes Jahr, ein Jahr oder mehr haben, eher aber weniger - das hängt ganz davon ab, was der Arzt vorfindet, wenn er operiert. Dass es schließlich nur drei Wochen sein werden, hat auch sie nicht erwartet. Aber das wissen wir noch nicht.

Fima liegt schon im Bett. Nun wissen wir, warum ihm so übel war, warum er die letzten achtundvierzig Stunden ständig diesen Druck auf dem Bauch hatte, warum er sich rundherum elend fühlte und immer müde. Offenbar hat er in seinem ganzen Leben nie eine Vorsorgeuntersuchung gemacht und mir ist klar, dass ich ihn auch nie dazu gebracht hätte.

Warum denn? Mir tut doch nichts weh – hätte er gesagt und lachend abgewehrt.

Nur einmal ist es mir gelungen, da hatte er eine rätselhafte Beule an der Schulter und ich schleppte ihn fast gewaltsam zu meinem Hausarzt. Der gab bald Entwarnung: Nichts Schlimmes, nur eine Ansammlung von

Kalk und Fett. Das können Sie ignorieren. Im Übrigen hatte ich immer den Eindruck, er war nachhaltig traumatisiert vom Tod seiner Frau; dann von den wenig später eintretenden Schwierigkeiten mit seiner Prostata, die aber bald völlig behoben waren; nach seinem Zusammenbruch in Kanada – da war wenigstens Tochter zur Stelle und kümmerte sich um ihn. Und dann von seinem – wenngleich leichten – Herzinfarkt sieben Jahre später in Berlin, als er und ich dort davon überrascht wurden. Jetzt, als wir uns kurz allein haben, hat es uns die Sprache verschlagen. Stumm schauen wir uns an. Dann schließt er die Augen und ich spüre den Aufruhr in seinem Innern. Wieder denke ich: Er darf es nicht wissen. Das über mich. Nie! Schließlich teilt man mir mit, dass ich gehen muss, weil jetzt zahlreiche Einzel-Tests anfallen.

Am besten, Sie kommen morgen wieder – rät mir die Schwester. - Da können Sie auch mit dem Chefarzt sprechen.

Ausnahmsweise bin ich erleichtert, dass ich weggeschickt werde. Die Fülle dessen, was getan werden muss, stürzt über mir zusammen. Alles hängt davon ab, dass ich die Gynäkologen überzeugen kann, mich sofort zu behandeln. Ich verabschiede mich von Efim. Er wird jetzt nicht mehr viel Zeit zum Nachdenken haben, wird von einer in die andere Abteilung geschickt werden. Ich weiß, dass die Darmkrebspatienten viele Liter einer widerwärtigen Flüssigkeit schlucken müssen, bevor man sie operieren kann. Möglicherweise wird es ein paar Tage dauern, bis er das schafft. In dieser kurzen Zeitspanne muss ich alles geregelt haben, was mit meiner eigenen Krankheit zu tun hat.

Fima ist abgeholt, nach einem letzten, langen, schweren Blick zwischen uns. Ich haste zwei Stockwerke tiefer in die gynäkologische Abteilung. Den ersten besten Arzt, der vorbei läuft, spreche ich an. Wie durch ein Wunder hält er an, nimmt mich mit in sein Zimmer und hört sich

meine Geschichte an. Während ich spreche, wird sein Blick warm und verständnisvoll, ich muss mich gewaltsam zusammenreißen, um nicht in Tränen auszubrechen. Noch ist nicht die Zeit dazu. Dann sagt er die erlösenden Worte:
Wenn Sie wollen, können wir gleich jetzt eine Biopsie machen, es geht ganz schnell.
Wir müssen nur rasch vorher eine MRT-Aufnahme machen, um den Knoten zu orten. Gesagt - getan. Je schneller es geht, desto weniger kann ich an meine Angst vor der langen Nadel denken, mit der er mir gleich ohne Narkose die Brust durchbohren wird, um eine Gewebsprobe aus dem Umfeld des Tumors zu nehmen. Nach fünfzehn Minuten ist alles vorbei und wir haben mehr oder weniger Gewissheit, dass es ein bösartiges Gewächs ist. Nun müssen die Proben ins Labor. In wenigen Tagen bekomme ich einen OP-Termin. Mir schwindelt. Wird es mir gelingen, dies alles hinter mich zu bringen, ohne dass Fima etwas merkt? Schon jetzt spüre ich eine starre Hülle von Einsamkeit um mich, die mich von den Gesunden, den Fröhlichen, den Unbekümmerten trennt. Ich brauche Zeit für mein Entsetzen, muss planen, handeln, Entschlüsse fassen, möchte in den Arm genommen werden. Aber von wem? Wie mag es Fima gehen?
Ich muss unbedingt noch einmal nach ihm schauen. Also renne ich wieder zwei Stockwerke nach oben.
Ich finde ihn vollkommen erschöpft von den vielen Tests und Anweisungen. Er liegt mit geschlossenen Augen, aber er hält meine Hand fest und will nicht, dass ich weggehe. Was mag in ihm vorgehen? Ist es in seinem Inneren einfach chaotisch, oder versucht er schon, Ordnung in seine Empfindungen zu bringen. Kann man das überhaupt so schnell realisieren, wenn man gesagt bekommt, dass man bald sterben wird? Und was ist ‚bald'? Merkwürdig, wie alles ungültig wird vor solcher Gewissheit: alle Bewertungen, alle Maßstäbe, alle Pläne

– alles, was vorher selbstverständlich war, wird nun besonders, erhält den Stempel – oder auch die Aura – der Letztmaligkeit. Alle Eitelkeiten fallen in sich selbst zusammen, alle kleinen Ängste weichen der einen großen, vor dem Nichts. Alle Liebe möchte sich zusammenballen zu einem Gehäuse, in dem der andere aufgehoben ist, geschützt vor all den Scheußlichkeiten, die nun auch noch mit den ärztlichen Maßnahmen verbunden sind. Wer findet da die innere Ruhe, wirklich Abschied zu nehmen, das heißt, etwas zu tun, was man mit allen Kräften verneint, ablehnt, fürchtet! Die Gesundheit wird plötzlich ganz banal – sie ist ja ohnehin nicht mehr zu erreichen. Etwas Größeres steht im Raum. Vor dem muss man bestehen. Jetzt. Jeder auf seine Weise und aus der eigenen Mitte. Lieber Gott – denke ich wieder und wieder – hilf mir, dass ich ihm beistehen kann, dass ich ihm seine Lebensfreude bis zum Ende erhalten kann, egal, wann es soweit ist – dass ich ihn nicht allein lassen muss wegen meiner eigenen Krankheit, dass ich stark genug bin für alles, was kommt…

Fima öffnet plötzlich die Augen. Es wäre doch schön, wenn wir noch nach Griechenland fahren könnten, das habe ich mir immer gewünscht – sagt er wie von weit her. Wie schon so oft, bin ich völlig überrascht. Wider besseres Wissen und auch wider meine sämtlichen Befürchtungen versuche ich, ihm Mut zu machen. Aber vielleicht können wir das ja wirklich noch. Wir sind doch auch in der Toskana gewesen und bei den Loire-Schlössern und bei den Calvaires ganz im wilden Westen der Bretagne. Weißt Du noch? Absichtlich zähle ich nur ein paar der wenigen Gelegenheiten auf, bei denen wir beide (fast) ohne Arbeitsvorhaben zusammen gereist sind.

Er schüttelt den Kopf: Ja, vielleicht. Aber doch eher nicht. Das müssen wir wohl auf ein anderes Leben vertagen. Er versucht zu scherzen, aber die Trauer überschwemmt ihn plötzlich genauso wie mich. In Riesen-

schritten ergreift die Endgültigkeit Besitz von uns. Alle Worte sehen anders aus, werden falsch, tun weh, sind unzureichend. Wir schauen uns schweigend an, versinken in Phantasien, gegenwärtigen und vergangenen. Dann überrascht er mich wieder:
Das habe ich nie gewollt, Elkeleinchen, dass Du mich pflegen musst. Ich hätte es Dir so gern erspart. Aber du wolltest ja diesen alten Juden…Wieder versucht er zu scherzen, aber es ist ihm ernst. Nachdem unser unterschiedliches Alter eigentlich nie eine Rolle gespielt hat, fällt es ihm plötzlich wie eine Schuld auf die Seele – als könnte nicht dasselbe mit einem gleichaltrigen Partner eintreffen. Als hätte er nicht selber seine krebskranke Frau in der Zeit vor ihrem Tod liebevoll gepflegt. Muss ich ihm versichern, dass ich das mit Hingabe tun werde? Dass es mir überhaupt nichts ausmacht? Dass ich von großer Geduld sein kann – solange er nur die Lust zu leben behält? Ich habe nichts dergleichen gesagt, aber mit seinen großen Seelenohren hat er es doch gehört.
Ich weiß ja, dass Du das kannst, dass Du alles tun wirst, was möglich ist – Du verwöhnst mich ja ohnehin
schon die ganze Zeit ... Seine Gedanken springen wieder: Vielleicht sollte ich Petersburg anrufen? Er schaut mich fragend an. Ich weiß, wen er meint: seine alte Freundin I. Zu viele der anderen alten Wegbegleiter sind ja schon gestorben: Grischa, Igor, Inna, Metter, Jelena und zahllose andere. Trotz unseres gordischen Lebensknäuels ist sie doch immer eine treue Freundin geblieben. Ich sage: Ich finde, Du sollst jede(n) anrufen, der Dir in den Sinn kommt und jeden, von dem Du glaubst, dass er oder sie sich freut.
Irgendwie ist er erleichtert. Ich verstehe, dass da immer wieder die alten Schuldgefühle sind und immer noch etwas von der alten Dankbarkeit für das, was sie um seinetwillen auf sich genommen hat: die Sorge für seine Mutter und später für deren Grab, als er nicht ins Land reisen durfte und persona non grata war; die mühsame

Aufzucht ihres Kindes, seiner Tochter, das Zurechtkommen mit seiner neuen Frau, also mit mir, die Sorge für unsere Petersburger Wohnung, die Erledigung aller damit verbundenen bürokratischen Akte usw. Ich reiche ihm mein Handy:
Willst Du allein sein? Soll ich rausgehen?
Nein, um Gottes willen, lass mich nicht allein!
Die Angst lauert im Hintergrund. Die Angst vor den Gespenstern, die ihn jede Nacht im Traum quälen, die Angst vor Versäumtem und Verschuldetem und nicht Vollendetem, die Angst, für einen letzten Dank vielleicht nicht mehr die Zeit zu haben. Er wählt ihre Nummer. Dann spricht er mit ihr, versucht ganz normal zu klingen, teilt ihr seine Krankheit mit – aber dann ist es um seine Beherrschung geschehen. Die Vorstellung, dass dies vielleicht das letzte Gespräch zwischen ihnen ist, schlägt wie eine Riesenwoge über ihm zusammen – ohne Erfolg kämpft er gegen aufsteigende Tränen, kann nicht weitersprechen, versucht es mehrere Male, dann gibt er mir resigniert das Handy zurück. Ich weiß, der Hauptsinn ihres Lebens geht mit ihm – auf andere Weise als für mich, aber doch – sie kennt ihn ja viel länger, verband Hoffnungen, Glücke und Enttäuschungen mit ihm, die ich gar nicht kenne, nur ahne – von denen ich verschont blieb. Was für ein emotionaler Irrgarten!

O glücklich, wer noch hoffen kann, aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen!

Fima hat wieder erschöpft die Augen geschlossen.
Vielleicht kannst Du sie ja morgen noch einmal anrufen – sage ich. Sie wird sicher darauf warten. Er antwortet nicht, hält die Augen geschlossen. Ganz plötzlich ist er wieder eingeschlafen. Wie zu Hause schon so oft. Wenn ich meine Hand wegziehen und gehen will, zuckt er zusammen und ich bringe es nicht übers Herz. Erst nach langer Zeit ist er so entrückt, dass ich leise raus schlei-

chen kann. Soviel zu tun, zu organisieren, zu telefonieren, abzusagen, vorzubereiten, zu überlegen… Ich möchte mich irgendwo verkriechen und einfach heulen, aber ich kann es noch gar nicht; die anerzogene Disziplin, die Notwendigkeit so vieler administrativer Dinge hält mich gnadenlos im Griff.
Von da an sitze ich jeden Tag zwölf Stunden bei ihm, nachdem ich telefonisch für mich alles Nötige geregelt habe. Meine Operation wird zwei Tage nach seiner Operation stattfinden. Die Stühle sind hart, ich bekomme immer stärkere Rückenschmerzen. Aber wenn er aus seinen zahllosen kleinen Schlafpausen aufwacht, möchte er mich sehen. Da ich meinen Kummer nicht zu zeigen suche, schöpft er daraus etwas Zuversicht. Man hat ihm etwas gegen die Schmerzen gegeben, wahrscheinlich auch ein Antidepressivum – das geschieht häufig in solchen Situationen, damit die Verzweiflung nicht den Gesamtzustand noch stärker beeinträchtigt. Das bekommen die Patienten meistens nicht mitgeteilt. Und er kämpft voller Entsetzen und Ekel gegen die berühmte Flüssigkeit, die er – vier Liter täglich – trinken soll – es ist unmöglich. Er hat es tapfer versucht, immer wieder, in kleinen Schlucken – aber das macht es noch schlimmer. Irgendwann streikt er, und ich ermutige ihn darin. Wozu all die Qual, wenn ohnehin unsere Zeit, seine Zeit nur noch gestundet ist. Lieber bringe ich von zuhause Dinge, die er gern isst, weil die Krankenhauskost völlig geschmacklos ist. Ich glaube, es gelingt ihm auch jetzt noch, am Tod vorbei zu denken, ihn auszuklammern, aufzuschieben, solange die Operation noch vor ihm liegt. Für die gibt es jetzt ein Datum: sechs Tage später. (Mein eigener OP-Termin, so weiß ich inzwischen – wird zwei Tage danach sein).
Während dieser Zeit versucht man, medikamentös seine Tumore zu verkleinern. Aber ich merke, dass seine Gesichtsfarbe allmählich einen Gelbton annimmt, der nicht mehr weicht. Die Leber arbeitet immer schlechter. Aber

er hat keine Schmerzen und sein Geist ist klar. Manchmal schaut er mich voller Mitgefühl an und sagt:
Armes Elkeleinchen, nun wirst Du bald sehr allein sein. So hattest Du Dir das nicht vorgestellt. Natürlich weiß ich, Du hast viele Freundinnen und Freunde, aber es ist doch etwas anderes. Wie gut haben wir es immer gehabt! War es nicht herrlich – unser Leben? Sind es wirklich schon fast 10 Jahre? Wie oft hat ein halber Satz genügt und wir wussten, was der andere sagen sollte. Wie wunderbar sind wir zusammen gereist. Weißt Du noch, was Lessing nach dem Tod seiner Frau im Kindbett an einen Freund schrieb? Ich sage spontan – aus dem Gedächtnis, weil auch ich diesen Satz immer sehr anrührend fand: *Sie war der einzige Mensch, mit dem ich verreisen konnte.* Genau! So war es doch auch mit uns, nicht wahr? Wir hatten dieselbe Neugier, dieselbe Abenteuerlust, denselben Hunger nach Kunst und Architektur, dieselbe Intensität der Auseinandersetzung mit dem Fremden, dasselbe Glück in der Natur … nur Autofahren wolltest du mich nicht mehr lassen, weil du zu viel Angst hattest, weiß du noch? ... Es klingt, als wäre dies alles schon 10 Jahre her.
Die Weißt-du-noch-Geschichten sind endlos. Tatsächlich bin ich seit zwei oder drei Jahren immer selber gefahren. Es fing damit an, dass ich, wenn ich die Sirene eines Krankenwagens auf der Straße hörte, unwillkürlich überlegte, wo Fima gerade fahren könnte – besonders wenn er von Potsdam aus auf dem Weg ins Wissenschaftskolleg in Berlin war. Mir fiel auf, dass er zwar immer noch intuitiv gut und kontrolliert fuhr, aber zunehmend manche Verkehrszeichen ignorierte. Wenn man z.B. auf zwei Spuren in Paris oder Berlin nach links abbiegen durfte und er sich auf der linken befand, wechselte er ganz selbstverständlich mitten in der Kurve auf die rechte Seite, ohne sich auch nur nach anderen Fahrzeugen umzuschauen. Ein reines Wunder, dass noch nie etwas passiert war, aber er wusste in diesem

Moment auch nicht, dass er einen gefährlichen Fehler machte. Wenn ich die Sirene hörte, fing ich automatisch an nachzurechnen: Kann er einen Unfall gemacht haben – muss er nicht längst angekommen sein… ist er in diese Richtung gefahren usw.. Es tat mir unendlich leid, ihm die ungebrochene Freude am Fahren nehmen zu müssen. Aber ich sah auch nicht ein, warum ich immer diese Ängste aushalten sollte. Schließlich hatte ich schon als Kind in einem sich überschlagenden Wagen gesessen und dies wie durch ein Wunder unverletzt überlebt.
Aber die Angst fuhr immer ein bisschen mit seitdem – bis ich ganz sicher sein konnte, dass ich mich in guten Händen befand. Manchmal bremste er auch mitten auf einer sehr befahrenen Straße, um ein Straßenschild in Ruhe besser lesen zu können. Ich starb tausend Tode – wie damals, als er in Prag viel zu schnell durch den Schnee fuhr. Jetzt häuften sich solche Situationen. Ich erinnere besonders eine unserer vielen Reisen nach Spanien. Wenn das Wetter es erlaubte, hatten wir beide immer ein riesiges Vergnügen, die schönsten Picknickplätze auszusuchen und dort Siesta zu machen. Dazu gehörte natürlich immer auch neben Brot, Käse, Oliven, Schinken, Obst usw. ein landesüblicher Rotwein. Es waren oft spektakuläre Plätze, auf denen wir – auf dem Weg nach Barcelona – unwillkürlich den Wagen und damit die Zeit anhielten, uns ein schönes Leben machten, still hielten, damit der Rausch nicht so schnell verfliegt. Dazu das Gefühl, jetzt gerade noch frei und ohne Verpflichtung zu sein, der Blick aufs Meer oder auf eine der uralten, oft halb zerfallenen romanischen Kapellen, die sich im Landesinnern überall finden und an denen die meisten Touristen auf dem Weg nach Süden vorbei fahren, immer auf der Jagd nach der mörderischen Sonne. Efim pflegte auch im Freien wunderbar zu schlafen danach. Auch im Auto gelang ihm das mit großer Selbstverständlichkeit, während ich fuhr. Er war dann

so entspannt und glücklich, dass er es einfach genießen konnte, chauffiert zu werden. Aber einmal konnte ich meine Furcht – als er noch am Steuer saß - nicht zurückhalten, nachdem er eine ganze Reihe von Vorschriften ignoriert hatte – ich musste es ihm mit allem Nachdruck sagen, mehrmals. Dann bat ich ihn, in Zukunft mich fahren zu lassen. Er war verstimmt, unglücklich, wütend. Es war mit seiner Würde, seinem Selbstbild nicht vereinbar, dass er dies Vergnügen aufgeben sollte. Ein absurder Streit entspann sich, wurde heftiger, verzweifelter und gipfelte schließlich in seinem pompösen Ausruf:

Dann müssen wir uns vielleicht trennen.

Damals habe ich noch nicht begriffen, dass es symbolisch für ihn der Anfang vom Sterben war, da in meinen eigenen Ängsten bei jedem Vorfall das eigene Sterben mir vor Augen stand – wie damals, als ich aus dem kopfüber auf dem Acker liegenden Auto kroch und nicht wusste, ob meine Mutter noch lebte. Wochen und Monate versuchten wir immer wieder darüber zu sprechen.

Schließlich, nach einem gewaltsamen Entschluss seinerseits, haben wir es geschafft, uns zu einigen. Auf Reisen und in den großen Städten (Paris, Berlin, Barcelona, Köln, Hamburg, Petersburg, Helsinki, usw. saß ich am Steuer. In der Bretagne, wenn wir auf kleinen Sträßchen über Land fuhren, fuhr er noch einige Zeit selber. Allmählich genoss er es dann immer mehr, sich um nichts kümmern zu müssen, und schließlich erzählte er stolz allen Leuten, wie sehr er verwöhnt würde, da er immer chauffiert werde. Wieder siegte seine erstaunliche Fähigkeit, das Gute im Schlechten zu erkennen und aus der Not eine Tugend zu machen.

Nun steht das nächste Problem vor mir: soll bzw. muss ich seine Töchter benachrichtigen, oder kann ich damit noch etwas warten? Das Pflichtgefühl sagt: anrufen; das Herz sagt: warten. Ich weiß, was geschehen wird. Zu

viele Menschen werden plötzlich um Fima herumschwirren; er wird sofort verstehen, dass dies sozusagen das letzte Aufgebot vor dem Ende ist; er wird ständig versuchen, tapfer und vergnügt auszusehen, auch wenn es ihm miserabel geht – um die anderen zu beruhigen; er wird Konversation machen müssen, was er hasst; aber wie kann man mit mehreren Menschen zugleich ernsthafte Gespräche führen? Dazu in dieser tödlich-sterilen Krankenhausatmosphäre? Es wird laut und geschäftig um ihn sein und er braucht jetzt nichts so sehr wie Ruhe, Intimität, wortloses Verstehen, kurz: ganz bei sich zu sein. Ich bin innerlich zerrissen, möchte für ihn alles richtig machen, aber auch nicht ungerecht sein. Seine Töchter haben schließlich ein Recht, von ihm Abschied zu nehmen. Welche Galgenfrist ist uns gegeben? Und wer weiß denn, was die Ärzte bei meiner Operation vorfinden? Falls ich längere Zeit ausfalle oder gar das Schlimmste eintritt, muss unbedingt jemand da sein…

Ich nehme mir endlich ein Herz und frage ihn selber – immer unter der Voraussetzung, dass er nichts weiß von meinem Krebs. Er fragt:

Muss das sein? Ist das wirklich nötig? Hat das nicht Zeit?

Ach, diese zwanghafte Anständigkeit, die ich bald so bitterlich bereut habe! Hätte ich doch einfach geschwiegen! Er hat ja nach niemand gefragt, war genügend mit sich und seiner Krankheit beschäftigt, dachte auch, es gäbe genügend Zeit, war zufrieden, wenn ich zwölf Stunden bei ihm saß. Längst wissen meine drei Brüder, meine Kinder und die engsten Freunde Bescheid, dass auch ich krank bin. Auf sie alle kann ich blind zählen, aber sie halten sich noch diskret zurück mit Hilfsangeboten, wollen sich nicht aufdrängen. Ich bin ihnen dankbar dafür. Nach zwei Tagen rufe ich schweren Herzens in Paris und Toronto an, berichte die Fakten (ohne von mir zu sprechen) und stelle den Töchtern anheim, zu kommen und bei uns zu wohnen. Was ich mir im

Traum nicht vorstellen kann: es sind am Ende sechs Menschen, die aus den unterschiedlichsten Teilen der Welt anreisen (Frankreich, Kanada, Israel) abgeholt werden müssen, die ständig durcheinander laufen, Fragen stellen, sich nach Wegen erkundigen, ernährt werden wollen, Fima besuchen wollen, wahrgenommen werden wollen und auch beschäftigt bzw. getröstet werden wollen, wenn sie aus dem Krankenhaus zurück sind. Zuerst erscheint Katja aus Paris – gottlob ohne ihren Mann, das wäre zu viel gewesen! Sie ist bemüht, keine Umstände zu machen und versucht alles, Fima ihre Trauer nicht zu zeigen. Sie braucht kein Pathos, kein Publikum, keine Selbstdarstellung. Ich bin überrascht, wie gefasst sie ist, wie realistisch sie die Situation einschätzt. Sie braucht nicht viele Worte, ihre Anhänglichkeit und Liebe auszudrücken und – ungleich wichtiger: sie spürt, dass Besuche Fima ungemein anstrengen. Sie hat diese Reise in aller Bescheidenheit für sich selber angetreten, weniger für ihn. Und nun, da sie ihn gesehen hat und verstanden hat, dass er nicht mehr lange am Leben sein wird, vertraut sie ganz den Ärzten und mir und kann ihn loslassen. Nach zwei Tagen teilt sie mir unter Tränen mit, dass sie nun zurück fahren wird, da sie ohnehin nichts für ihn tun könne. Ihre Selbstlosigkeit rührt mich, vor ihrer Ehrlichkeit habe ich großen Respekt.

Inzwischen ist auch Masha aus Toronto eingetroffen – die Schwestern sehen sich noch. Mit M. kommen ihr Mann Uri und David, ihr gemeinsamer Sohn, genannt Poozy. Er ist ein reizender Junge von ca. fünfzehn Jahren, der seinen Großvater zärtlich liebt, obwohl er ihn nicht allzu oft gesehen hat und kein Wort Russisch versteht, während Fima große Schwierigkeiten mit seinem amerikanischen Akzent hat. Aber vielleicht ist es gerade darum, dass die beiden etwas verbindet, was sich rational nicht beschreiben lässt. Es ist so etwas wie gegenseitige – beinahe wortlose – Hochachtung voreinander,

eine fast Hemmingway'sche stumme ‚Männerfreundschaft', die mit Blicken, Berührungen und Intuition auskommt. Es ist bewegend zu sehen, wie die beiden einander zugetan sind. Efim scheint es häufiger gelungen zu sein, die Wogen elterlicher Unwirschheit über die schulischen Zickzackwege des Jungen zu glätten, so wie er eigentlich immer die Partei der Kinder ergriffen hat, wenn es Konflikte gab und sie keinen Anwalt hatten. Niemand in dieser Familie hat Fima so zärtlich in sein Herz geschlossen wie Poozy. Genau dieser Umstand verband auch mich mit dem Jungen. Ich hatte ihn schon in Toronto kennen gelernt, bei ein oder zwei Besuchen dort zusammen mit Efim, und mochte ihn sofort. Was ich nicht begriff: man hatte ihm in der elterlichen Wohnung ein Zimmerchen zugewiesen, in dem es kein Fenster gab – es war wie eine Höhle. Fima wagte nicht, seine Tochter darüber zu befragen – statt seine liebevolle Sorge zu hören, hätte sie es nur als Kritik registriert – aber zu mir äußerte er sich darüber sehr betroffen, ja traurig.

Nun ist er also hier, mit seinem hübschen offenen Gesicht und seinem geraden Blick, seinem herzlichen und zugleich traurigen Lächeln - irgendwie tröstet mich sein Wesen, in dem kein Falsch ist und keine Prätention. Masha ergreift wie üblich Besitz von der gesamten Situation. Sie besteht darauf, für Efim zu kochen (was ich ja längst getan habe), weil nur sie wisse, was er mag. Sie nötigt mich zu Gesprächen mit den Ärzten, die ich längst geführt habe (ich muss dolmetschen, wenn sie zu wenig Englisch können); sie macht viele persönliche Bemerkungen über ihn, die mich peinigen, weil ich weiß, wie er das hassen würde. Aber sie ist da, wenn ich nicht da sein kann, und dafür bin ich zunächst dankbar.

Inzwischen ist auch Asja, Efims Enkelin, aus Israel, eingetroffen und hat ihren kleinen Sohn, Efims Urenkel, mitgebracht. Es kommt, wie es kommen muss: Masha., die genau weiß, dass er – gerade in dieser Situation –

das Fotografiertwerden doppelt hassen muss – er ist ja im Pyjama oder Morgenrock und sieht ganz krank aus - tanzt mit gezückter Kamera tagelang um ihn herum, ruft: Fima, mach mal das und Fima, dreh dich mal und Fima, lächle mal und Fima, nimm mal das Kind auf den Arm usw., bis ich so energisch Einhalt gebiete, dass es Erfolg hat. Die Bilder, die damals entstanden sind, sind herzzerreißend und kaum erträglich: Efim und ich, beide schwer krank, beide todunglücklich, beide bemüht, gute Miene zu bösem Spiel zu machen, beide todernst oder gequält lächelnd und beide voll Sehnsucht, allein zu sein miteinander – eine Stunde Besuch von allen hätte ihm vollkommen genügt. Stattdessen muss er Konversation machen, mit seinem Schwiegersohn, mit der jungen Mutter, die ihr Kind bewundert haben will, mit dem traurigen Jungen, den er so gern hat und der ganz still ist. Aber alle auf einmal – das ist zu viel.
Zuhause das andere Chaos. Irgendwann sehe ich mich genötigt, Masha über meine eigene Situation aufzuklären. Sie ist – aus welchen Gründen immer – sehr einverstanden, Fima nichts über meinen Krebs zu sagen. Ein paar Tage hält sie die ganze Station in Atem mit ihrem Wirbel um den Vater, um den man sich ja bereits vorbildlich gekümmert hat. Dann wird Efim operiert. Ich bestehe darauf, vorher mit ihm allein zu sein. Stumm begleite ich ihn bis zum Operationssaal, halte seine Hand ganz fest. Es sind die einzigen Minuten, die wir für uns haben, seit die Familie da ist:

Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.
Lasst alle Hoffnung fahren, ihr, die ihr eintretet.

Ich weiß, das Efim fest glaubt, dass er nicht lebend hier wieder herauskommt – wie damals, als wir bei Nacht und Nebel wie gejagt von Italien nach Österreich rasten und er mit Herzschmerzen und Todesängsten kämpfte.

Aber die Operation gelingt. Eine letzte Gnadenfrist ist ihm – ist uns gegeben. Nach fünf Stunden liegt er auf der Intensivstation, ist noch nicht ansprechbar, aber in keiner unmittelbar bedrohlichen Verfassung. Erst die nächsten Tage werden erweisen, ob die Leber ihre Arbeit wieder aufnimmt, ob es – durch die Entfernung der Tumore im Darm – eine Entlastung für sie gibt – trotz der vielen Metastasen.

Ich treffe die letzten Vorbereitungen für meine eigene Operation, versorge meine Gäste zuhause mit allen nötigen Lebensmitteln, notiere alle Informationen, die sie brauchen, verteile Hausschlüssel. Katja fährt nach Hause, nachdem sie gesehen hat, dass ihr Vater die Operation überstanden hat, und verspricht, telefonisch in Kontakt zu bleiben. Das ist leichter gesagt, als getan: ihre Schwester kommuniziert ununterbrochen, wenn sie nicht im Krankenhaus ist, über das Telefon mit Gott und der Welt, alarmiert sämtliche Freunde in Russland, Frankreich und Kanada und hält alle auf dem Laufenden. Ein Glück, dass wir in dieser Wohnung zwei Telefone haben, die man getrennt benutzen kann, so dass auch ich meine Angelegenheiten ordnen kann, bevor ich unters Messer komme. Inzwischen versuche ich, jede Minute mit Fima zu verbringen, der jetzt wach geworden ist und keine Schmerzen hat. Aber seine Schwäche ist groß, am liebsten liegt er mit geschlossenen Augen und hält mich fest. Das Sprechen strengt ihn ungeheuer an. Hinter seiner Stirn sehe ich die Gedanken durcheinander stürmen.

Zu meiner eigenen Operation fahre ich allein. Ich habe Masha gebeten, ihren Vater nicht mit zu vielen Gesprächen zu überanstrengen. Sie verspricht alles. Es ist mit den Ärzten verabredet, dass sie ihm sagen, ich hätte eine Erkältung und könne ein bis zwei Tage nicht kommen, um ihn nicht anzustecken. Masha erscheint abends vor meiner Operation noch in meinem Krankenzimmer, um mir zu erzählen, wie er meine unerwartete Abwesenheit

aufgenommen hat. He doesn't pay any attention about me being here – he's always asking about y o u, stößt sie frustriert hervor. (Es ist ihm völlig egal, dass ich hier bin – er fragt dauernd nach dir). Einen Augenblick tut sie mir leid. Ich sage: Aber versteh doch, es ist eine ganz andere Beziehung zwischen euch und zwischen uns. Eine Tochter ist etwas anderes als die Frau, eine andere Sorte von Nähe, von Intimität. Du kannst doch wirklich nicht klagen, dass er dich zu wenig geliebt hätte. Er braucht einfach Ruhe, nichts als Ruhe. Aber sie bleibt übellaunig und gekränkt. Ausgerechnet in diesem Zustand muss ich ihr – da ich selbst schon im Krankenbett liege und dort bleiben muss – mein Heiligstes anvertrauen: einen Brief, den ich – schon im Krankenhaus - auf Russisch an Fima geschrieben habe, für alle Fälle (wer weiß, was meine OP morgen bringt?), aber doch so, dass er denken muss, ich hätte ihn zuhause geschrieben. Den letzten Winkel meines Gedächtnisses habe ich erforscht, und vor Verzweiflung und Liebe sind mir all die vergessenen geglaubten russischen Worte wieder eingefallen und es ist wohl der schönste, der zarteste Liebesbrief geworden, den ich je an ihn geschrieben habe.

Auf RUSSISCH – was ihn immer so besonders gefreut hat. Aber ich habe kein Couvert, bin auf Mashas Hilfe angewiesen. Einen Augenblick zögere ich. Es tut mir weh, irgendwelche lauten Blicke meine leisen Worte berühren zu lassen, unsere lautlose Zwiesprache belauschen. Warum, warum nur habe ich den Brief nicht einer Krankenschwester gegeben – jede einzelne war ja informiert über unseren Fall und hätte ihn mit Freuden überbracht. So denke ich jetzt und dachte ich schon am nächsten Tag. Aber jetzt?

Ich zwinge mich, in dieser verzweifelten Situation an ihre Loyalität zu glauben. Sie nimmt meinen Brief, mein Herzblut, in ihre nackte Hand, faltet ihn scharf und steckt ihn weg, als hätte man ihr ein Flugblatt zuge-

steckt. Am nächsten Tag kehrt sie wieder – meine Operation ist vorüber und ich bin gerade zurück in meinem Zimmer, noch etwas betäubt. Aber ich habe (noch) keine Schmerzen und bin hell wach.
Hast Du ihm meinen Brief gegeben? frage ich gierig. Sie reagiert, als wüsste sie nicht, wovon ich spreche. Dann scheint es ihr einzufallen: Oh – you mean this letter? I can tell you, he was not interested at all. We had to talk about real important things….I have put it into the drawer at his bedside…. (Ach – du meinst diesen Brief? Ich muss dir sagen, es hat ihn überhaupt nicht interessiert. Wir hatten über Wichtigeres zu sprechen … Ich habe ihn in die Schublade seines Nachttischs gelegt).
Sie geht rasch wieder. In mir gibt es so etwas wie ein Erdbeben. Es dauert lang, bis ich mich fasse. Dann ist mein Entschluss gefasst: Noch am selben Tag ignoriere ich das Verbot meiner Ärzte, binde die Drainageflaschen, die an Schläuchen aus meiner frischen Operationswunde hängen, mit meiner Bademantelschnur über dem Nachthemd so fest, dass sie nicht klappern können, ziehe meinen Straßenmantel über und die normalen Schuhe und wandere – noch taumelnd und möglichst an der Wand entlang – in sein Zimmer. Efim schläft. Wegen seiner Schmerzen hat er um Tabletten gebeten, teilt mir die Schwester mit. Nur ganz kurz öffnet er die Augen, als ich ihn sacht berühre, erkennt er mich, nimmt meine Hand und hält sie ganz fest. Im nächsten Moment ist er wieder weg gedämmert. Als er wieder fest schläft, benutze ich die Zeit, nach meinem Brief zu suchen. Ich finde ihn lange nicht - dann endlich an der vom Bett entferntesten Stelle im Zimmer, zu der er bis zu seinem Tod überhaupt nicht mehr gehen kann: im Schrank mit seinen Kleidern, die er nie mehr benutzen wird. Nach ihren Worten kann mich das kaum noch überraschen.
An den Weg zurück in mein Zimmer kann ich mich nicht erinnern.

Von da an überschlagen sich die Ereignisse. Jeden Tag verbringe ich lange Stunden an seinem Bett, aber es sind nur wenige Minuten, in denen er bei klarem Bewusstsein ist. Die Schmerzen werden stärker, die Morphium-Dosis ebenso, jedes Wort erfordert letzte Reserven von Kraft. Einmal gibt er mir stumm ein zerknittertes Papier, das ich gar nicht gleich lesen will, um nur jeden Augenblick des Wachseins mit ihm zu teilen. Ich weiß, von einer Sekunde zur nächsten ist es wieder vorbei mit der Kommunikation. Aber er ist ganz zornig, dass ich das Lesen aufschieben will. Die Lektüre macht mich sprachlos:

An irgendeinem späten Abend – nach meinem Weggehen - noch vor seiner Operation muss er es heimlich geschrieben haben. Es beinhaltet zweierlei: Erstens eine mit zitternder Hand gekritzelte Verfügung, dass das Ferienhaus in der Bretagne, *Bellevue*, uns allen dreien, den Töchtern und mir, gemeinsam gehören und möglichst nicht geteilt werden soll.

Zweitens die Mitteilung, dass er bei seinem einzigen Besuch in Petersburg, bei dem ich ihn nicht begleiten konnte, heimlich und ohne mir davon zu erzählen, beim Notar die dortige Wohnung auf meinen Namen übertragen hat. Nichts habe ich davon geahnt, nie darüber gefragt. Wir hofften ja, noch so viele Male dort gemeinsam zu sein. Und nie gelang es ja, mit ihm über seinen Tod zu sprechen. Aber daran gedacht muss er doch haben – oder haben ihm gute Freunde diesen Rat gegeben? Es waren ja nur ganz wenige, vielleicht nur einer, mit dem er genügend vertraut war, um ihm zu sagen, dass letzten Endes ich es war, die diese Wohnung bezahlt hat. Hat er in seinen einsamen nächtlichen Stunden verstanden, wie schwierig es zwischen Masha und mir werden könnte, wenn er einmal nicht mehr da ist? Fragen über Fragen, die ich ihm nie mehr stellen kann, aber sein stillschweigendes Handeln spricht für sich. Sein zerknitterter Zettel mit wackeligen Buchstaben bezeich-

net den Ort, an dem ich das offizielle Dokument in seinem Schreibtisch finde. Als ich wieder aufblicke, ist er schon wieder wie bewusstlos. Wie kann ich ihm danken? Mein Brief, ja, mein Brief hätte ihm gezeigt, was ich kaum ausdrücken kann, er hätte ihn ins Morphium-Nirwana begleitet und seine Träume bebildert. Ist es schon ein gnädiges Koma, das ihn jetzt umfängt, oder noch nicht ganz? Er fängt an, im Schlaf manchmal zu sprechen. Man kann die einzelnen Worte nicht verstehen, aber ich höre doch ganz verwundert, dass es nur selten Russisch ist – meistens Deutsch.
Vielleicht spricht er mit mir – zu mir?
In diesen bedrückenden, hoffnungslosen letzten Tagen – längst haben die Ärzte begriffen, dass sie mich nicht von meinen Besuchen bei ihm abhalten können - teilt mir Masha, der ich nichts vom Fund meines Briefes gesagt habe, mit, dass sie glaubt, Fima sei in so gutem Zustand – sie müsse jetzt unbedingt mit ihrem Mann zu einer Tagung und dort bei der Präsentation seines Vortrags helfen - sie komme in drei Tagen wieder … Ich höre in meiner totalen Übermüdung und Hoffnungslosigkeit kaum mehr zu, verstehe nur, dass sie wegfahren will und halte sie nicht zurück. Ja, tu das nur, ich bin ja da. Und ich denke: Alles kann sich jeden Augenblick ändern. Wenigstens werden wir allein sein. Jede Sekunde ist kostbar.
Auch der Arzt, der Efim operiert hat, rät ihr mit keinem Wort ab. Längst hat er ohne weitere Worte das Drama begriffen, das sich hier unter seinen Augen abspielt, das alte Ödipus-Drama. Was mag er alles gesehen haben in den letzten zwanzig Jahren seiner Tätigkeit als Chefarzt! Wie viele Menschen hat er sterben sehen! Wenn irgendjemand, dann kann er unterscheiden zwischen dem einen und dem anderen Schmerz, zwischen dem Tod der Liebe und dem Liebestod. Er hat in die Herzen der Menschen geschaut. Als er Masha ermuntert wegzufahren, treffen sich seine und meine Blicke für eine

Sekunde. Er versteht alles, denke ich…. Bis dahin wusste ich noch nicht wirklich, wie klug er ist. Aber ich erinnere seinen Augenausdruck, als Masha in charmantem Plauderton mit Blick auf unsere doppelte Krankheitssituation zu ihm sagte: Isn't it a real soap opera? (Ist das nicht alles eine richtige Seifen-Oper?). Habe ich richtig gehört? Eine ‚Seifenoper'….?

*

Jetzt ist nur noch meine Tochter Saskia bei mir. Sie lässt uns allein, aber ist immer da, wenn sie gebraucht wird. Sie kann schweigen, ohne abwesend zu sein und ihre Blicke sprechen, ohne zu reden. Als erfahrene Krankenschwester sieht sie viel mehr als ich, kann Dinge anders einschätzen, beobachtet mir unerklärliche Details. Fima scheint aus seinem Koma jetzt nicht mehr aufzuwachen. Er liegt wieder in der Intensivstation und ist an mehrere Apparate angeschlossen. Jedes Mal, wenn ich aus meinem eigenen Krankenzimmer, in dem ich immer noch bleiben muss und täglich untersucht werde, in die Intensivstation wandere, kämpfe ich den selben Kampf gegen meine körperliche Schwäche, gegen den verzweifelten Wunsch, in sein Dunkel einzudringen, es mit ihm zu teilen, mit ihm zu gehen. Ich kämpfe gegen die dummen kleinen Gänse von Pflegerinnen, die dort ihren Dienst tun und ungeachtet dessen, dass der Tod durch alle Räume schleicht, laut lachen und schwätzen und sich die Langeweile vertreiben; die hochnäsig und wichtigtuerisch mit mir schimpfen, wenn ich vergesse, die grüne Plastikhaube über meine Haare zu ziehen. Hier haben sie Macht, eine kleine dumme Macht, nicht größer als ihr Spatzenhirn, und sie lassen es mich spüren, weil sonst gerade niemand da ist, dem sie imponieren könnten. Sie kennen nicht einmal die Krankengeschichten derer, die ihnen da unten anvertraut sind, dieser fünf bis sechs Menschen, deren Zustand sie eigentlich überwa-

chen sollen und die sie nur als Last empfinden. Einmal rufe ich den Chef-Arzt und beklage mich über den Lärm, den sie machen. Er weist sie scharf zurecht und entschuldigt sich bei mir. Von da an hassen mich diese Mädchen, aber es kümmert mich wenig. Ich habe nie begriffen, warum man gleich beleidigt sein muss, wenn man auf Fehler aufmerksam gemacht wird. Meine eigenen Bitten an sie, leiser zu sein, haben sie zuvor kichernd ignoriert. Nun kriegen sie das, was sie gerufen haben.

Der allabendliche Gang zurück in mein Krankenbett wird mir zur Allegorie.

Komm, süßer Tod, oh Nachtigall… – ich befinde mich in einem Zwischenreich. In meinem Krankenzimmer das beschädigte Leben – in der Intensivstation der vorweggenommene Tod. Dazwischen endlose weiße Gänge. Hinter jeder Tür türmen sich Schicksale, sucht sich die Hoffnung eine Nische, lärmt geliehenes Leben. Orpheus im Krankenhaus, Orpheus in der Unterwelt. Wo hört das Leben auf, wo fängt der Tod an? Meine Zimmergefährtin, eine Richterin aus der DDR, wird in eineinhalb Jahren gestorben sein – wir wissen es noch nicht. Sie wird alle ärztlichen Empfehlungen brav befolgt haben, anders als ich, wird neue Operationen, neue Chemotherapie, neue radiologische Behandlungen über sich ergehen lassen haben, wird immer schwächer, kränker, lebens-amputierter werden, bis sie endlich sterben darf. Ich trauere um sie. Wir hatten denselben ärztlichen Befund, werden uns auch privat bis dahin öfter gesehen haben. Dann bin ich für sechs Monate in Chicago an der Universität. Ein letztes Telefonat mit ihr - ihre Stimme klingt geborsten, bevor ich nach Deutschland zurückkomme. Schließlich kann ich nur noch mit ihrem Mann auf den Friedhof gehen, um sie zu besuchen.

Manchmal stehen die Türen zu den Krankenzimmern offen, als wollte man das Unerwartete einladen, als

wollte man sich der eigenen Lebendigkeit versichern und durch die Zahl der Besucher beweisen, dass man noch wahrgenommen wird, noch zählt; dass man noch etwas zu sagen hat, noch Entscheidungen treffen kann; dass man das Lachen noch vom Weinen unterscheidet, dass man geliebt wird und noch liebt. Wie viele sind es, die sich erst auf Messers Schneide ihrer Lebendigkeit bewusst werden?
Kinderlachen wird kostbar, das Schweigen und Reden neu erlernt, ein Blick gewinnt Unsterblichkeit – oh ja, die Lebenden haben noch viele Sprachen und alles Versäumte scheint nachholbar, alle Irrtümer heilbar und der gute Wille wird mit einem strahlenden Lächeln belohnt.

‚D*ort drunten aber ist's fürchterlich…'*

Es ist, als steige man in den Tartarus, den Hades, die Unterwelt – eine Gruft. Die Intensivstation - bläuliches fahles Licht, Strahlenschwellen, durch die man waten muss, Desinfektionsritual, Verkleidungs-Fetischismus. *Alles Erworbene bedroht die Maschine…* In jeder Zelle ein Mensch, verschwindend klein im Herrschaftsbereich der Technik, die ihn nur braucht, um zu zeigen, was sie vermag. Diese Maschinen sprechen alle miteinander in einem geheimnisvollen Code, der Wände und Türen, ja sogar Körper durchdringt. Es ist ein Sprechkonzert, das in das Ohr der Eintretenden dringt. Will ich es überhaupt verstehen? Meine Blicke irren über die vielen verschiedenen Displays, über zuckende Screens, über Schläuche, elektronische Kabel – nein, ich will nicht. Aber meine Tochter weiß, dass man Efim regelmäßig Morphium verabreicht. Irgendwann fällt mir auf, dass der Chefarzt in gewissen Abständen auftaucht, die Messungen der Maschinen prüft, an irgendeinem Schalter dreht, uns einen mitfühlenden Blick zuwirft und wortlos wieder verschwindet. Meine Tochter erläutert leise: Er

stellt die Morphium-Dosis immer etwas höher – offenbar um Fimas Schmerzen im Griff zu behalten.
Ich frage Saskia ganz naiv:
Kann man das unbegrenzt?
Nein.

Meine Gedanken verlieren sich immer wieder, während ich mit meinen Blicken und stummen Beschwörungen Fima am Leben zu halten versuche. Glaubst du, dass wir uns vollkommen in Nichts auflösen? – hat er vor Jahren einmal unvermittelt gefragt. Ich weiß nicht – habe ich geantwortet. Physikalisch natürlich nicht, keinerlei Materie kann völlig verloren gehen. Aber vielleicht ist es doch die gnädigste Vorstellung. Er denkt lange nach. Dann sagt er:
Nun, ich will doch daran glauben, dass etwas erhalten bleibt, eine Energie, eine Kraft, sozusagen das spezifische Gewicht eines Lebens – natürlich nicht individuell – aber dass doch nicht alles einfach verschwindet.
Und würdest du das tatsächlich tröstlich finden? In meiner Frage steckt mein Zweifel. Ich weiß nicht – sagt er. Vielleicht… Ich muss wieder an Kostja denken – den alten Maler, der mir zu bedenken gab: Vielleicht ist ja die Seele deiner Mutter in Fima eingegangen.
In wen wird Fimas Seele eingehen?
Kostja glaubte an diese Dinge, an Seelenwanderung, an Wiedergeburt, an ein ewiges Leben ... wenn auch nicht im christlichen Sinne. Was ist Unsterblichkeit? Efim hat nie darüber nachgedacht, jedenfalls nicht mit Blick auf sich selber. Seine Genügsamkeit war unüberwindbar. Lieber arbeitete er an der Unsterblichkeit anderer, all der Autoren, über die er mit so verantwortungsvoller und zärtlicher Gewissenhaftigkeit und Einfühlung geschrieben hat. Er verstand sich als erster Diener der Sprache und Literatur, vornehmlich seines eigenen Landes, aber auch Frankreichs, Deutschlands – ungeachtet

der hohen Anerkennung, die man ihm entgegenbrachte, als Interpret, Übersetzer, Förderer, Kritiker, Juror oder professioneller Leser. Seine Selbstironie und Relativierung von ‚Bedeutung' unter den Menschen lag – wenn *es* ihn betraf – immer auf der Lauer. Nichts war ihm fremder, als an seinem Selbstbild zu polieren, seine Biographie zu manipulieren, wie er es bei so vielen Weggefährten kopfschüttelnd bemerkte. Die wahre Geschichte seines Lebens war abenteuerlich genug. Darum die Wahl der Erzählung für die gleichwohl oft prototypischen Situationen und Verhaltensweisen der Mitmenschen, der Kollegen, der Freunde, der Sowjetmenschen usw. in seinen autobiographischen Geschichten. Nirgendwo wird unnötiger Einblick in sein wirklich privates Leben gewährt. Kein Futter für Voyeure. Von seiner ersten Frau Katja, mit der er doch über vierzig Jahre verheiratet war und die ihm all die Jahre ein wunderbare Weggefährtin war (wie gern hätte ich sie kennen gelernt) spricht er dort ebenso sparsam wie von seiner zweiten Frau Elke, also von mir, mit der er andere, jüngere und ältere Geheimnisse teilen konnte, ohne die eine an die andere zu verraten. Nur mir hat er von seinem Sohn erzählt, den ihm eine zeitweilige Gefährtin gebar, als er zwei Jahre lang weit weg von Leningrad in Tula leben und arbeiten musste, kurz vor dem endgültigen Rauswurf aus der UDSSR. Er hat Mutter und Sohn auf ihren Wunsch später nie wieder gesehen und nie von ihnen gehört.

Dann haben sich im Exil die Zeiten geändert und er sich mit ihnen. Das ließ die kulturelle Fremdheit zwischen uns rasch zerrinnen – wir fanden für fast alles eine gemeinsame Sprache, manchmal auf Umwegen, manchmal über Missverständnisse und Streit, manchmal über ungewollte Kränkungen, manchmal, indem wir über uns selber lachten und manchmal, indem wir unsere Positionen nebeneinander stehen ließen, ohne Einigung zu erzwingen. Was für ein Geschenk, wenn beide stark

genug dazu sind, den Schmerz zu ertragen und das Glück immer wieder einzuholen.

Helles Schlafen – dunkles Wachen. Tag und Nacht schwimmen kaum unterscheidbar heran. Efim redet immer wieder im Koma, redet ungeheuer schnell, so dass man kein Wort verstehen kann – aber es ist nun gar kein Russisch mehr – nur Deutsch. Auf irrationale Weise tröstet mich das. Wäre er abgedriftet ins Russische, ich würde mich doppelt verlassen fühlen. Wenn ich seine Hand fest drücke, ihn streichle, wird er ruhiger, wirft sich nicht mehr herum. Ich kann geradezu sehen, wie die Bilder über ihn hereinstürzen, wie ihm keine Zeit zum Sortieren bleibt, wie er ihnen atemlos hinterher hastet. Geht es mir denn anders? Immer wieder diese schlimmste aller Szenen vor meinem inneren Auge: Ich habe Efim nach seiner Operation zu einer Untersuchung in eine andere Abteilung begleitet, habe ihn gestützt und den Infusionsapparat für ihn mitgeführt. Aber dann – er hat schon gesessen und auf den Arzt gewartet – reißt er sich plötzlich von allen Apparaten und Schläuchen los und rennt in den Flur. Ich haste ihm hinterher. Nimm mich nach Hause, Elkeleinchen, ich bitte dich, nimm mich hier fort. Ich kann es hier nicht mehr aushalten. Ich will nach Hause!

Mir bricht fast das Herz: Er weiß ja nicht, dass ich selber krank und viel zu schwach dazu bin. Ich kann es einfach nicht verantworten, könnte ihn unmöglich pflegen in meinem derzeitigen Zustand oder auffangen, wenn er fallen würde. Meine eigene Wunde würde aufbrechen. Ich versuche ihn zu beruhigen: Es ist noch zu früh, Fimotschka, und zu gefährlich, glaub mir; die Ärzte erlauben es noch nicht… Was kümmern uns die Ärzte? Zu Hause wird es mir viel besser gehen…bitte! Sein Ton ist flehentlich, als wäre ich seine letzte Hoffnung im Leben. Inzwischen habe ich ihn wieder vorsichtig in das Zimmer zurückgeleitet, von wo er ausgebrochen war. Alle Augen sind stumm auf uns gerichtet. Die Ärz-

te kennen meine Not, wissen, dass Efim nicht ahnt, in welcher verzweifelten Situation ich bin. Auch sie versuchen wortreich, ihm die Heimkehr auszureden. Aber etwas in ihm ist erloschen - er hört gar nicht auf sie, schaut mich nur mit diesem fassungslosen Blick an, der sich in meine Seele brennt:
- Fu! – sagt er – und nochmals fu!‘ (pfui!) Geh weg!
Ich bin gerichtet. Vernichtet. Mein Opfer, die unerhörte Einsamkeit mit meiner eigenen Krankheit scheint mir in diesem Moment völlig vergeblich. Er fühlt sich von mir verlassen, im Stich gelassen, kann gar nicht begreifen, dass es sogar, wenn ich gesund wäre, seinen Tod beschleunigen würde, wenn er all die Hilfen im Krankenhaus nicht zur Hand hätte. Es geht ja vor allem auch darum, unsinnige Schmerzen zu lindern, zu vermeiden, gar nicht mehr ins Bewusstsein treten zu lassen. Habe ich das Recht, darüber zu entscheiden? Ich muss an die erste Ärztin denken, die ihn untersucht hat, an ihre Warnung, er könnte seinen Charakter ändern. Ich will ihn anschreien, meinen Mantel aufreißen: Schau mich an, Fimotschka! Ich bin selber krank. Tröste mich! Nimm mich in den Arm! Ich hab nicht verdient, dass du so mit mir sprichst. Tag und Nacht muss ich mich gewaltsam zurückhalten, um dir nichts zu erzählen, dir das Leben und das Sterben nicht noch schwerer zu machen. Vielleicht bin ich einsamer als du, Fimotschka, ich muss weiter leben, auch wenn ich nicht die leiseste Lust dazu habe. Um Himmels willen, rede nicht so mit mir, boshe moj!
Aber ich sage kein Wort, schaue ihn nur an mit heißen trockenen Augen, wie er fort gerollt wird, fort aus meinem Leben, zurück in die Welt der bläulich zuckenden Lichter und der hysterischen Pieptöne. Ich denke: Was machen ein paar Tage mehr oder weniger aus – vielleicht sollten wir wirklich beide nach Hause gehen – heimlich, denn sie lassen uns nicht – ist es nicht wichtiger, dass er sich wohl und aufgehoben fühlt? Dass wir

noch ein paar Stunden allein haben? Aber was mache ich, wenn seine Schmerzen überhand nehmen? Wenn sonst etwas Unvorhersehbares passiert? Wenn er schreit? Das wäre noch schrecklicher, als dass er sich in diesem Augenblick von mir verraten fühlt ... Aber nein, es gibt nichts Schrecklicheres… Als ich zurück in mein Zimmer wanke, fragt mich meine Bett-Nachbarin, die Richterin, ganz entsetzt: Um Gottes willen, wie sehen Sie aus! Was ist passiert? Ich antworte nicht ... ersticke an meinen Tränen.
Um dieser einen Erinnerung willen möchte ich wieder Kind sein, möchte glauben können, dass es ein Jenseits gibt, wo er auf mich wartet, wo er mir entgegenkommt und mich in den Arm nimmt und sagt:
Ich weiß, was du für mich getan hast, Elkeleinchen, ich weiß ja alles – komm, denken wir nicht mehr dran, nun ist ja alles alles gut. Und er wird einem Engel winken, der eine himmlische Flasche in seiner Hand hält, und wird mich leise fragen: Moshno?

Nie mehr wird dieser Vorfall zwischen uns erwähnt. Bis heute hoffe ich, er hat ihn in seinem morphiumgesättigten Gehirn sofort wieder vergessen. Aber weiß ich das? Ich habe die Tage und Nächte nicht mehr gezählt, alles war egal. Durchhalten. Um Himmels willen durchhalten, auch wenn ich kaum noch sitzen kann und selber Morphium gegen die Rückenschmerzen brauchen könnte. Meine eigene Operation habe ich total verdrängt.
Eines Abends ist es soweit: der Arzt ist immer häufiger gekommen, hat niemals ein Wort gesagt, nur mitleidvoll geschaut. Er hatte diesen Patienten ins Herz geschlossen, nachdem die beiden vor der OP ein langes Gespräch unter vier Augen hatten. Man konnte sehen, dass beide großen Respekt voreinander hatten. Saskia ist da, schweigsam, tröstend. Efim redet in seinem Koma immer mehr, immer schneller, als müsste im letzten Augenblick noch alles gesagt sein, was vielleicht ein Leben

lang ungesagt blieb. Mein Schmerz, dass ich ihn nicht verstehen kann, ist unbeschreiblich, dauert bis heute. Manchmal steigert sich seine Unruhe, dann spreche ich mit ihm, nehme ihn in den Arm, halte ihn fest, bis er sich etwas beruhigt.
Irgendwann ein letztes schweres Atmen – dann Stille. Schweigen. Tränen. Ich halte Fima im Arm. Saskia hält mich im Arm. Weint. Alles versinkt.
Drei lange, im Klinik-Alltag sonst nicht eingeplante Stunden lässt uns der Arzt voll Erbarmen allein, um uns etwas zu fassen. Wir sprechen nicht. Kein Wort ist möglich. Kein Wort ist nötig. Saskia zieht sich etwas zurück, hält Wache. Niemand kommt rein. Ich halte meinen Liebsten im Arm. Der Schmerz über dieses letzte Missverständnis, über diesen Verrat, über diesen egoistischen einsamen Tod ohne mich bohrt sich in meine Eingeweide. Warum hat er mich nicht mitgenommen? Warum muss ich weiter leben? Warum kann ich nicht einfach aufhören zu atmen? Was soll ich hier noch?
Irgendwann müssen wir gehen. Ich weiß noch, wie es beim Tod meiner Mutter war: Die Entfremdung von den Gestorbenen wird geradezu systematisch betrieben – ein Wald von Vorschriften muss eingehalten werden. Die drei Abschiedsstunden für mich und meine Tochter waren ein persönliches Geschenk des Arztes an mich – gegen alle Regeln.
Die Passage zwischen den Lebenden und den Toten – mein Weg zurück in mein eigenes Krankenzimmer: nie war er so schleppend, so widerwillig, so vollkommen sinnentleert. Ich weiß, wenn ich Efim wieder sehen werde, wird es nicht mehr Efim sein. Meines Bleibens ist hier nicht länger. Als ich mein Zimmer betrete, sieht mir die Richterin ins Gesicht und fängt fassungslos an zu weinen. Sie versteht.
Ich werde jetzt mit meiner Tochter zu mir nach Hause gehen – teile ich ihr endlich – nach Fassung ringend – mit. Sie ist alarmiert. Hat es der Arzt erlaubt? - Sie

weiß, dass ich erst in einer Woche entlassen werden soll. Das kümmert mich nicht. Ich habe hier nichts mehr zu suchen. Das können Sie ihm gern sagen.
Tue ich nicht das Gleiche, was Fima wollte, als er mich bat, ihn nach Hause zu nehmen? Die eine Wunde versucht die andere zu verdrängen. Jaja, ich weiß, aber meine jetzigen Schmerzen sind mit Morphium nicht zu bändigen – mein Körper ist vollkommen fühllos, nur an einer Stelle wühlt und brennt etwas nicht zu Beschwichtigendes. Unmöglich, mich dem stereotypen Krankenhaus-Alltag zu überlassen, wo sogar meine Trauer vergewaltigt wird. Ich habe ein Recht auf meine Trauer, ich brauche sie, um weiter zu leben, obwohl ich nicht weiter leben will. In meinem betäubenden Schmerz ist Efim noch anwesend. Er hält mich bis heute, 13 Jahre danach, am Leben, nicht mehr als unkontrollierbarer Feuerfraß, sondern eher als sanfte Wärme. Und ich höre Efims Stimme – wie so oft – wenn wir irgendetwas debattierten:
Leinchen - warum immer so leidenschaftlich? Bleib doch ganz ruhig. Was geschehen muss, wird geschehen.

Irgendwann kommen Masha und ihr Mann, zurück. Sie sind nicht sonderlich überrascht, nehmen es merkwürdig gelassen hin – nach all dem Wirbel vorher. Ich mag nicht weiter darüber nachdenken. Zu viel, was geregelt werden muss – wie vor drei Wochen. Waren es wirklich nur drei Wochen?
Die Trauerfeier muss geplant werden, Anzeigen müssen aufgegeben oder verschickt werden. Die Einäscherung muss bewerkstelligt werden, wie sollen wir ihn sonst nach Frankreich überführen? Anrufe müssen getätigt werden. Zu viele, die Anrecht auf Information haben. Zeitungen müssen benachrichtigt werden. Irgendjemand – oder mehrere – werden Nachrufe verfassen wollen. Bald zeichnet sich ab, dass auch in Paris die Menschen Abschied von ihm nehmen wollen. Also Trauerfeier und

kleiner Empfang in Potsdam. Danach Einäscherung. Danach Transfer der Urne nach Frankreich. Gedenkfeier in Paris. Transfer in die Bretagne. Danach Beerdigung in Yvignac, drei Kilometer von *Bellevue*. So sind es eigentlich drei Trauerfeiern, die ich überstehen muss.
Meine Tochter hat stillschweigend zwei Wochen Urlaub genommen, um mir zur Seite zu sein – ein riesiges Opfer angesichts ihrer schweren Arbeit und des ohnehin äußerst knapp bemessenen Jahresurlaubs. Sie ist ein Mensch, der ohne viel Fragen in solchen Situationen immer das Richtige tut. Wie hat Efim immer gesagt:
Mit Anmut und Würde.
Meine Geschwister und meine engsten Freundinnen und Freunde treffen ein, um Abschied von Fima zu nehmen und um mir beim Organisatorischen zu helfen. Ich selber tauge zu nicht viel, führe nur ein paar unerlässliche Telefonate, mache ein paar Gänge. Um Essen und Trinken kümmern sich die anderen, auch M. und Uri. Am tiefsten rührt mich Poozy's hemmungsloses Weinen. Noch heute sehe ich ihn auf dem Friedhof und vor der Kirche, ja selbst noch in der Kapelle mit tränenüberströmtem Gesicht, in sich zusammengesunken – trostlos. Irgendwann nimmt Saskia ihn in den Arm. Seine Eltern finden nicht die Zeit dazu. Aber er braucht es, ist ja fast noch ein Kind. Seine Trauer tröstet mich ein wenig.
Weil ich in Russland öfter gesehen habe, dass der Sarg vor einer Beerdigung immer noch einmal geöffnet wird, fühlte ich mich verpflichtet, Efim aufbahren zu lassen, so dass man ihn noch einmal sehen kann. Wie bitter habe ich das bereut! Jeder, der ihn ansah, kam mir vor wie ein Eindringling, ein Voyeur, ein Leichenfledderer. Ich hätte ihm diese letzte Intimität lassen sollen! Am liebsten hätte ich die Tür zu dieser Kammer abgeschlossen, mit einem Knall ins Schloss geworfen. Es war unerträglich. Er hätte es noch mehr gehasst als ich. Aber nun ist es zu spät. Wenn der Geist den Körper verlassen

hat, ist er nur noch ein leeres Gefäß. Man kann es ganz deutlich sehen: Efim ist längst weg. Wenn er noch einmal vielleicht zurückkommt, dann während des wunderbaren Geigenspiels von Gidon Kremer, der tatsächlich aus Paris hergeflogen ist, um den Freund symbolisch aus der Welt zu begleiten. Danke, Gidon! Millionen mal danke! Wenn mich irgendetwas ruhiger stimmen konnte, dann dies. Ungezählte Male habe ich mir diese bildermächtige Musik wieder vorgespielt – ohne Orgel ohne sonstige Begleitung – nur Gidon und seine Geige und sein ganz eigener Schmerz.
Umsonst sind M. und Uri in mich gedrungen, ich solle ihnen erlauben, das Ganze mit einer Video-Kamera aufzunehmen. Fima hätte es als schamlos und exhibitionistisch empfunden und von Herzen gehasst. Also keine Chance. Wenigstens Uri versucht, es zu akzeptieren. M. kompensiert das Verbot, indem sie unablässig um den Sarg läuft und Fotos macht – keine Perspektive, die unbeachtet bleibt. Die Leute fangen an sich zu wundern, fragen mich, wer das überhaupt ist und ob sie nicht aufhören könne. Ich schweige.
Unvergessen auch die kenntnisreiche, respektvolle und sehr persönliche, warme Ansprache von Wolfgang Eichwede, vom Bremer Institut für osteuropäische Geschichte. Ich hatte auch Christa Wolf gefragt, ob sie ein paar Worte sprechen würde. Sie sagte: Elke, das ist unmöglich. Ich hatte Efim viel zu gern. Ich würde die ganze Zeit weinen. Aber natürlich werden Gerhard (ihr Mann) und ich zur Trauerfeier kommen. Sie sind nicht gekommen. Irgendwann später kam eine sonderbare Erklärung, die ich nicht verstanden habe. Ich hatte ihr nach Efims Tod einen langen Brief geschrieben und sie hatte mit einem langen Brief geantwortet. Was geschah danach? Sie ist nun selber tot. Ich werde es nie erfahren.
Gidon muss sofort nach seinem Spiel zurück nach Paris. Er hat am Tag danach ein Konzert. Eine letzte Umarmung – dann ist er weg und schon lauern neue Proble-

me: Ich sehe Masha am Ende der Veranstaltung armeweise Blumen einsammeln, die auf dem Sarg und darum herum liegen, von Freunden, Verwandten, Kollegen, von mir selber. Was machst du? frage ich, so etwas habe ich noch nie gesehen. Sollte das in Russland etwa üblich sein? Natürlich nehmen wir die alle mit, sagt sie. Sie werden ohnehin weggeschmissen. Ich sage: Du nimmst Fima die Blumen weg, die andere ihm voll Liebe geschenkt haben? Unsinn - antwortet sie. Er hat ja nichts mehr davon! Sie schüttelt über meine Sprachlosigkeit nur den Kopf und macht weiter.

Dann kommen viele Menschen in meine Wohnung. Manche kenne ich nicht, sie sind aus Neugier oder Verehrung für Efim gekommen. Masha ist in ihrem Element, macht die ‚Honneurs', führt die nötige Konversation. Es ist, als gäbe es mich nicht. Meine Geschwister und Freunde umringen mich, wie um mich zu beschützen. Obwohl die Russen alle Deutsch oder Englisch beherrschen, wird fast nur Russisch gesprochen. Heute kommt es mir wie eine surreale Filmszene vor. Es ist wie in der Klinik: sobald Masha auf den Plan trat, entstand der Eindruck, sie wäre die Frau ihres Vaters, nicht die Tochter. Plötzlich kommt mein Patensohn ganz aufgeregt zu mir: Masha signiert die von Fima verfassten Bücher und verschenkt sie an alle Russen – sagt er.

Wir schauen uns wortlos an. Ich brauche nicht zu antworten. Sie hört erst auf, als keine Exemplare mehr da sind.

Wenig später müssen alle abreisen. Nur Saskia, die treue, bleibt noch etwas. Eine Woche später wird die Trauerfeier in Paris sein, veranstaltet vom Institut d'Études Slaves, das Efim auch zu seinem achtzigsten Geburtstag eine schöne Festschrift und Feier beschert hat. Von mir wünschte er sich damals einen Aufsatz über Puschkins *Gabrieliade*. Mein Bruder hat ihn für mich ins Französische übersetzt, da ich in der Schule nur Latein, Griechisch und Englisch gelernt habe. Hier

tagte Efim auch gern mit seinem Übersetzer-Team, mit dem gemeinsam er den gesamten Puschkin ins Französische übersetzte – eine ungewöhnliche Situation, da man gemeinhin in die eigene Muttersprache zu übersetzen pflegt. Allerdings sprach er schon als Kind ein perfektes Französisch.

Ungefähr zehn Tage später treffen wir uns alle wieder in Paris. Masha und Uri wohnen bei mir, Katja und Danilo in ihrer eigenen Wohnung, meine beiden in Holland lebenden Geschwister bei Freunden. Inzwischen habe ich meine erste Chemo-Therapie hinter mir. Mein Körper hat sich gegen diesen aggressiven Eingriff so heftig gewehrt, dass ich psychisch und physisch auf einem absoluten Tiefpunkt bin. Eigentlich soll ich jede Menschenansammlung meiden, die Ansteckungsgefahr durch Bakterien ist in dieser Situation extrem hoch, da das Immunsystem praktisch ausfällt. Jede Bewegung wird zur Kraftanstrengung. Meine Haare fangen an auszugehen, aber man sieht es noch nicht. Das Wiedersehen mit dieser allein von Efim und mir eingerichteten Wohnung, die wir beide sehr geliebt haben, tut wohl und weh zugleich. Mein Bruder Thomas lebt auf Efims Einladung seit Kurzem dort, nachdem es Schwierigkeiten mit seiner eigenen Wohnung gab, weil seine Pension im bürokratischen Dschungel lange stecken blieb. Seit er da ist, hat er sich um alle Gäste und vor allem um Efim immer vorbildlich gekümmert, wenn er einmal kurz allein zu einer Veranstaltung in Paris sein musste, hat alles sauber gehalten und die Post – wenn nötig – zu uns nach Potsdam geschickt. Kurz: ein perfekter Verwalter. Sogar Katjas Wäsche hat er gewaschen, wenn sie sie einfach in die Wohnung brachte, hat sie aufgehängt und zum Abholen vorbereitet, wenn sie keine Zeit oder Lust hatte. Ich fand, das war zu viel der Großzügigkeit. Aber er wollte nicht auf mich hören. Mit Efims Tod verliert er zum zweiten Mal – wie schon in der

Kindheit – eine geliebte und verehrte Vaterfigur und einen Freund. Entsprechend tief ist er getroffen. Ich höre noch, wie Efim öfter bei mir in Potsdam anrief und sagte: Tom hat gerade ein herrliches Essen gekocht. Es ist fabelhaft, wie er für mich sorgt, mir alles abnimmt. Außerdem haben wir die spannendsten Gespräche. Unglaublich, was er alles weiß! Morgen wird er mich zum Flugplatz bringen. Dann komme ich nach Hause.
Auch heute, am Tag der Trauerfeier im Institut d'Études Slaves, hat Thomas alles vorbereitet, hat uns gewarnt, dass wir nicht mit dem Auto durch Paris fahren sollen – es wäre um die Zeit der totalen Rush Hour – und hat uns dann diskret allein gelassen. Diskretion ist ihm bei allem das oberste Gebot.
Masha ist eine Zeitlang allein im Wohnzimmer, während ich in meinem kleinen Arbeitszimmer aufräume. Als ich ins Wohnzimmer zurückkomme, sieht alles plötzlich fremd und anders aus: Masha hat das gesamte Zimmer umgeräumt. Nichts steht an seinem Platz. Es ist wie eine Ohrfeige; auch diese letzte Vertrautheit, die Erinnerung an so viele Stunden, die nur uns allein gehörten, sind dadurch wie eliminiert. Ich frage Uri, der im Sessel sitzt: Was ist passiert? Wer hat das gemacht? Masha. Und warum? Ist dies ihre Wohnung?
I don't know, why. (Ich weiß nicht, warum).
Ich sage nichts weiter und stelle mit letzter Kraft alles wieder an den richtigen Platz. Als ich fertig bin und ganz erleichtert aufatme, kommt Masha wieder ins Zimmer:
Who has done that? – fragt sie scharf, mit denselben Worten wie ich. If you allow – that was me – antworte ich ruhig. - Nobody is going to change anything in my home but m e. (Wenn du erlaubst – das war ich. Niemand wird hier in meinem Zuhause etwas ändern außer mir). Uri sucht zu vermitteln: Mash, this is not your home. You are a guest here. Das ist zu viel. Sie schließt sich wütend für zwei Stunden in Efims und meinem

Schlafzimmer ein. Selbst ihrem trostlosen Sohn öffnet sie nicht.
Später am Tag eine ähnliche Szene: Ich mache mich fertig, um mit der Metro zur Trauerfeier zu fahren. Masha besteht darauf, mit dem Auto zu fahren. Ich sage ganz ruhig: Ihr könnt das ruhig tun, aber ich gehe jetzt los und wir werden pünktlich anfangen. Erst in der letzten Sekunde lässt sie sich überreden. Selbst mit der Metro kommen wir nur mit Mühe noch rechtzeitig.
Dann fängt die Feier an. Russen, Franzosen, Deutsche, Holländer, Italiener, Juden, Amerikaner, Kanadier und vielleicht noch ein paar Nationen sind versammelt – der Saal ist übervoll. Ich kenne nicht alle, aber doch sehr viele der Anwesenden, viele sind bei uns zu Gast gewesen, sei's in Paris, in der Bretagne, in Petersburg oder auch in Potsdam. Ich spüre, wie mir eine Welle von Wärme und Mitgefühl entgegenkommt – obwohl sicher nur wenige wissen, dass ich selber krank bin, ich habe es niemand gesagt. Aber man wird wohl sehen, in welcher Verfassung ich bin und dass ich mindestens zehn Tage buchstäblich nichts bei mir behalten konnte, also ziemlich abgemagert bin – eine Folge der Chemotherapie.
Alle wollen sprechen. Ich weiß nicht mehr, wie viele Reden auf Efim gehalten werden, die Sprachen wirbeln mir durch den Kopf, die Gesichter verschwimmen. Nur eins sehe ich plötzlich ganz deutlich mitten im Raum, mit gesenktem Kopf und weinend: Das ‚Gesicht'. Maria, die Schöne, die ich – ohne Efim – in New York besucht habe, die damals auch gerade ihren Mann, Jossif Brodskij, verloren hatte, und die jetzt aus Mailand gekommen ist, wo sie ihre Familie besucht. Es ist sonderbar, aber ich bin ihr dankbar für ihre Tränen, für ihre Anwesenheit, und später, als wir uns umarmen, für ihre Worte und ihr Mitgefühl. Sie flüstert mir zu: Wir haben beide denselben Mann geliebt. Sind wir nicht Schwestern?

Drei Stunden dauert diese Zelebrierung der Worte und Gefühle, der Tränen und Anekdoten, der wirklichen und der erträumten Erinnerungen - wie es immer geht, wo Menschen versammelt sind, um Abschied zu nehmen. Jeder und jede hat seine/ihre eigenen Gründe zu trauern. Wie viele halbe und ganze Geheimnisse schweben durch den Raum? Wie viel Geschichte und Politik ist hier gespeichert, wie viele Geschicke, in die Efim verwickelt war! Ich spüre sie förmlich auf der Haut, kann sie einatmen, bin ohne unstatthafte Neugier. Nie habe ich erlebt, dass jemand von so vielen unterschiedlichen Menschen so aufrichtig und vielfältig geliebt wurde wie Efim. Heute zählt nur dies.

Nil pluriformius amore.

Meine Kraft ist nach diesen drei Stunden restlos am Ende. Masha beugt sich zu mir: Du musst etwas erwidern, musst dich bedanken! Bei keiner Trauerfeier in Deutschland, Frankreich oder Russland habe ich das erlebt.
Es gibt weder eine emotionale, noch eine formale Verpflichtung. Ich kann kaum noch sitzen, denken, reden – alles schmerzt und die Tränen sitzen oben im Hals und dürfen nicht raus. Aber vielleicht hat sie Recht? Ich bin ja wirklich dankbar für all diese liebevollen Erzählungen, obwohl ich weiß: auch hier sind Menschen, die nur wegen der Sensation gekommen sind und die er nicht liebte. Ich sehe vor mir sein leicht ironisches Lächeln ... und schiebe es weg. Nicht jetzt! Dann bedanke ich mich mit ein paar wenigen herzlichen Sätzen (und letzter Kraft) in vier Sprachen: Russisch, Französisch, Englisch, Deutsch. Italienisch wäre auch noch möglich gewesen, das habe ich damals vergessen. Im anschließenden Tumult der persönlichen Beileidskundgebungen, des kalten Buffets, der Verabschiedungen bleiben mir die Geschwister stets unauffällig zur Seite – ich fühle

mich beschützt. Als Maria und ich uns im Arm halten und beinahe zärtlich Lebewohl sagen, fragen mich die Brüder danach ganz überrascht: Wer war diese unerhört schöne Frau?
Ich lächle geheimnisvoll und schweige.

Am übernächsten Tag der letzte Akt: Die Beisetzung der Urne in der Bretagne. Hier liegt Efims Frau Jekaterina auf dem Dorffriedhof begraben. Zehn Jahre lang habe ich ihr Blumen gebracht, sobald wir in Bellevue angekommen waren – manchmal schon, bevor Efim daran dachte.
Was bist du nur für eine Frau?
Das Doppelgrab wartet auf ihn, ist vorbereitet. Die Töchter mit ihren Männern sowie ein paar Freunde aus den USA, Paris, Russland, Deutschland, aus Caulnes, aus Yvignac und meine Geschwister aus Holland sind bis zu dieser letzten Station mitgekommen. Das Wetter ist grauenvoll, nass, kalt, windig und unfreundlich. Es ist wenige Tage vor Weihnachten, zufällig auch der Geburtstag von Jekaterina, Efims erster Frau, den wir immer zusammen gefeiert haben. Nach der Beisetzung soll ein letzter kleiner Abschiedsempfang in *Bellevue* stattfinden. M. und Uri haben das dankenswerterweise vorbereitet – ich war zu nichts mehr imstande.
Ich fahre mit meinen Geschwistern pünktlich los. Es sind nur drei Kilometer von unserem einsam zwischen den Feldern stehenden Haus bis auf den Dorffriedhof. Die Bürgermeisterin will ein paar Worte sprechen, Bekannte, Freunde aus Caulnes und der Umgebung stehen schon da, wir mischen uns unter sie, begrüßen alle – warten. Regenschirme werden aufgespannt, alle frieren, niemand hat Wodka dabei (wie das in Russland sonst üblich ist – für alle Fälle). Es vergeht eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, fast eine ganze Stunde: Wir warten. Masha, Uri und Poozy sowie ein amerikanischer Freund fehlen noch immer. Alle frieren, fangen an zu

husten, niesen, sind peinlich berührt. Schließlich schlage ich vor, dass wir anfangen – ich kann kaum noch stehen und auch die anderen werden sich den Tod holen. Was ist das nur? – frage ich meine liebe, alte russische Freundin Karmia, die ich von Efim ‚geerbt' habe. Darf man denn die Toten warten lassen? Und die Lebenden? Sie sagt: Aber das war doch genauso, als die Mutter starb.

Ich entschuldige mich bei der Bürgermeisterin und schlage vor, dass wir anfangen. M.s russische Freunde protestieren mit Nachdruck: ohne sie könne man das nicht. Ich wundere mich, und schweige. Schließlich rast das Auto heran und hält mit quietschenden Bremsen. Alle sind schlammverspritzt. Trotz des gewaltigen Regens hatten sie das Auto mitten auf die Wiese gestellt (ich hatte sie gewarnt, wohl wissend, dass das gefährlich werden kann) und konnten es nicht mehr auf die Straße bringen – es steckte wie in einem Sumpf. Alle mussten es gemeinsam anschoben …, dann musste M. sich umziehen…

Die kleine Feier beginnt. Katja fängt wild an zu schluchzen, als Erde auf die Urne fällt. Wir nehmen sie in den Arm. Uri liest auf Hebräisch das Kaddisch, die feierlichen Worte, die zu dieser Zeremonie gehören – das gefällt mir, das hätte auch Efim schön gefunden. Die Bürgermeisterin hält eine kleine Ansprache, würdigt Efim als einen überaus beliebten und respektierten Bewohner aus der Fremde, der von allen, auch den Bauern aus den umliegenden Höfen, als einer der Ihren akzeptiert war. Der kleine nasse Hügel, das offene Grab, die Erde auf der Urne – vor mir lösen sich alle Gesichter in schwankende Linien auf. Nur Karmia und ihren Sohn André kann ich noch erkennen. Dann führen mich meine Geschwister zum Auto, bringen mich heim.

Aber noch immer kein Ende: M. hält eine lange Rede für die Freunde, erinnert an den Geburtstag ihrer Mutter, die alle kannten, und sagt einige lobende Worte über

mich und meine Sorge für Fima, aber ich höre nur ihre Lippen sprechen, nicht ihr Herz. Meine Tränen fangen unaufhaltsam an zu fließen.
Du musst dich bedanken – raunt mir einer ihrer Freunde ins Ohr. Warum kriege ich eigentlich dauernd Anweisungen, wie ich mich zu verhalten habe? schießt es mir durch den Kopf. Warum richtet man sich nicht nach meiner Gefühlslage? Bin ich nicht älter als alle diese Menschen? Habe ich nicht ein Recht auf meinen Schmerz? Muss ich ständig bei irgendwelchen Inszenierungen mitmachen? Sie sollen mich in Ruhe lassen. Wenig später richtet mitten in der Menschenmenge plötzlich eine Freundin von M., die schon öfter in Paris bei uns zu Besuch war, das Wort an mich: Elke, kann ich mit meinem Mann in den nächsten Wochen in eurer Pariser Wohnung Urlaub machen?
Ich glaube, nicht recht gehört zu haben. Gibt es das: in einem Totenhaus ‚Urlaub' machen zu wollen?
Niemand weiß, dass ich in zwei Tagen ohnehin in eine andere Klinik gehen werde für die nächste Chemotherapie. Trotzdem fehlen mir buchstäblich die Worte und ich stammle hilflos: Man muss meinen Bruder fragen, er lebt ja noch dort und ist in großem Kummer wegen Efim. Sie entfernt sich und ich flehe zum Himmel, dass sie verstanden hat. Welcher Irrtum! Nur wenige Minuten später steuert M. mit zornigem Gesichtsausdruck auf mich zu und sagt ohne Einleitung (auf Englisch; ich mildere den Wortlaut etwas ab; niemand würde glauben, was sie wirklich sagte): Natürlich wird meine Freundin in der Wohnung meines Vaters Urlaub machen. Der Kummer von Thomas ist mir vollkommen gleichgültig – und Deiner auch!
Klare Botschaft! Ich überlasse das Feld meinem Bruder, wohl wissend, dass er nachgeben wird. Wir haben nicht gelernt, uns gegen dergleichen zu wehren.
Früh am nächsten Tag besteht M. darauf, sofort zur Notarin zu gehen, obwohl es eigentlich gar nichts zu

besprechen gibt. Ich schäme mich vor der, vor Fima, vor mir selber – mir ist, als weiche der ganze Zauber dieses Ortes weit hinter den Horizont – kaum mehr wahrnehmbar – uneinholbar – unwiederbringlich.

Nachleben

Was für ein Weihnachten! Ich verbringe es in einer Kasseler Naturheil-Klinik, zwischen Berlin und Paris, die man mir empfohlen hat. Meine näheren Umstände habe ich in einem Brief kurz beschrieben. Meine Daten und Infos für die zweite Chemo (des ersten Zyklus) trage ich mit mir, ich kann sie mir überall geben lassen. Aber es kommt nicht dazu. Da ich an einem Freitag ankomme, empfängt mich zwar das ganze Team sehr freundlich – aber die Behandlung soll erst am Montag beginnen. Vorher soll ich zur Ruhe kommen. Doch dann geschieht etwas ganz anderes: Ich fange an, in der Bibliothek der Klinik zu lesen und lese, lese wie eine Süchtige Tag und Nacht bis Montag, sowohl medizinische Fachliteratur als auch autobiographische Berichte von Krebskranken. Ich lese und denke nach und bewege das Gelesene in meinem Herzen. Am Ende ist mein Entschluss gefasst: Ich werde keinerlei Chemo mehr nehmen, noch Bestrahlung zulassen, noch irgendwelche anderen Gifte in meinem Körper erlauben, sondern werde alles meinen Selbstheilungskräften überlassen.
Als ich dem Ärzte -Team bei unserer Vorbesprechung zum Wochenbeginn meine Position darlege, sind sie nicht so überrascht, wie ich befürchtet hatte. Sie verhandeln offenbar immer auf Augenhöhe und wünschen sich mündige Patienten. Nach einem längeren Gespräch kommen wir überein, dass ich drei Wochen bei ihnen bleibe und mich erhole, schwimme, spazieren gehe und Vitamine etc. nehme. Dann – so konstatiere ich für mich – werde ich ganz normal meine Arbeit an der Universi-

tät wieder aufnehmen, um die Studenten nicht zu lange im Stich zu lassen. Zu diesem Zeitpunkt weiß ich noch nicht, dass ich eigentlich ein ganzes Semester aufgrund der Krankheit aussetzen dürfte, also gleichsam bezahlten Urlaub hätte. Aber vielleicht brauche ich auch die Arbeit, um diese entsetzliche Leere in mir zu übertönen. In den Semesterferien muss ich mich um unsere Pariser Wohnung kümmern und unendlich vieles regeln. Mir graut vor dieser Aufgabe.

Tatsächlich hat mir mein Bruder Thomas unschätzbare Hilfe geleistet beim Abwickeln der bürokratischen Dinge auf Französisch. Wie oft sind wir persönlich hingefahren zu den Versicherungen, Banken, Verwaltungsgebäuden, um schneller zu klären, welche Verpflichtungen noch bestehen, wann man kündigen kann – überhaupt was für Anträge gestellt werden müssen, um dieses beendete Leben auch als beendet registrieren zu lassen. Schwer vorstellbar, wie umständlich das alles in Frankreich ist, wie lange die Behörden brauchen, bis sie endlich reagieren, wie viele Belege sie ständig und immer wieder neu verlangen. Ich habe Masha angeboten, den Umzug nach Bellevue zu bewerkstelligen.

Eigentlich möchte ich die Pariser Wohnung, die ausschließlich auf Efims und meinen Namen zugelassen ist, behalten – andere haben dort kein ständiges Wohnrecht und ich darf es auch nicht an andere abgeben.

Aber meine Position ist jämmerlich: Katja und Danilo möchten sie haben, obwohl Efim ihnen doch eine geschenkt hat. Da ich in Potsdam arbeite und weniger als ein halbes Jahr in Paris sein könnte, würde es genügen, dies an das Bürgermeisteramt weiter zu geben und ich verlöre das Wohnrecht. Ich komme mir vor wie in Russland – wo doch hinter dem Gerangel um Wohnungen wenigstens ein ernster Notstand zu finden ist. Schnell verstehe ich, dass man mich nicht in Frieden lassen wird. Mein Traum, dass dieses Domizil für mich erhalten bleibt, ebenso für alle Freunde, die eine Zeitlang

dort sein wollen, und sowieso für die Familie, meine und Efims, und dies alles unter der loyalen Verwaltung von Thomas, ist nicht durchführbar. Katja benimmt sich plötzlich so, als hätte ich ihr etwas weggenommen, was ihr zusteht. Ebenso Masha. Meine Bemühungen um rasche Lösungen, wenn ich schon aus meiner eigenen Wohnung vertrieben werde, werden ständig blockiert, so dass ich am Ende mehrere Monate unnötige Miete zahlen muss, ebenso Steuern, Wasser und Elektrizität – niemand kümmert sich darum. Auf diese Weise wird der Umzug mehrfach aufgeschoben. Kein Wunder, dass ich mich – als er endlich stattfinden kann, nicht mehr beteilige, obwohl ich ihn zunächst selber organisieren und bezahlen wollte. Inzwischen bin ich schon wieder bei meiner Arbeit in Potsdam. Von nun gibt es nur noch Verletzungen und Verletzte.

Als ich Efims mehrere Konten auflösen will, bekomme ich wieder gigantische Schwierigkeiten – auch in Deutschland. Selbst wenn die Konten leer sind, werden sie weiter geführt, damit die Banken weiter ihre Gebühren abbuchen können. So funktioniert der Kapitalismus. Ebenso werden ja Versicherungen von Toten noch lange fortgesetzt und entsprechende Zahlungsforderungen erhoben – es gibt kein Mittel dagegen. Ich stelle mir Masha vor, wenn sie je in diese Situation käme: Man glaubt es wohl nicht, bevor man selber die Erfahrung macht, zu welchen Absurditäten das menschliche Bürokratie - Gen imstande ist: Sie wird außer sich sein. Vielleicht wird sie irgendwann einmal heimlich denken: Ach so – da hat die Elke ja doch Recht gehabt. Ich habe eine Riesenarbeit, auch in Amerika alles aufzulösen. Anders, als Masha halluziniert, ist auf den meisten Konten kaum oder überhaupt kein Geld, weil sie nur zum Transferieren von einem anderen Land nach Frankreich benutzt wurden, wenn Efim dort z.B. eine Gast-Dozentur hatte. Als ich fünf Jahre in den USA gearbeitet habe, habe ich es genauso gemacht (obwohl ich die

berühmte ‚Green Card' hatte), es ist das Praktischste. Selbst über das Konto, das ich mit Efim gemeinsam habe, kann ich nicht einfach verfügen – sie wollen erst einen Erbschein.
Den zu bekommen, dauert aber viel zu lange. Das ist der Gipfel und ich kriege einen mittleren Wutanfall in der schlimmsten aller Geld-Anstalten, geliebt, gehasst und skandalumwittert, auch von den Parisern: Credit Lyonnais. Merkwürdigerweise ist Katja die einzige, die ohne weiteres Geld abheben kann und das verschiedentlich auch tut; Efim hat es ihr (nur) zu seinen Lebzeiten und nur für begründete Notfälle erlaubt. Es stellt sich später heraus, dass sie mehrere Monate lang mit seiner (seit achtzehn Jahren toten) Frau Katja wegen der Namensgleichheit verwechselt wurde.
Es liegt auf der Hand, dass so viel Mühsal, soviel unbegründetes und unverdientes Misstrauen an den Nerven zerrt. Insgesamt dauert es fast ein Jahr, bis alles in die richtigen Wege geleitet ist. Inzwischen bekomme ich nichts Gutes mehr von den Töchtern zu hören. Irgendwann findet der Umzug statt - nicht alles sehe ich in Bellevue wieder – es bleibt verschwunden hinter irgendwelchen Schlössern und Riegeln.
Obwohl ich mehrere Jahre nach Efims Tod sämtliche laufenden Kosten für Bellevue allein begleiche, obwohl ich noch im selben Jahr umfangreiche und nötige Renovierungen auf meine persönlichen Kosten vornehmen lasse, von denen besonders die Schwestern den Nutzen haben, weil es ‚ihre' Wohnräume betrifft, wird die Kommunikation immer mühseliger, widerwilliger. Ein paar Jahre bemühe ich mich, die Illusion aufrecht zu erhalten, dass wir in Frieden dieses große schöne Grundstück mit den zwei Häusern, die für alle Platz haben und für alle voller Erinnerungen sind, gemeinsam lieben und bewohnen können – jeder zu seiner oder ihrer Zeit. Aber wie sagt Schiller:

Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.

Es nützt nichts, dass ich nie jemand störe, dass ich immer nur komme, wenn sonst niemand da ist, dass ich um Abstimmung der Reise-Pläne bitte, dass ich mich um alles kümmere, dass meine Geschwister und ein (von mir bezahlter) Handwerker aus Potsdam extra mit mir kommen, um beim Renovieren zu helfen – drei ganze Wochen lang arbeiten wir alle von morgens bis nachts. Endlich ist es so behaglich und schön geworden, dass es für alle eine Freude ist. Wir feiern ein kleines Fest.
Ich habe viel Geld ausgegeben, um – wie Fima und ich es noch gemeinsam geplant hatten – das Haus für alle besser bewohnbar zu machen. Man teilt mir jedoch mit, ich hätte kein ‚Recht' dazu gehabt. Plötzlich – eines Tages – sind neue Schlösser vor allen Türen außer meiner eigenen. Das bedeutet, dass ich – wenn ich in Bellevue wohnen will – weder Wasser noch Elektrizität, noch Heizung, noch eine Küche habe: die Hauptanschlüsse liegen im Haupthaus und sind abgestellt. Zwei voll installierte Küchen stehen bereit, aber verriegelt. Ich müsste einbrechen, um Licht zu haben, um zu kochen oder meine Toilette benutzen zu können. Meine Familie und meine Freunde wollen kaum glauben, was hier geschieht – vor einem richterlichen Urteil hat niemand das Recht, andere nach eigenem Ermessen zu ‚bestrafen'. Ein solches Urteil hat es nie gegeben. In den mir nicht mehr zugänglichen Räumen befinden sich sogar Hochzeitsgeschenke von Efim und mir sowie Dinge, die ich ihm persönlich geschenkt habe. Mein wiederholtes Angebot, Masha meinen Anteil des Grundstücks für immer zu überlassen, wenn ich zwei bis dreimal mit meiner Familie dort sein kann, wird mit Schweigen gestraft. Autographen und Archive Efims hat seine Tochter still schweigend an sich genommen und längst verkauft, ohne die schriftlich festgehaltenen Wünsche

ihres Vaters zu berücksichtigen. Mein legaler Anteil am Erlös, von dem ich nie etwas gesehen habe, übersteigt bei weitem die Summe der unverständlichen Rechnungen, die sie mir über die Jahre geschickt hat – unter anderem über Strom und Wasserverbrauch, den sie selber seit Jahren technisch unmöglich gemacht hat. Absurdistan!
Und doch! - Was für fabelhafte Freundinnen hätten wir werden können!

Abgesang

Inzwischen wächst buchstäblich das Gras über alles in Bellevue Geschehene. In den letzten zwölf Jahren habe ich lernen müssen, mit Efims Schatten zu leben. Es hat viele viele Jahre gedauert, bis ich mich langsam wieder in einen Alltag zurück fand, der nicht mehr leuchtete, weil er ihn nicht mehr ‚herrlich' fand. Er ist immer da und zugleich unendlich weit weg. Zwei Jahre bin ich nicht mehr in meinem ‚Stall' in der Bretagne gewesen – verschiedene Umstände haben es verhindert. Aber dieses Jahr, im Sommer 2012, bin ich hingefahren, das Herz voller Angst, dass immer mehr Entfremdung sich breit macht. Mit meinen beiden Enkelinnen habe ich dort ein paar Tage gelebt wie im Zelt, mit Kerzenschein und Wasser in großen Flaschen. Plötzlich - wir waren kaum zwei Stunden da - bog ein Wagen in die Einfahrt: Masha und ihre Familie – ihr Mann, ihre Tochter und Efims Urenkel, dessen Namen ich nicht weiß. Er muss jetzt ca. dreizehn Jahre alt sein.
Ich bin völlig überrascht, warte auf einen kurzen Gruß, wir waren ja zuerst da. Nichts geschieht. Unsere Wege kreuzen sich nicht – unsere Lebensgewohnheiten führen uns ständig aneinander vorbei – welch eine Symbolik. Nach drei Tagen ist der Spuk plötzlich verschwunden. Alles ist leer, wieder verriegelt, abweisend. Nur das

Wasser läuft noch immer – aus Vergesslichkeit? Aus Einsicht?
Nikto nje snajet.
Leider müssen auch wir schon bald wieder nach Deutschland zurück – zu unserem alljährlichen Familientag, auf dem Efim –wie jedes Mal – von allen schmerzlich vermisst wird.

Sein Grab – und das seiner Frau Katja – liegt verlassen in einem Bett aus Steinen.
Wie immer haben wir sorgfältig Katjas und seine Lieblingsfarbe für unsere letzten Blumen ausgesucht, um sie zu grüßen, um die leuchtend gelben Blüten bis unter die Erde strahlen zu lassen. Wie immer haben wir – wie es jüdischer Brauch ist – kleine Gedenksteine auf den Grabstein gelegt. Meine kleinste Enkelin Nele, die erst fünf Jahre alt ist, verstand sofort die Magie dieses symbolischen Akts und wollte immer wieder kommen. Fima ist doch mein Opa, sagte sie immer wieder mit strahlenden Augen.
Sie kennt nur sein Bild.
Uns anderen bleibt der Stoff der Gedanken, die Materie der Träume und der inneren Rede, über die Efim so viel geschrieben hat - und die Fledermäuse, die immer weiter ihre geheimnisvollen Zeichen in den Abendhimmel schreiben – lesbar nur für Liebende.

O, wie viel zärtlicher und abergläubischer
lieben wir, wenn zur Neige unsre Lebenstage gehen.
Leuchte nur, leuchte, du trauriges Licht
der letzten Liebe, der Abendröte!

(Tjutschev)

INHALT

Vorworte 5
Das Denkmal 7
Verwaist 10
Zurück in Eugene 16
Orpheus 21
Fourth of July 27
Bretagne 33
Alltag 38
Reingelegt (Efim Etkind aus *Barcelonskaja Pros*a a.d. Russ. von Renate Stolze) 45
Die Entscheidung 55
Prag 59
Weihnachten 1945 63
Karlsruhe 69
Liebe Swetlana 71
Schnee 79
Verloren 86
Notizen aus St. Petersburg 88
Weihnachten in der Bretagne 105
Unsere Orte 111
Herzkarte 116
Wien 124
Eifersucht 127
Bei Freud und Sissi 135
Graf Ferenc Batthyány (Efim Etkind aus B*arcelonskaja Pros*a a.d. Russ. von Renate Stolze 148

Ebensee (Efim Etkind aus *Barcelonskaja Pros*a a.d. Russ. von Renate Stolze) 167
Fotos 176 - 190
Heiraten? 204
Hochzeit versus ‚concubinat matrimonial' 218
Nobel-Symposium 110 229
Zuhaus und unterwegs 239
Brodskij-Theater 250
Vedere Venezia e poi morire 257
Intermezzo 264
Petersburg-Krise 267
Eine ‚natürliche Tochter' 275
Lyrisches Zwischenspiel 279
Der achtzigste Geburtstag 289
Familientag 303
Schatten 315
Mitten wir im Leben sind / von dem Tod umfangen… 317
Nachleben 363
Abgesang 369

Quellen

Copyright für Texte: Die zitierten Texte von Efim Etkind erscheinen hier zum ersten Mal auf Deutsch. Copyright: Elke Liebs.

Copyright für das erste Foto von Efim Etkind: Nouvelle Observateur, 1978

Copyright für alle anderen Fotos einschließlich des Titelbildes: Elke Liebs. (Die Fotos, wurden selbst aufgenommen.)

Elke Liebs ist emeritierte Professorin der Literaturwissenschaft an der Universität Potsdam, promovierte Germanistin sowie Psychotherapeutin. Während ihrer fünfunddreißigjährigen Lehrtätigkeit in Deutschland und den USA (Gainesville, Florida, Eugene, Oregon, Chicago, Illinois) hat sie zahlreiche literaturwissenschaftliche Bücher und Artikel veröffentlicht sowie kreatives Schreiben unterrichtet. Seit 1994 war sie mit Efim Etkind verheiratet und lebte mit ihm zunächst in Paris, später Berlin und Potsdam und immer wieder in St. Petersburg. Elke Liebs hat zwei Kinder und sieben Enkelkinder und lebt als freie Autorin und Psychotherapeutin in Berlin.